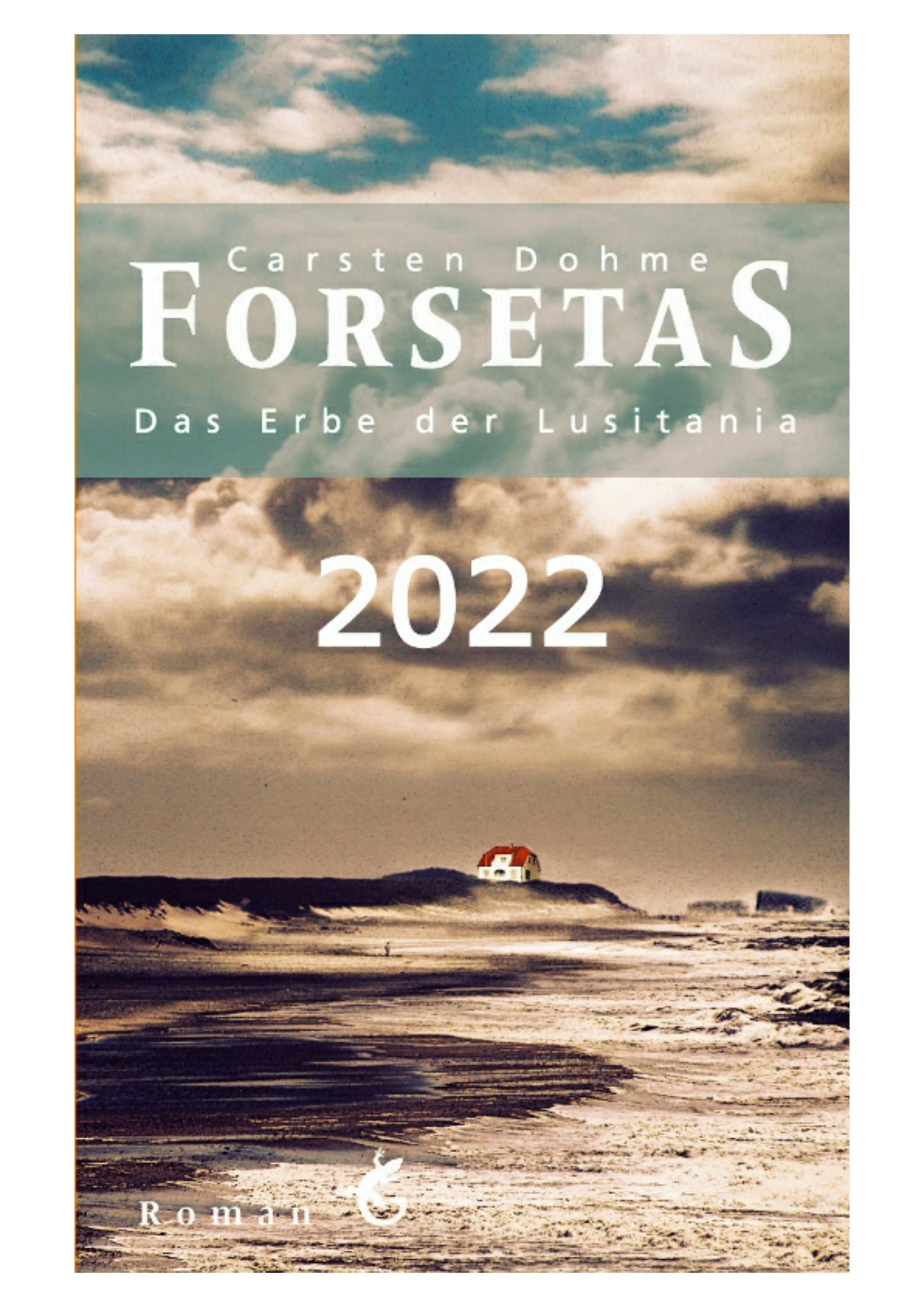




Carsten Dohme

FORSETAS

Das Erbe der Lusitania

2022

Roman



VORWORT

Mit *Forsetas – Das Erbe der Lusitania* verschmelzen Fiktion und Wirklichkeit miteinander. Das Meer, die Strände und die Menschen Dänemarks werden zu einem Teil der Kulisse für die Romanhandlung. Museen liefern Fakten. *Forsetas* regt die Fantasie an. Mit dem Roman können Sie als Leser wahlweise am Nordseestrand liegen oder im geistigen Gewand von *Richard Boyle* mit einem Tauchboot das Wrack von U-20 untersuchen. Sie können in ein jütländisches Fischlokal gehen oder einen Zeitsprung in den prunkvollen Speisesaal des Luxusdampfers *Lusitania* unternehmen. Sie können im *Bunkermuseum von Hanstholm* die Informationstafeln zu den Exponaten lesen, oder als *Svenja Jacobson* für den dänischen Geheimdienst Ihre Gegenspieler durch Gänge und Tunnel jagen. Die Geschichte ist ein Handlungsrahmen dafür, das Land und das Urlaubsziel auf eine ganz andere Art zu entdecken, als ein Reiseführer, ein Museum oder ein Geschichtsbuch es darzustellen vermögen.

Die aktualisierte Ausgabe 2022

Die Aktualisierung mit der Ausgabe 2022 wurde notwendig, um Änderungen zu den Orten der Handlung vorzunehmen. Einige Orte der Handlung wurden geschlossen, sind umgezogen oder andere hinzugekommen. Das scheint für einen Roman zunächst ungewöhnlich. Doch das Buch soll Sie inspirieren, den Norden Dänemarks zu erkunden und aus dem Urlaub eine eigene Abenteuerreise zu machen. Um den Spuren der Helden unserer Geschichte folgen zu können, müssen Daten und Fakten aktualisiert werden. Ein aktualisiertes Orts-, Namens- und Stichwortverzeichnis (Worte sind kursiv geschrieben) findet sich im Anhang des Buches oder unter diesem *Link im Internet*.

Jetzt wünsche ich Ihnen viel Spaß mit dem Roman und am Ort des Geschehens! Egal ob in eurer Fantasie oder im Norden Dänemarks.

Carsten Dohme
(Autor)

PROLOG
PIER 54, NEW YORK CITY
1. MAI 1915

Die mit Tausenden von Nieten besetzte Stahlwand erhob sich wie ein Wolkenkratzer über dem Kopf von Lærke und Thomas Bennet. Das Weiß der Decksaufbauten verschwamm mit dem Nebel, der den Hudson-River hinaufzog. So, als schwebte die Lusitania in einem Wolkenmeer.

Lærke war unbehaglich zumute, wie sie mit Thomas dastand und auf diesen aus Stahl gegossenen Hochmut blickte, mit dem die Industriegesellschaft einfache Menschen wie sie zu verhöhnen schien. In der wogenden Menschenmenge am Pier fühlte sie sich, als würde sie im Sturm der Zeitgeschichte hin und her geworfen. Die einzige Person, die sie schützen konnte, war ausgerechnet der Mensch, den sie in Kürze verraten sollte.

ACHTUNG!

Reisende, die eine Schiffsreise über den Atlantik antreten, werden darauf hingewiesen, dass sich Deutschland und seine Verbündeten mit Grossbritannien und dessen Verbündeten im Krieg befindet. Das Kriegsgebiet umfasst auch die Gewässer um die britischen Inseln. Laut einer offiziellen Mitteilung der kaiserlich-deutschen Regierung laufen Schiffe, die unter der Flagge Grossbritanniens oder einer seiner Verbündeten fahren, Gefahr, in diesen Gewässern angegriffen und zerstört zu werden. Wer auf Schiffen Grossbritanniens oder einer seiner Verbündeten reist, tut dies auf eigenes Risiko.

GEZ. KAISERLICH-DEUTSCHE BOTSCHAFT,
WASHINGTON, D.C., APRIL 22nd 1915

Ein Zeitungsjunge brüllte diese Meldung aus der New York Times immer und immer wieder heraus. Mitarbeiter der Cunard Line kamen auf Lærke und Thomas zu, gefolgt von einer Schar sensationslustiger Reporter und Fotografen.

»Lass uns gehen, Thomas!«

Thomas nahm Lærke an die Hand, und sie eilten los zur Gangway für die erste Klasse. Über ihre Köpfe hinweg schwebten massive

Holzboxen an den Ladekränen.

»Schau Lærke, in einer von denen ist bestimmt auch meine Laborausrüstung. Wenn wir zurückkehren, habe ich genügend Geld, und wir kaufen uns ein Automobil. Damit fahren wir dann an den Wochenenden zu den schönsten Badeorten der Ostküste.«

Sie folgte den Boxen mit ihren Augen – und erschrak. Es war, als schnüre ihr jemand die Kehle zu. Oben an der Reling stand ihre Kontaktperson und blickte auf sie herab. Lærke zögerte. Am liebsten hätte sie Thomas alles gebeichtet, ihn gegriffen und wäre mit ihm zurück in ihr bescheidenes Heim geflüchtet. Sobald sie auf dem Schiff waren, würde es zu spät sein. Im Grunde genommen war es das bereits. Sie konnte sich ihm jetzt unmöglich noch anvertrauen. Er würde es nicht verstehen.

»Komm, wir holen uns die Schlüssel zu unserer Kabine, du wirst Augen machen«, sagte Thomas. Am Empfang ging alles erstaunlich zügig, der Vorteil eines Erste-Klasse-Tickets. Hinter dem aus schwerem Mahagoniholz gearbeiteten Empfang mit kunstvoll geschmiedeten Messingverzierungen begrüßte sie der Chefsteward in einem tadellos aufgebügelten und gestärkten weißen Jackett.

»Herzlich willkommen an Bord der *Lusitania*, Mr Bennet. Mrs Bennet. Sie haben einen First Class State Room Deluxe gebucht, Sir?«

»Das ist richtig.«

Lærke merkte ihrem Mann an, dass er sich nicht ganz so sicher fühlte, wie er sich gab. Ihm fehlte die lässige Arroganz der Reichen, die sich täglich auf derart prunkvollem Terrain bewegten, und wie sie es in den Vorzimmern des Bankhauses, in dem sie arbeitete, erlebt hatte. Besser gesagt, ertragen musste.

»Ich habe eine Frage. In dem Zimmer befindet sich doch ein Safe, oder?«

»Ja Sir, wie von Ihnen bestellt. Sollte die Größe nicht ausreichen, können Sie Wertgegenstände gern bei unserem Zahlmeister abgeben.«

Lærke spürte die Blicke des Concierge auf sich. Offenbar fand er nicht, wonach er suchte. Keine kostbaren Colliers oder anderen Schmuck, und auch das Kleid war wie der Anzug ihres Mannes von minderer Qualität. Das Unbehagen in ihr wuchs von Minute zu Minute.

»Was kostet das Zimmer?«, flüsterte sie Thomas zu.

»400 Dollar, und man nennt es Kabine, meine Liebste.«

»400 Dollar? Das ist fast ein Jahreslohn.«

»Nicht mehr lange, meine Liebe. Für wen sollte ich mein Erspartes ausgeben, wenn nicht für meine wunderschöne Frau?«

Lærke fuhr zusammen, als sie den Mann von der Reling neben sich bemerkte. Ein Hüne, der bestimmt zwei Meter maß, hatte wortlos neben den beiden Position bezogen. Thomas' aufgesetztes Selbstbewusstsein bröckelte, und er fragte mit nervöser Stimme: »Kann ich Ihnen helfen?«

»Zu Ihren Diensten, Sir. Mein Name ist Alexander. Ich bin Ihr Stewart. Wenn Sie mir den Gepäckschein und die Zimmerschlüssel aushändigen, lasse ich die Koffer in Ihre Kabine bringen. Möchten Sie mir schon einmal Ihre Aktentasche geben, Sir?«

»Nein! Nein, die trage ich selbst ...«

Alexander blickte über die Schulter und schnippte zweimal mit den Fingern. Ein Page, kaum älter als vierzehn Jahre, kam herbeigeeilt und nahm den Gepäckschein entgegen.

»Möchten Sie ein Glas Champagner?«, fragte der Stewart.

»Bitte, bedienen Sie sich. Ein Willkommensgruß der Cunard Line.«

Minuten später schwang die Tür zu ihrer Suite auf.

»Mein Gott, die Kabine ist ja größer als unsere Wohnung.«

»Wo finde ich den Safe, Alexander?«

»Dort drüben am Schreibtisch, Mr Bennet.«

Lærke löste sich vom Arm ihres Mannes und durchquerte das Wohnzimmer mit dem angeschlossenen Essraum, das Schlaf-, das Ankleide- und Badezimmer. Sie ließ die Hand über die Badewanne gleiten und konnte dem Drang nicht widerstehen, den Warmwasserhahn aufzudrehen und die Toilettenspülung zu betätigen. Alles war so elegant, so neu, so ...

»Mrs Bennet, Sie tun das Richtige.« Alexander griff nach ihrer Hand und drückte sie sanft.

»Sie schaffen das! Lassen Sie mich wissen, wenn niemand in Ihrer Nähe ist. Verlangen Sie nach mir persönlich. Sie erhalten dann weitere Instruktionen.«

Lærke konnte seinem Blick nicht standhalten. Sie wischte sich eine Träne aus dem Auge und warf einen Blick über ihre Schulter zu Thomas. Der beschäftigte sich immer noch mit dem Safe.

»Wie funktioniert das Ding hier?«

»Ich bin sofort bei Ihnen, Sir.« Alexander schwang herum und ging

auf Thomas zu.

»Möchten Sie die im Safe deponieren?« Er machte eine Handbewegung in Richtung der Aktenmappe.

Thomas wich einen Schritt zurück. »Danke, das mach ich selbst. Erklären Sie mir einfach, wie ich die Kombination einstelle.«

Nun gib ihm doch einfach die verdammte Tasche, hätte Lærke ihn am liebsten angeschrien. Ihre Hände ballten sich zu einer Faust. Sie presste ihre frisch manikürten Nägel fest in die zarte Haut ihrer Handballen. Es half. Der Schmerz lenkte sie ab.

Thomas bekam von alldem nichts mit. Er drückte Alexander einen Silberdollar in die Hand und wies ihm die Tür.

»Danke, Alexander.«

»Ich danke Ihnen, Sir. Wenn Sie etwas brauchen, Sir, ich stehe jederzeit gern zu Ihrer Verfügung.«

Der mögliche Kriegseintritt der USA und die lauende Gefahr durch deutsche U-Boote waren überall an Bord das Thema Nummer eins. Natürlich auch bei den Offizieren. Nur der Kapitän wusste, dass ihre Befehle nicht mehr von der Reederei, sondern direkt von der englischen Admiralität kamen.

Kapitän William Thomas Turner schritt auf die Brückennock und ließ seinen Blick über das Vordeck der *Lusitania* schweifen. Genau genommen war er jetzt Kommandant eines Kriegsschiffes, eines Hilfskreuzers. Er sah auf den Funkspruch in seiner Hand. »Mr Bestic, berechnen Sie den Kurs zum Fastnet-Felsen an der Südwestecke Irlands. Dort erreichen wir Kriegsgewässer und werden von dem Kreuzer *Juno* nach Liverpool eskortiert.«

»Was sagen Sie zu der Anzeige in der *New York Times*, Sir? Meinen Sie, dass sie als eine Warnung für unser Schiff zu verstehen ist?«

»Die Deutschen rasseln nur mit den Säbeln. Selbst wenn sie es auf uns abgesehen haben, sind wir viel zu schnell für die. Leinen los, Mr Jones. Schicken Sie sie auf See.«

IRISCHE SEE

7. MAI 1915

Lærke hatte bereits beim Lunch davon gehört. Der Schiffsdetektiv William Pierpont nahm kurz nach der Abfahrt drei blinde Passagiere

fest. Man munkelte, sie seien deutsche Spione. Da sie sich weigerten, nähere Auskünfte zu erteilen, sperrte man sie in eine Kabine in den unteren Decks. Das sprach sich herum, und die Gefahr schien nunmehr nicht nur in der dunklen See zu lauern, sondern auch unter den Passagieren an Bord.

Angst und Verunsicherung wuchsen. Besonders bei Lærke selbst. Sie war Alexander zwar einige Male begegnet, doch der schien sie überhaupt nicht zu sehen, geschweige denn mit ihr reden zu wollen. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, wann und wie man sie und die Dokumente von Bord schaffen würde.

Thomas, der sonst nicht von Lærkes Seite wich, betrat den Smoking Room und setzte sich an einen freien Tisch.

»Mr Bennet, Sir. Darf ich Ihnen etwas bringen?«

»Alexander, schön Sie zu sehen. Ja, ich möchte einen Scotch.«

»Gern. Mit Soda?«

»Ja bitte. Noch eins, meine Gattin fühlt sich nicht wohl. Könnten Sie ihr bitte einen Tee und ein wenig Zwieback aufs Zimmer bringen? Danke.«

»Selbstverständlich, Sir. Ich hoffe, es ist nichts Ernstes.«

»Nein, nur eine kleine Magenverstimmung.«

»Ich werde mich persönlich darum kümmern, Sir.« Alexander mixte Thomas einen Uam Var mit Soda und Eis.

Nach einem Umweg über die Küche stand er nun mit dem Teewagen vor der Kabinentür der Bennets. Er klopfte zweimal an die Tür. »Ihr Tee, Madam!«

Unter Tausenden würde Lærke diesen Bariton mit dem näselnden britischen Akzent wiedererkennen. Sie warf sich einen Morgenmantel über und öffnete die Tür einen Spalt. Alexander schob sich hindurch.

»Geht es Ihnen gut, Mrs Bennet?«

»Ob es mir gut geht? Ich warte seit Tagen auf eine Nachricht von Ihnen.«

»Sie haben bestimmt von der Festnahme der drei blinden Passagiere gehört.«

»Sind das auch deutsche Spione?«

»Ich weiß es nicht. Wir wurden nicht davon in Kenntnis gesetzt, dass sie an Bord sind. Sie verstehen, dass ich deswegen umso vorsichtiger sein musste.«

»Aber ...«

Alexander legte ihr den Zeigefinger auf den Mund.

»Hören Sie mir jetzt genau zu. Sobald wir in wenigen Stunden die Irische See erreicht haben, wird es eine Explosion an Bord geben. Wir werden die Verwirrung nutzen und Sie von Bord bringen.«

»Eine Explosion? Werden Menschen dabei getötet?«

»Sorgen Sie sich nicht. Keinem wird etwas geschehen. Wenn Sie die Detonation hören, ziehen Sie diese Sachen hier an.« Alexander griff unter den Teewagen und holte ein Paket hervor.

»Aber mein Mann ...«

»Ich habe ihm etwas in seinen Drink gemischt. Ich werde dafür sorgen, dass man ihn ins Lazarett bringt und er vor unserer Ankunft in Liverpool nicht wieder herauskommt.«

»Was ...«

»Keine Sorge. Ihm wird nur fürchterlich schlecht sein, und die Nierenschale wird für die nächsten zwölf Stunden zu seinem besten Freund.«

»Ich werde Thomas nicht wiedersehen?«

»Nein! Nicht hier an Bord. Wollen Sie das denn überhaupt, ich dachte ...«

»Ich weiß es doch selbst nicht. Er war so gut zu mir.«

»Wir dürfen jetzt keine Fehler machen. Sobald wir in Deutschland sind, werden wir herausfinden, wo er ist. Dann können Sie zu ihm.«

»Und was sage ich ihm dann?«

»Erzählen Sie ihm, dass Sie auf dem Weg ins Lazarett durch die Explosion von Bord geschleudert und von einem dänischen Fischkutter gerettet wurden. Es darf jetzt nichts mehr schiefgehen. Sie bleiben so lange in Ihrer Kabine, bis ich Sie hier abhole. Haben Sie das verstanden?«

Sie nickte. Ihr war kalt. »Aber wie erkläre ich das gestohlene Paket, wenn ich Thomas wiedersehe?«

»Geben Sie mir die Schuld. Sagen Sie, ich hätte es entwendet. Ich bin der Einzige, der wusste, was sich in dem Safe befand, und der Ihrem Mann zu Beginn der Reise gezeigt hat, wie man die Kombination einstellt.«

»Das soll er mir glauben?«

»Er wird keinen Verdacht schöpfen. Ich habe zur Ablenkung noch einige andere Tresore geplündert. Mich wird er nie wieder sehen. Ich bleibe in Deutschland, wenn alles vorüber ist.«

Lærkes Atem wurde ruhiger. »Und das viele Geld?«

»Ganz einfach: Sie haben eine Erbschaft in Ihrer Heimat Dänemark gemacht. Damit wollten Sie ihn überraschen.« Hätte sie nur früher mit Alexander sprechen können. All die Gedanken, Fragen und Ängste, die sie in den letzten Tagen quälten, lösten sich mit einem Mal in Luft auf. Nach einem kurzen Moment der Überlegung wurde sie nahezu euphorisch und fasste neuen Mut.

»Gut, so kann es funktionieren.«

U-20

Walther Schweers, Kommandant des Unterseebootes U-20, schaute durch das Fernrohr und maß die Distanz zu dem Passagierdampfer, der erst vor wenigen Minuten beigedreht war und nun genau auf sie zulief. »Jetzt hab ich dich. Rohr eins los.«

»Käpt'n, das ist ein ziviles Passagierschiff. Ich kann kein Schiff mit Frauen und Kindern an Bord angreifen!«

»Verdammt, los, Vögele!«

Karl Vögele stand wie erstarrt und leitete den Befehl nicht an den Torpedoraum weiter.

Nach kurzem Zögern stieß Schweers den Mann beiseite und brüllte den Befehl selbst ins Rohr.

»Torpedo läuft.«

Oberleutnant Scheffler nahm die Stoppuhr und begann zu zählen. Eins, zwei, drei Sekunden ...«

»Das wird Konsequenzen haben, Mann«, herrschte Schweers Vögele an und trat wieder an das Periskop.

Als Scheffler bei neununddreißig angekommen war, sah er den Torpedo kurz hinter der Brücke detonieren. Ein leichtes Zittern ging durch das Boot.

»Treffer!«

Die Mannschaft brach in Jubel aus. Einige warfen ihre Mützen in die Luft und stimmten Hurragesang an. Währenddessen erfolgte eine zweite, viel heftigere Detonation. Schweers konnte gerade eben das Gleichgewicht halten, während selbst bei einer Entfernung von siebenhundert Metern zum Explosionsherd seine Männer durcheinandergewirbelt wurden, Rohrleitungen brachen und herumfliegendes Inventar nur knapp seinen Kopf verfehlte.

»Schadensmeldung!«

»Wir sind getroffen!«

»Schnauze halten! Ruhe!« Kommandant Schweers blickte erneut durch das Periskop und sah eine gewaltige Dampfwolke in den Himmel steigen.

»Verdammt, was ist da los? Ruder hart Backbord, beide Maschinen voraus, halbe Fahrt. Wir bleiben auf Seerohrtiefe. Bringen Sie mich eine halbe Meile hinter die *Lusitania*. Scheffler, übernehmen Sie.«

»Wollen wir die Schiffbrüchigen an Bord nehmen?«

»Nein.« Ohne einen weiteren Kommentar verschwand der Kommandant in Richtung Funkraum.

LUSITANIA

Der in den Bootsrumpf eindringende Torpedo wirkte auf Lærke wie eine Injektion mit Adrenalin. Sie zitterte am ganzen Leib, während sie sich das Nachthemd abstreifte und in Hose, Pullover und Stiefel schlüpfte. Kaum hatte sie den Südwester übergestreift, flog die Kabinentür auf, und Alexander stand vor ihr. Er hatte sein weißes Jackett gegen die Uniformjacke eines Offiziers getauscht.

»Fertig ?«

»Fast.«

Sie stellte die Kombination ein und öffnete den Tresor. Die Mappe mit den Unterlagen und die kleine Schachtel mit den Proben lagen im obersten Fach. Sie verstaute alles in einem Rucksack und warf die Tür des Safes wieder zu.

»Ich bin so weit.«

Alexander winkte sie zu sich. »Etwas ist schiefgelaufen. Das Schiff krängt stark nach Steuerbord. Es scheint über den Bug zu sinken. Das war nicht geplant.«

»Was meinen Sie? Was wird dann aus Thomas?«

»Der wird es schaffen, das Schiff ist nach den neuesten Standards gebaut. Die haben aus dem Untergang der *Titanic* gelernt. Ihm wird nichts passieren.«

Alexander packte sie unsanft am Oberarm. »Aua, Sie tun mir weh.«

»Entschuldigen Sie, aber wir müssen jetzt los.« Die Zeit läuft uns davon.«

Sie rannten die Backboard-Promenade entlang bis zum Treppenabgang der dritten Klasse. Lærke blickte sich immer wieder um, in der Hoffnung Thomas vielleicht doch noch zu sehen.

»Oh mein Gott, Alexander. Schauen Sie. Die Wellen schwappen

bereits über den Bug.«

»Das kann doch nicht das Werk eines einzigen Torpedos sein.« Dann blieb er abrupt stehen. Ihnen quoll ein unablässiger Strom von Menschen entgegen, begleitet von den markerschütternden Schreien der Alten, Frauen und Kinder, die bei lebendigem Leib zu Tode getrampelt wurden. Hier war kein Durchkommen.

»Hier lang.«

Alexander ergriff ihre Hand, machte eine Kehrtwendung, und sie liefen, so schnell es ging, die Außentreppe zum D-Deck hinunter, zum E- und weiter zum F-Deck. Als sie die letzten Stufen springend überwand, landeten sie in knöcheltiefem eisigem Wasser.

»Mein Gott ist das kalt.« Es fühlte sich an, als würden tausend Nadeln durch das Leder ihrer Schuhe dringen.

»Weiter! Wir müssen zum Heck.«

Sie wateten gegen die Fließrichtung durch eine kalte Brühe aus Öl, Mobiliar und Trümmern, als sich ihnen ein erschütterndes Bild bot. Dort wo sich zuvor Kabinen befunden hatten, waren durch die Explosion der vorderen Kessel die Räume und mit ihnen ihre Bewohner einfach weggefegt worden. Wo vorher Menschen geschlafen und gelebt hatten, brodelte nun eindringendes Meerwasser wie in einem riesigen Kochtopf.

»Wir müssen wieder hoch«, rief Alexander.

Sie hasteten die Treppe hinauf. Obwohl Alexander heftig an ihrer Hand zerrte, verspürte sie keinen Schmerz. Der war der blanken Angst gewichen.

Sie schafften es gerade zwei Etagen höher, als ein hysterisch schreiender Mann ihre Aufmerksamkeit erregte. Der Kerl versuchte, einer Frau und ihrem kleinen Jungen die Rettungswesten zu entreißen. Ohne zu zögern, schlug Alexander ihm mit der Handkante in den Nacken. Der Mann sackte zu Boden. Alexander bückte sich, half der Frau auf und gab dem völlig verschreckten Kind die Schwimmweste zurück. Lærke streichelte dem weinenden Jungen, der kaum älter als vier Jahre sein konnte, beruhigend über den Kopf. »Bring deine Mama in Sicherheit. Da lang!«

Er schien sie nicht zu verstehen, und die Mutter, in völliger Panik, schnappte sich ihren Sohn und lief mit ihm in die entgegengesetzte Richtung.

»Nein. Das ist falsch.« Lærke riss sich von Alexander los und rannte hinter den beiden her. Als sie um die Ecke bog, stoppte sie abrupt. Wo sie die zwei erwartet hatte, schoss eine breite Wasserwand durch

den weiträumigen Treppenaufgang auf sie zu.

Sie wurde herumgerissen. Alexander hatte sie eingeholt und zerrte sie nun noch unsanfter als zuvor hinter sich her. Sie gab jeden Widerstand auf. Jetzt ging es nur noch um das nackte Überleben. Sie dachte nicht einmal mehr an Thomas. Dafür würde sie die verheulten Augen des Jungen niemals in ihrem Leben vergessen.

Wenige Minuten später erreichten die beiden das Heck der *Lusitania*. Bis auf einen Mann, der vor einer Kiste neben den Ankerwinden ein Schlauchboot auffaltete, war das Achterdeck menschenleer. Wer war das? Sie sah Alexander an, der ihr signalisierte weiterzugehen. Als sie wieder nach vorn blickte, wirbelte der Mann herum und zielte mit einem Revolver auf sie.

Sie warf die Hände vor das Gesicht. Der Schuss wurde übertönt von dem lauten Zischen der Druckventile, aus denen der Dampf aus den Kesseln strömte. Hinter sich vernahm sie einen dumpfen Aufschlag. Als sie die Augen öffnete und sich umdrehte, sah sie, wie Alexander dem toten Körper eines jungen Matrosen unter die Achseln fasste und ihn zur Reling zerrte. Sie selbst war wie erstarrt, ihre Füße gehorchten ihr nicht mehr.

»Alles in Ordnung, Madam? Ich bin Curt Thorn, ein Kamerad von Alexander. Ich werde Ihnen jetzt helfen, von Bord zu gelangen.«

Sie verstand ihn kaum, so laut pochte das Blut in ihren Schläfen. Ihr Mund fühlte sich trocken an, und sie konnte ihm nicht antworten. Anstatt ihr die Hand zu reichen, wie es sich unter anderen Umständen geziemt hätte, zog er das Gummiboot zum Heck und befestigte ein Seil an der Backbordankerkette. Das andere Ende band er am Boot fest. Dann wuchtete er es über die Reling. Er winkte sie herbei und half ihr hinein. Sie ruderte wild mit den Armen bei dem Versuch, auf dem schaukelnden Untergrund Halt zu finden.

»Hinlegen!«, herrschte Curt sie an.

Alexander kam herbeigeeilt und stieg über die Querstreben der Reling. Curt lief zurück zur Winde und ließ sie an der Ankerkette hinab. Alexander startete den Außenborder und löste die Halteseile. Er sah hinauf und deutete einen militärischen Gruß an. Dann verschwanden sie in der sanften Dünung Richtung Osten.

Der kleine Erich machte sich an diesem tristen Novembertag des Jahres 1916 zusammen mit Hunderten anderer Menschen aus dem dänischen Jütland auf den Weg, einem spektakulären Ereignis beizuwohnen. Vor der Küste von Vejlbj war das deutsche U-Boot U-20 gestrandet.

Die Kälte hatte für ihn nur einen Vorteil. Er musste keine Kniebundhosen mehr tragen, die ihn als das enttarnten, was er war: ein zehnjähriger Rotzlümmel, der permanent auf der Flucht vor dem Teppichklopfer seiner Mutter und dem Ledergürtel seines Vaters war. Oben auf den Dünen fiel ihm ein Fotograf auf. Ob das ein Kriegsberichterstatter war? Bestimmt nicht. Der hatte noch so eine alte Plattenkamera. Auch so ein Gerät, das alle Jahre wieder für Ärger sorgte. Nämlich immer dann, wenn seine Eltern ihn in seinen Matrosenanzug zwängten, ihm einen Mittelscheitel verpassten und er eine gefühlte Ewigkeit für das alljährliche Familienfoto beim Fotografen in Holstebro stillhalten musste. Das letzte Mal hatte er statt »Käsekuchen« »Ameisenscheiße« gesagt, als der Fotograf sie aufforderte zu lächeln. Er handelte sich eine schmerzliche Kopfnuss von seinem Vater ein.

Er sah auf die Taschenuhr, die er seinem Großvater gemopst hatte. 12 Uhr. Es war so weit. Polizeimeister Janssen aus Lemvig, um den Erich gern einen großen Bogen schlug, machte den vier- bis fünfhundert Menschen am Strand mit Worten und Gesten klar, dass sie sich in Sicherheit bringen sollten.

Der Kommandant des U-Boots verließ jetzt als Letzter sein Schiff und setzte die Reichsflagge am Turm auf halbmast.

Eine Stunde später, Erich hatte sich inzwischen ein Gewehr aus einem Stück Treibholz geschnitzt, herrschte gespenstische Stille am Strand. Nur hier und da lugten ein paar Mutige zwischen dem Strandhafer über eine Düne hinweg. Selbst die Möwen, deren Fressgier sie normalerweise zu den waghalsigsten Manövern verleitete, waren nicht mehr in Sichtweite. Doch der Mann stand unbeirrt wie ein Fels in der Brandung wogender Weltgeschichte.

Erich sah hinüber zu dem Kommandanten des U-Bootes, der zusammen mit einem nervös dreinblickenden Matrosen zwei schwere Holzkisten auf eine Barkasse lud. Was konnte da wohl drin sein, wenn selbst ein Offizier sich für diese Aufgabe nicht zu schade war?

Plötzlich knallte es wie Schüsse aus Gewehrläufen. Erich drückte sein Gesicht in den Sand. Nichts passierte. Er hob den Kopf und sah

wieder hinüber zu dem Boot.

Falscher Alarm. Es waren Fehlzündungen des Barkassenmotors gewesen. Der Motor soff ab, und das Boot driftete mit der Strömung nach Norden. Hektische Rufe ertönten. Der Kapitän und seine Männer paddelten mit den Händen und eilig herausgerissenen Planken, um den Abstand zwischen sich und dem U-Boot zu vergrößern. Einen kläglichen Anblick bot die kaiserliche Kriegsmarine da, als U-20 einem gestrandeten Wal gleich mit jeder Welle tiefer in den Sand eingegraben wurde.

Der Fotograf hielt den Finger auf dem Auslöser. Minute um Minute verstrich. »Warten, warten, warten«, flüsterte Erich immer wieder vor sich hin. Er fühlte sich wie ein Soldat im Schützengraben, auf den die feindlichen Truppen mit lautem Hurrageschrei zustürmten.

»Bum!« Ein ohrenbetäubender Knall zerriss die Stille, ein Feuerball stieg senkrecht in die Luft, und schwarzer Rauch wurde trichterförmig in alle Richtungen geschleudert. Noch ehe er den Auslöser betätigen konnte, erfasste den Fotografen die Druckwelle und katapultierte ihn zusammen mit Kamera und Stativ nach hinten, vom Dünenkamm hinunter.

Splitter waren wie Schrapnellgeschosse in die Dünen eingeschlagen, hatten die Linse der Kamera getroffen und zerstört. Glück gehabt, Kamerad, dachte Erich und sah sich um. Metallplatten von der Größe eines Esszimmertisches waren bis zu hundert Meter weit geschleudert worden und nur wenige Meter entfernt in den Sand eingeschlagen. Langsam erhoben sich die Menschen um ihn herum aus dem Sand. Einige standen so sehr unter Schock, dass sie ihre Körper nach Verletzungen abtasteten.

Erich sprang auf. »Bäng, endlich ist hier mal was los!« In großen Sprüngen strebte er dem Strand entgegen. Als er an dem Fotografen vorbeikam, blieb er kurz stehen und schaute auf das Blut, das in den Sand tropfte. »Kann ich Ihnen helfen, mein Herr?« fragte er.

»Nein, nein danke«, antwortete der geistesabwesend. »Es geht schon.«

Das Ausmaß der Zerstörung war gewaltig. Einige hundert Meter entfernt dümpelte die durch die Wucht der Explosion gekenterte Barkasse in der Brandung. Der Kommandant schleppte sich mit hängendem Haupt in Richtung Ufer.

»Wir haben die Deutschen kalt gemacht«, rief Erich.

»Schnappt euch die Beute!« Zielstrebig steuerte er auf eine Kiste zu, wuchtete sie hoch und gab Fersengeld.

NORDSEE WESTLICH VON DÄNEMARK
4. JULI 2013

Knudsen fuhr seit achtundzwanzig Jahren zur See. Aber so einen Nebel hatte er selten erlebt. Die Sicht reichte kaum bis zum Bug seines gut dreißig Meter langen Fischerbootes, der *RI 49 Britta*, die langsam mit der Küstenströmung nach Norden driftete. Der Motor war zum zweiten Mal in dieser Woche verreckt.

Er nahm den Bordfunk zur Hand. »Martin, wie sieht es aus? Bekommst du es hin? Wie lange brauchst du noch? Ich würde gern wieder Fahrt aufnehmen bei dieser Suppe da drau-

Ben. Wir treiben auf die Schifffahrtsrouten zu.«

»Ich muss die Spritzuleitung ersetzen. Dann habe ich es. Warum hast du auch keine bestellt?«

»Du machst das schon. Aber beeil dich!«

Diese Nacht meinte es Neptun gut mit ihnen. Bis auf einen sanften Wellengang bei einer leichten Brise war das Wasser spiegelglatt. Trotzdem, die Stille rings um das Boot hatte heute etwas Unheimliches. Er erschrak, als durch die Lautsprecher das Rufsignal des Funksprechgerätes quäkte.

»*Britta*, hier spricht die *Emile Robin*. Bitte kommen.«

»Hier ist die *Britta*, Peter, bist du das?«

»Ja. Einen schönen guten Morgen.« Knudsen sah auf die Uhr. Es war vier.

»Was gibt es? So früh schon auf den Beinen?«

»Ja, das Küstenradar in Aalborg ist ausgefallen. Wir schippern die Küste auf und ab und überwachen den Bereich zwischen Hanstholm und Esbjerg. Schau auf dein Radar. Da kommt was mit hoher Geschwindigkeit auf euch zu.«

»Ich hab nichts auf dem Radar außer der *Baltic Star*. Warte!« Er tippte auf den Monitor und rief die Schiffsdaten des Frachters ab. »... auf dem Weg nach Irland.«

»Ich sehe, du kannst endlich mit dem Gerät umgehen.«

»Die Verbindung reißt ab. Peter?«

»Ja, ja, schau auf dein Radar. Was immer ... kommt verdammt schnell auf euch zu ... auf direktem Kollisionskurs.«

»Hier ist nichts. Was ist mit deinem Funkgerät?«

»... gerade noch eine halbe Meile entfernt. Du musst es ... Hau ab

da!«

»Ich hau hier gleich ab. Wir holen die letzten Krabbenkörbe ein, und dann sind wir verschwunden.«

»Krabbenkörbe? ... verarscht doch. ... Kahn wieder liegen geblieben?«

»Alles gut. Hier ist nichts.«

»Sieh raus. Das Nichts nähert sich mit fast hundert Knoten.«

Einen Moment lang herrschte Funkstille.

»Hundert Knoten, ist das ein Torpedo oder was?«

»... weiß nicht, was es ist. ... kein AIS-Signal. Hau ab da jetzt!«

»Kann ich nicht.«

Ein dumpfes Grollen erhob sich aus dem Nebel achtern. Als Knudsen nach hinten aus dem Steuerhaus blickte, sah er den Rumpf eines mattschwarzen Power-Bootes nur wenige Meter vom Heck aus dem Nebel auftauchen.

»Alles klar, Peter. Sind wahrscheinlich ein paar reiche Araber aus London, die sich verfahren haben. Ich melde mich wieder. Over and Out. Peter?«

Nichts. Nur statisches Rauschen.

Der Motor des Rennbootes lief im Standgas und produzierte dennoch so viel Lärm, dass man damit die halbe Nordsee hätte aufwecken können, dachte Knudsen. Er wollte das Boot gerade anfunken, als er ein Ploppen hörte, gefolgt vom Scheppern einer Metallhülse, die auf das Achterdeck aufschlug. Mit einem dumpfen Knall begannen Funken und Rauch aus dem Metallkörper zu sprühen.

»Verflucht, was soll das?«

Kaum hatte er das ausgesprochen, hörte er zwei weitere Donnerschläge über sich.

»Jetzt reicht es aber, die werde ich ...«

Ehe er den Satz beenden konnte, schnürten sich seine Atemwege zu. Weißer Schaum trat aus Mund und Nase, Krämpfe durchzuckten seinen Brustkorb. Ihm war schwindelig. Er versuchte Halt zu finden, doch seine Hand verfehlte die Wand, und er stürzte den Niedergang hinunter.

Matson steckte mit dem ganzen Oberkörper in der Bilge, um den Schlauch einer der Lenzpumpen abzuziehen. Daraus konnte er einen Ersatz für die völlig zugesetzte Kraftstoffleitung basteln. »Scheißkahn!«

Über sich hörte er das Getrampel schwerer Stiefel, die über das

Deck liefen. Dann flog das Schott zum Maschinenraum auf.

So schnell? Das kann nicht Knudsen sein. Ehe er den Gedanken zu Ende führen konnte, spürte er mehrere Einschläge in seinen Rücken. Es fühlte sich an, als hätte ihm jemand stumpfe Metallrohre hineingestoßen. Mit dem Eindringen der Geschosse verließ seinen Körper jegliche Kraft. Als stünde er neben sich und wäre nur Beobachter der grausigen Szene, sah er Blut aus seinen Lungen in die Bilge fließen. Dann wurde alles schwarz um ihn herum, und er rutschte durch die Öffnung in das schmutzige, von Blut und Öl purpurrot gefärbte Wasser im Kielraum des Bootes.

OLD HEAD OF KINSALE , IRLAND GEGENWART

1.

Richard näherte sich der Anlage von der Seeseite. Mit letzter Kraft hievte er sich über die Klippenkante, da stand er auch schon vor dem nächsten Hindernis. Die Reste eines alten Elektrozaunes, dessen dünne Drähte an einigen Stellen weggerostet und scheinbar erst kürzlich durch Stacheldraht ersetzt worden waren, zogen sich rund um das Grundstück. Gehalten wurde das Flickwerk nur von gut drei Meter hohen Zaunpfählen, die an Speere erinnerten und im Abstand von ungefähr fünf Metern aufragten. Zu hoch, um eben mal darüber zu springen.

Er kauerte so lange in geduckter Haltung, bis das Leuchtfeuer über ihn hinweggeglitten war. Jetzt! Richard warf seinen Rucksack auf die andere Seite und stieg die Drähte hoch. Wenn du da hängen bleibst, gibt's Ärger mit der Frau Gemahlin. Er warf seine Lederjacke über den Stacheldraht und schwang sich vorsichtig hinüber.

Bis zum Eingang des Lagers des ehemaligen Militärgeländes waren es noch zwanzig Meter, schätzte er. Die alte Holztür befand sich in einem ähnlich maroden Zustand wie der Zaun. Ein Tritt, und die Tür zum alten Marinearchiv flog nach innen auf. Gern hätte er sich hier eine Weile aufgehalten und herumgestöbert, doch ihm saß die Zeit im Nacken.

Er ließ den Strahl der Taschenlampe durch die Regale wandern und fand, wonach er suchte. Er verstaute einen Aufschlagzünder mit der Nummer vierundvierzig in seinem Rucksack, produziert bei der Bethlehem Steel in Pennsylvania, dem Hauptlieferanten von Geschützen für die amerikanischen Streitkräfte im Ersten Weltkrieg.

Vor einigen Tagen hatte Richard das Ding von der *Lusitania* geborgen. Der britische Geheimdienst kassierte es wieder ein, wie alles andere, was er gefunden hatte. Damit wollte Richard sich nicht abfinden. Es wäre der gegenständliche Beweis dafür gewesen, dass das Schiff eben doch nicht nur Passagiere, sondern auch Konterbande transportiert hatte. Nach wie vor hatten die Briten ein großes Interesse daran, die wahren Umstände, um den Untergang der Lusitania im Verborgenen zu belassen. Richard hingegen hatte sich schon vor vielen Jahren der Aufgabe verschrieben, Licht in das Dunkel dieser Katastrophe zu bringen.

Als er wieder vor die Tür trat, sah er rechts von sich einen Schatten hinter einen Strandrosenstrauch weghuschen. Zeit zu verschwinden.

Er legte sich flach auf den Boden und robbte in Richtung des Zaunes. In der nächsten Lücke im Busch entpuppte sich im Lichtschein das, was eben noch eine undeutliche Silhouette gewesen war, als ein ausgesprochen großer irischer Wolfshund. Und der trabte nun direkt auf ihn zu. In der schmerzlichen Erinnerung an die letzte Tollwutspritze in den Bauch entschied er sich für einen schnellen Rückzug. Er sprang auf und rannte los.

Das musste klappen. Ohne Rücksicht auf die antike Einfriedung trat er im Sprung mit einem Bein den Zaun flach und hechtete hinüber. Noch im Flug wurde ihm klar, dass das keine gute Idee gewesen war. Damit war auch für den Hund das Hindernis beseitigt und gewährte der Bestie freie Bahn in Richtung Waden und anderer Weichteile seines Körpers.

Wie es kommen musste, rutschte er zu allem Überfluss mit einem Fuß in eine Mulde, strauchelte und landete platt auf dem Bauch. Aus den Augenwinkeln sah er, wie das Tier direkt hinter ihm zu einem gewaltigen Satz ansetzte.

Im Bruchteil von Sekunden sondierte Richard sein Umfeld in Reichweite seiner Arme auf der Suche nach etwas, mit dem er sich hätte verteidigen können. Nur da war nichts. Als das Tier auf seinem Rücken landete, pressten die geschätzten sechzig Kilo ihm die Luft

aus den Lungen. Geifer tropfte ihm in den Nacken. In Erwartung eines kräftigen Bisses warf er seine Hände schützend über den Kopf.

Nichts passierte. Lediglich die feuchte Nase glitt über seine Hände. Die blöde Töle gab ein paarmal Laut und presste ihn ins Gras. In dieser misslichen Lage am Boden festgenagelt, hörte er das Auflachen einer Frau.

»Mr Boyle, wenn ich mich nicht irre. Haben Sie gefunden, wonach Sie gesucht haben?«

Das Bellen klang nun mehr nach einer Aufforderung zum Spielen als in irgendeiner Form bedrohlich.

»Mrs McMullen, Sie auch hier?«

Sandra McMullen gehörte zur Maritime & Coastguard Agency der britischen Küstenwache, die der Marine unterstellt war.

»Ich dachte, Ihnen wäre unmissverständlich klargemacht worden, dass Ihr Auftrag beendet ist.«

Das brachte ihn in die Bredouille. Er wollte auf keinen Fall seine Kollegen mit hineinziehen und schon gar nicht seinen Chef, der ihn mit Nachdruck angewiesen hatte, den Fall zu den Akten zu legen.«

»Sie ahnen es sicherlich. Ich bin aus privaten Gründen hier.«

»Ach ja?«

»Ich möchte mir gern ein Haus in der Gegend kaufen.«

»Hier?«

»Ja.«

»Am Arsch der Welt.«

»Warum nicht? Hier ist es hübsch ruhig, man hat einen schönen Blick auf das Meer.«

Sandra unterbrach ihn. »Klar, jetzt wo Sie festgestellt haben, dass in Ihrer Badewanne vor der Tür ein Haufen Schiffschrott rumliegt und auch noch der Zaun kaputt ist, hoffen Sie bestimmt auf einen Schnäppchenpreis. Darf ich mal einen Blick in Ihren Rucksack werfen?«

»Nope!«

»Mr Boyle.« Sie kniete sich neben ihn, packte den Hund am Halsband und zog ihn so weit zu sich heran, dass ihre drei Nasen keine zehn Zentimeter voneinander entfernt waren. Richard ließ sich nicht beirren und sog übertrieben den blumigen Duft ihres Parfums ein.

»Chanel?«

Sie schnupperte an ihm.

»Angtschweiß? Den Rucksack, Mr Boyle.« Sie stand auf und

tätschelte dem aufgeregt hechelnden Hund den Kopf.

»Ich mag Sie, Richard. Warum auch immer. Doch in fünf Minuten tauchen hier ein paar Regierungsbeamte des MI6 auf, die kanadische Umweltaktivisten im Hoheitsgebiet des britischen Empire nur sehr bedingt dulden.«

Sie sah hinaus auf das Wasser, über dem das Donnern eines Hubschraubers anschwell.

»Es sind eher zwei Minuten.«

Sie hielt die Hand auf. Er wusste, wann er verloren hatte. Er nahm den Rucksack vom Rücken und reichte ihn ihr. Der Beweis, der unten im Boot lag, war genauso gut. Die Analyse des Muschelbewuchses auf dem Zünder hätte allerdings den unumstößlichen Beleg dafür geliefert, dass es sich hier um ein Fundstück von der *Lusitania* handelte. Die Schlacht vielleicht, aber der Krieg war für ihn noch lange nicht verloren.

»Hau'n Sie ab. Ich halte Ihnen den Rücken frei. Aber ich will Sie hier nie mehr sehen.«

»Und in dem netten kleinen Fischrestaurant unten in Kinsale?«

»Eine Minute.«

Er rappelte sich auf und kraulte dem Hund das Kinn.

»Du hast aber ein strenges Frauchen. Wenn du Asyl suchst, einfach dreimal bellen.«

»Mr Boyle!«

»Bin schon weg. Bis zum nächsten Mal.«

Als Richard zwischen den Felsspalten der Steilküste verschwunden war, strich Sandra dem Hund gedankenverloren über den Kopf.

»Da bin ich fest von überzeugt, oder was sagst du, Rufus?« Die HH-65-Dolphin der Küstenwache setzte einige Meter entfernt zum Landen an, und sechs Special Agents des SIS in schwarzen Anzügen sprangen heraus, noch ehe die Maschine den Boden berührte.

Welch ein Klischee, dachte sie.

»Er ist weg. Hier haben wir seine Spur verloren«, rief sie den herannahenden Männern zu. Sie zeigte auf einen Fußabdruck, den Richards Stiefel im Sand hinterlassen hatten.

»Verdammt! Wenn er in den Höhlen verschwunden ist, finden wir ihn nie. Was ist mit Ihrem Hund? Kann der keine Witterung aufnehmen?«

Sandra musste den Mann irgendwie ablenken und warf ihm ihre Beute vor die Füße.

»Im Wasser? Ich glaube, was Sie suchen, befindet sich hier drin. Er hat den Rucksack dem Hund vor die Nase geworfen, als der ihn gestellt hat.«

Wieder tätschelte sie Rufus den Kopf.

Der Special Agent öffnete den Rucksack, sah hinein und lächelte zufrieden. Er wandte sich zu den übrigen Männern um. »Wir sacken jetzt den gesamten Kram aus dem Schuppen ein und dann Abmarsch. Um Mr Boyle können wir uns immer noch kümmern.«

2.

FORSCHUNGSSCHIFF KELDYSH

Richard kehrte im Schutz der Dunkelheit zu seinem Forschungsschiff, der *Keldysh*, zurück, die 11 Seemeilen südlich vor der Küste auf 51° 25' Nord 8° 33' West vor Anker lag. Das Schiff war ein Gemeinschaftsunternehmen des North American Institute Of Maritime Research, kurz NAIM, und der Royal Canadian Navy. Sah man genau hin, konnte man die übermalten Embleme am Rumpf des ehemaligen Eisbrechers der Coast Guard noch erkennen.

Die Einrichtung wurde aus staatlichen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Mitteln als institutseigene Gesellschaft der University of Victoria gegründet. Ihre Aufgabe bestand in erster Linie in der Untersuchung der unzähligen Flugzeug-, Schiffs- und U-Bootwracks vor der kanadischen Küste und den Risiken, die von ihnen für das Ökosystem der Meere, Küsten und den zivilen Schiffsverkehr gingen. In Zeiten des Kalten Krieges war es üblich gewesen, dass sich Russen und Amerikaner mit ihren U-Booten gern mal durch den arktischen Ozean jagten und den Kanadiern dabei ihren Schrott hinterließen. Dieser Nachlass machte inzwischen nicht nur mehr Umweltschützer nervös. So lag es in der Natur der Sache, dass die Militärs, Geheimdienste und Politiker ihrem Treiben besondere Aufmerksamkeit schenkten und zu ihren Auftraggebern gehörten.

Die NAIM finanzierte das Schiff in erster Linie aus Forschungs- und Drittmitteln. Das bedeutete, dass die Crew normalerweise aus zivilen Personen bestand, im Ernstfall jedoch der Marine unterstellt werden konnte. Das war im wahrsten Sinne des Wortes ein Minenfeld, durch

das sich der Leiter des Instituts, Paul Cunningham, erst einmal geschickt hindurchmanövrieren musste.

Richard hingegen rannte für gewöhnlich einfach erst mal durch und formulierte seine Fragen erst dann, wenn der Sprengstoff bereits hochgegangen war. Er tat, was er für richtig hielt. Meist kam er damit durch, weil er das »Grundproblem« dabei löste. Er gehörte zu der Spezies von Wissenschaftlern, deren Motivation aus ihrer kindlichen Neugier genährt wurde. Wenn er loszog und in seinen Gastvorlesungen und Vorträgen von seinen Unternehmungen berichtete, hatten die Zuhörer bald das Gefühl, in eine Fortsetzung von *Indiana Jones* geraten zu sein. Weder Karrierestreben noch Geld trieben ihn an, sondern die Suche nach dem Abenteuer. Cunningham hatte ihm einmal vorgeworfen, er habe die Welt seiner »Was ist Was«- Bücher niemals verlassen, sei lebensmüde und benötige dringend einen Therapeuten. So wie 2005, auf einer Expedition zu einem havarierten russischen Atom-U-Boot in der Baffin Bay. Damals kam ein US-amerikanisches Team von Wissenschaftlern an Bord. Die Männer waren schweigsam und erstaunlich gut durchtrainiert – Seals. Selbst Richard konnte ihnen nicht entlocken, welches Ziel ihre Forschungsarbeiten im Detail verfolgten. Nachdem der Mannschaft der *Endeavour* der Zugang zu weiten Teilen ihres eigenen Schiffs verwehrt wurde, kabbelte sich Richard mit den Jungs das erste Mal richtig. Noch während der laufenden Arbeiten tauchten im Internet Bilder eines amerikanischen Atom-U-Bootes auf, das nur wenige Meilen vor der kanadischen Küste die Eisdecke durchbrach. Kanada betrachtete diese Aktion als eine Verletzung seiner Hoheitsgewässer und verwies die Amerikaner vorerst von Bord. An Richard blieb der Verdacht kleben, dass die Veröffentlichung der Fotos auf sein Konto ging. Beweisen konnte man es ihm allerdings nie.

Nun ließ Cunningham ihm nicht einmal die Zeit, die durchnässte Kleidung zu wechseln, geschweige denn, eine warme Dusche zu nehmen. Richard kippelte vor dem abgenutzten Stahlrohrrahmenschreibtisch auf einem grauen kunstlederbezogenen Metallstuhl vor und zurück und fummelte mit einem maßstabgetreuen Modell der *Keldysh* herum.

»Hör auf zu kippeln und stell das wieder hin! Wir brechen ab.«

»Was brechen wir ab?«

»Die Expedition zur *Lusitania* ist beendet.«

»Das kannst du nicht machen.«

»Befehl von oben.«

»Nun sei doch nicht so einsilbig, verdammt. Wir haben jetzt endlich die Beweise, dass sich Konterbande auf der *Lusitania* befunden hat.«

»Tut mir leid, Richard. Eine Sondereinheit der Briten, genauer gesagt der SAS, war bereits an Bord und hat alles, was mit der *Lusitania* in Zusammenhang stand, beschlagnahmt.«

»Wann?«

»Die sind vor einer halben Stunde wieder weg.«

»Das lassen sich die Amis gefallen?«

»Falsche Frage. Ist das nicht ein eindeutiges Indiz für deine Theorie, dass die Tommies etwas verheimlichen wollen, wenn sie es wagen, ein amerikanisches Schiff auf Expedition zur *Lusitania* außerhalb der Dreimeilenzone zu kapern und zu plündern? Ich soll dich übrigens von einem Lieutenant des SIS grüßen. Sei froh, dass der dich da oben auf den Klippen nicht erwisch hat.«

»Was meinst du? Welche Klippen?«

»Lass gut sein. Wir haben neue Order bekommen.« Cunningham deutete auf einen Aktendeckel vor sich.

Richard zog das Dossier vom Tisch. »Forsetas, der germanische Gott der Winde. Windkraftanlagen in der Nordsee. Nicht mein Metier. Kann das nicht jemand anderes machen?«

»Reinschauen, sagte ich. Ich habe sonst niemanden. Außerdem will ich dich aus der Schusslinie haben.«

»Ich wollte nächste Woche meine Söhne besuchen.«

»Dein Urlaub ist gestrichen. Nimm sie mit.«

»Das ist nicht dein Ernst? Ich habe sie drei Monate nicht gesehen, und jetzt soll ich sie vier Wochen mit einem Haufen schrulliger Wissenschaftler auf diesem Kahn hier einbuchen. Ich wollte Ferien in Dänemark machen und nicht meine Kinder zwangsinternieren.«

»Da mache ich mir keine Sorgen, Richard. Bisher hast du deine Unternehmungen immer noch zu einem Abenteuer für alle Beteiligten gemacht. Denen wird schon nicht langweilig werden. Wie geht's den beiden überhaupt?«

»Gut ... nehme ich an. Viel bekomme ich ja nicht mit.«

»Spielt der Kleine noch Fußball? Wie heißt er noch?«

»Jackson. Ja, er ist Torwart. Sie nennen ihn ›die Katze‹, weil er jedem Ball hinterherhechtet.«

»Und der Große? Freddy? Fotografiert er noch?«

»Mit wachsender Begeisterung. Er hat mir zu Weihnachten eine digitale Spiegelreflexkamera aus dem Kreuz geleiht.«

»Na, perfekt, dann kann er ja die Fehlritte seines Vaters

dokumentieren.«

»Ha, ha, ha.«

»Ganz der Daddy. Was ist, wenn ich dir sage, dass dort das U-Boot vor der Küste liegt, das angeblich die *Lusitania* versenkt haben soll. Und wir sollen es untersuchen.«

»Wo?«

»Aha! Jetzt habe ich dich bei den Eiern.«

Cunninghams gesellschaftlicher Hintergrund ließ nur selten derart verbale Entgleisungen zu. Er war der älteste von sechs Geschwistern aus einer streitbaren »Dynastie« von schwarzen Bürgerrechtlern aus Toronto.

Während seine Brüder sich auf Demonstrationen mit dem Ku-Klux-Klan prügeln, strebte er konsequent eine Karriere als Wissenschaftler an und machte sich schnell einen Namen in der Tiefseeforschung. Nach einer Ausbildung zum Marinetaucher studierte er am Geo Engineering Centre des Royal Military College of Canada. Im Anschluss an seine Militärzeit wurde er an die University of Victoria als Professor auf einen Lehrstuhl des Fachbereichs Meereswissenschaften berufen. Den bei den Streitkräften üblichen Jargon konnte er, besonders wenn er in Rage war, nicht ablegen.

Mit einer Größe von ein Meter sechsundneunzig und hundertdreißig Kilo bot er ein imposantes Erscheinungsbild. Sein ergrautes Haar unterstrich sein selbstbewusstes und seriöses Auftreten in der immer gleichen Kombination aus einem dunkelblauen Anzug mit weißem, gestärktem Hemd und roter Krawatte. Seine Augen hinter der randlosen Brille waren trotz seiner 62 Jahre hellwach, und der kugelige Bauch, der ihm das Aussehen eines Teddybären verlieh, konnte nicht über die ausgesprochene Agilität und Tatkraft hinwegtäuschen.

Richard und er hatten sich an der Universität Bremen kennengelernt. Damals studierte Richard Geografie und im Nebenfach Ozeanografie und Geologie. Cunningham hatte zu der Zeit eine Gastprofessur an der Fakultät für maritime Geowissenschaften, dem MARUM, angenommen. Die beiden waren sich von Anfang an sympathisch und frönten manchen Abend bei einem guten kanadischen Whisky gemeinsamen Leidenschaften, wie dem Mythos um die *Lusitania* oder dem Gesang von Klassikern der Musikgeschichte. Kombinierten sie beides, schmetterten sie auch gern einmal alte Seemannslieder.

Richards fundierte Kenntnisse über den Untergang der *Lusitania* waren der Grund, warum Cunningham Richard davor bewahrte, durch die Abschlussprüfung zu rasseln und eine Karriere als Erdkundelehrer einschlagen zu müssen. Er wollte ihn in seinem Team haben. Seither konnte Richard sich darauf verlassen, wann immer er in ernsthaften Schwierigkeiten steckte, der alte Herr wäre für ihn da.

So auch vor zwei Jahren. Da holte Cunningham ihn aus der Beugehaft. Richards Ehefrau war in Deutschland mit einem seiner Kumpels durchgebrannt und hatte sich scheiden lassen. Richard verlor völlig den Boden unter den Füßen. Seine kleine Firma ging den Bach runter, er selbst kehrte zurück nach Kanada. Dort verkroch er sich für Monate in den einsamen Wäldern der Coast Mountains.

Als er sich wieder soweit aufgerappelt hatte, um seine Söhne in Deutschland zu besuchen, wurde er von ein paar freundlichen Beamten in Zivil am Flughafen abgefangen, die ihm einen internationalen Haftbefehl wegen Unterhaltsschulden und Körperverletzung unter die Nase hielten. Richard hatte seinem Kumpel mit schlagenden Argumenten die Freundschaft gekündigt. Da er kaum mehr als seinen alten Pickup, die Klamotten, die er auf dem Leib trug, und seine Kameraausrüstung besaß, reagierte Richard weniger nett, widersetzte sich der vorläufigen Festnahme und landete in U-Haft.

Nach wenigen Tagen im Gefängnis überwand er seinen Stolz und rief Cunningham an. Der gab ihm einen gut bezahlten Job als Analytiker, und von da an konnte seine Ex mithilfe der Justiz einiges an Unterhaltsgeld auf den Kopf hauen und der »Spacken«, wie er ihren neuen Lover gern bezeichnete, sein Schmerzensgeld verjubeln.

»Du bist mit deiner Aktion einigen hochrangigen Beamten gewaltig auf die Füße getreten. Ich Sorge nur dafür, dass du mit ein bisschen Glück deinen Job behältst. Außerdem bist du Geograf.«

Richard wusste, was nun kam, hob die Hände und begann zu dirigieren, damit Cunningham seine alte Leier abspulen konnte. Fast zeitgleich wiederholten sie den wohlbekannten Satz: »... und deshalb der ideale Allrounddilettant, der von nichts eine Ahnung hat, aber überall seine Nase hineinsteckt.«

Wie ihm dieser Spruch auf den Geist ging.

»Komm rüber an den Kartentisch, und ich zeige dir im Detail, worum es geht. Ich brauche dich für die Recherche, weniger wegen deiner fundierten Kenntnisse in Meeresgeologie. Also hör jetzt zu. Alle

Details über das Windparkprojekt findest du in dem Bericht. Unser Kunde Eric Fisher will dort achtzig Windräder errichten, um, wie er es ausdrückt, den Kreislauf von nachhaltiger Energiegewinnung und umweltfreundlicher Nutzung zu schließen. Der Mann ist dir sicherlich bekannt. Er ist Gründer der Fisher-Automobile. Er besitzt Werke in Virginia und Kalifornien.«

»Kenne ich. Baut Elektroautos der Luxusklasse.«

»Richtig. Ein einflussreicher Mann.«

»Warum hat man uns dazu beordert?«

»Die gesamte dänische Küste war Teil des Atlantikwalls der Nazis. Damit ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass man in diesem Gebiet nach dem Krieg Munition und Kampfstoffe aus den Bunkern verklappt hat. Vor einigen Monaten ist ein Fischkutter in die Luft geflogen. Unser Auftraggeber hat Angst, dass das seinen Schiffen auch passiert. Und dort, wo die Kabeltrasse an Land trifft, liegt besagtes U-Boot, die U-20. Die wollen wissen, wie viel davon übrig ist und ob man das Ganze sowohl aus kulturhistorischer Sicht wie auch aus Sicherheitsgründen unangetastet lassen oder besser bergen sollte. Du kennst dich in der Region aus und weißt am ehesten, wen du was fragen musst, wenn wir auf Probleme stoßen.«

»Ich habe den Fall in der Presse verfolgt. Den offiziellen Darstellungen nach könnte sie aber auch mit einem anderen Boot kollidiert sein. Egal.«

»Ich sehe, du bist wie immer gut vorbereitet.«

»Ich bin nicht vorbereitet. Ich will da nicht hin und ich kann lesen!«

»Das ist erstaunlich. In diesem Fall allerdings Qualifikation genug. Spaß beiseite, damit wir das Budget nicht sprengen, solltest du mit den Recherchen während der Überfahrt beginnen und ein Beprobungsraster entwickeln, nach dem wir

vor Ort arbeiten können. Spätestens in Esbjerg benötige ich eine erste Kalkulation von dir.«

»Wieviel Zeit haben wir?«

»Zwanzig Tage.«

»Also hast du den Strömungsversatz für die nächsten fünfzig Jahre bereits berücksichtigt?«

»Richtig. Wie hoch schätzt du das Risiko für unser Team und für das Schiff ?«

»In der Nordsee lagern Tausende Tonnen von dem Zeug. Die Chance, etwas zu finden, wenn man danach sucht, tendiert gegen hundert Prozent. Die Frage ist, wer kommt zu wem. Wenn wir da so

heftig rumbuddeln, dass wir Minen zum Auftreiben bringen, wird es gefährlich. Die Mannschaft braucht eine ordentliche Einweisung, damit sie alles liegen lässt, was sie nicht kennt und was nach einer Giftgasgranate aussieht. Ich schreibe ein Memo dazu und schick es rum. Wer räumt das Zeug weg, das wir finden?«

»Der Windpark wird in dänischen Hoheitsgewässern errichtet. Damit fällt die Entsorgung in den Verantwortungsbereich der dortigen Regierung. Fisher hat bereits alle schriftlichen Verträge mit den Militärs, die die Beseitigung durchführen werden, in der Tasche.«

»Kann ich mir vorstellen. Die europäischen Küstenanrainer haben sich mit der Verklappung von Munition im Meer eine ökologische Zeitbombe vor die Tür geschüttet. Über kurz oder lang müssen die sowieso handeln, wenn sie ihre Fischgründe nicht für alle Zeiten verseuchen wollen.«

»Okay, dann haben wir,s«, sagte Cunningham. »Eines noch. Was d i e *Lusitania* betrifft, denk dran, du hast eine Geheimhaltungsvereinbarung unterschrieben. Mach, was du willst, aber lass dich nicht dabei erwischen, und mach vor allen Dingen deinen Job. Ist das klar? Das kostet Fisher 'ne gute Million.«

»Fahren wir deswegen nach Dänemark? Wegen der Lusitania oder besser gesagt wegen etwas, was alle vermuten auf ihr zu finden?«

Cunningham wich der Frage aus.

»Hau ab jetzt und zieh den Kopf ein, bis wir aus den britischen Hoheitsgewässern raus sind.«

Das reichte Richard als Antwort. Er stand stramm und grüßte militärisch. »Yes Sir, Master Sergeant, Sir.«

3. ESBJERG

Nach neun Tagen lief die *Keldysh* bei strahlendem Sonnenschein in den Hafen von Esbjerg in Dänemark ein. Am Kai lag eine einzelne Bohrplattform zum Abtransport in die Nordsee. Angesichts der elegant geschwungenen Rotorblätter der Windkraftanlagen, die an Land lagerten, wirkte die Plattform wie ein Dinosaurier. Fisher musste sich seiner Sache ziemlich sicher sein, wenn er bereits jetzt die Anlagen fertigte, von denen man noch nicht einmal wusste, ob man einen sicheren Standort für sie gefunden hatte.

Doch Richards Augen suchten etwas ganz anderes. Seine Familie.

Und sie waren alle da. Seine Lebensgefährtin Angela, ihre Tochter Kimberley, ihr Sohn Ethan, seine Söhne Freddy und Jackson und ein riesiger Plüschbär, den Jackson bestimmt für ihn gekauft hatte.

Nachdem sich alle um den Hals gefallen waren und Richard kaum mehr wusste, welcher Erzählung er folgen und welche Fragen er zuerst beantworten sollte, bekam erst einmal der Bär einen Namen: »Harry.«

»Und Junior, was meinst du, wo fühlt sich Harry am wohlsten?«

»Der soll ins Auto und immer auf dich aufpassen. Dann bist du nie allein.«

Es kam, wie es kommen musste und Richard es bereits vorausgeahnt hatte.

»Das ist die größte Stadt an der Westküste? Mein Gott ist die hässlich. Bleiben wir hier?« fragte Kimberley in abfälligem Ton.

»Nein«, antwortete Richard. »Die *Keldysh* nimmt Ausrüstung an Bord und läuft die Küste hoch nach Thorsminde. Ich habe keine Lust mehr, auf dem Kahn zu hocken. Wir haben ein Ferienhaus gemietet, und da fahren wir mit dem Wagen hin.«

»Guter Plan. Seit wann machst du Pläne?«

Richard ging auf die kleine Stichelei von Kimberley erst gar nicht ein. Etwas anderes erregte seine Aufmerksamkeit. Und nicht nur seine.

»Was ist das denn Feines?«, fragte Freddy.

Richards Kollege Giuseppe hatte eine wahre Schönheit am Haken seines Ladekrans, etwas, dem keiner der anwesenden Herren hätte widerstehen können.

»Oh shit!«, platzte es aus Kimberley heraus.

»Du sagst es.« Richards Puls beschleunigte, und der Anblick dieses Objekts männlicher Begierde raubte ihm den Atem.

Wie zum Sprung geduckt, schwebte sie auf einer Palette stehend hinab. Am Boden angekommen, sah der Lademeister Richard fragend an.

»Nehmen Sie ihr die Fesseln ab.« Er beugte sich vor und strich sanft, ja fast liebevoll, den geschwungenen Kurven folgend, über Lack und Leder.

»Hallo Süße.«

»Bring sie zum Schreien«, rief Giuseppe aus dem Führerhaus des Krans. »Aber sei vorsichtig, die Dame gehört Fisher. Nichts kaputt machen!«

Mit einer einfachen Drehung des Handgelenks entfachte Richard den Zündfunken und die scheinbar unbändige Leidenschaft von *Eleanor*. Sie brüllte, schüttelte das Wasser von ihrem makellosen Body und bäumte sich kurz auf. Ihm liefen kalte Schauer über den Rücken angesichts der Vibrationen, mit denen sie sich und ihre Umgebung einhüllte.

»Was ist das?«, fragte einer der umherstehenden Männer.

»Das, meine Herren, ist *Eleanor*. Die Konkurrenz«, sagte Kimberley. »Sie macht jeden Mann zu einem willenlosen Sklaven seiner Urtriebe und senkt die durchschnittliche Zeit bis zum Höhepunkt von vier Minuten auf dreißig Sekunden. Manche nennen es auch ...«, sie sah ihren Stiefbruder an.

»... einen Ford Mustang GT 500 Eleanor Super Snake mit einem V8 Shelby Vortech Supercharger, 725 PS«, vollendete Freddy den Satz. »Und sie schafft es in 4,2 Sekunden. Wenn Sie nach einem Fluggerät suchen und sich keinen eigenen Kampfjet leisten können, stellt dieser Wagen durchaus eine adäquate Alternative dar, schnell von A nach B zu kommen. Nicolas Cage hat's bewiesen.«

»Nicolas Cage?«

»In *Nur noch 60 Sekunden*. Ich habe den Film mit Papa bestimmt zwanzigmal gesehen, und ich weiß bis heute nicht, wofür er sich letztendlich entscheiden würde. Für den Wagen oder für Angelina Jolie.«

»Glaub mir, er würde den Wagen nehmen. Dafür sorgt Mom schon«, beantwortete Kimberley die Frage für ihn. »Und du?«

»Das Auto«, antwortete Freddy wie aus der Pistole geschossen.

»Du bist vierzehn. Ich denke, du bist in der Pubertät.«

»Das Auto«, beharrte Freddy. »Und du? Sollte man mit zwanzig nicht langsam mal einen Führerschein haben?«

»Und unser Frauenschwarm?«, wandte sich Kimberley an Jackson.

»Weiß nicht. Ich bin erst sechs, mache aber bald den Fahrradführerschein.«

Angela war die Einzige, die keinen Kommentar abgab. Sie handelte, schritt mit laszivem Hüftschwung auf den Wagen zu und beugte sich zum Fenster hinab.

»Na Cowboy, sind wir denn auch alt genug, diesen Mustang zu reiten?«

»Oh mein Gott! Darf ich vorstellen, diese peinlichen Menschen sind meine Mutter und mein Stiefvater«, wandte sich Kimberley an den Lademeister.

»Ich bin nur zu Besuch«, ergänzte Freddy.

»Ja, gib's ihr, Vater!«, schrie Jackson.

Angela stieß sich vom Wagen ab und tänzelte wie ein Model auf dem Catwalk die Gangway hinauf.

Als er die wundervolle und in absolutem Gleichklang stehende Bewegung des Einkuppelns und des massiven Drucks auf das Gaspedal kombinierte, preschte Eleanor los.

»Giuseppe, einsamer Seemann, suchst du noch eine Braut für kalte Nächte auf See? Ich hätte da gerade etwas Zeit«, rief Angela dem gebürtigen Italiener zu.

»Komm an Bord, süße Maus, der ist beschäftigt«.

»Jungs, kommt mit. Wir holen ein Lasso, um den Daddy wieder einzufangen.«

»Wer ist die junge Dame in eurer Mitte?«

Angela sah das Aufblitzen in Giuseppes Augen. »Wie geht es deiner Frau?«

»Was macht der Spinner da draußen wieder?«, rief Kapitän Hansen von der Brücke herunter. »Angela, ich denke, du hast dieses Spielkalb langsam mal zu einem erwachsenen Mann erzogen.« Hansen, ein kleiner, gedrungener Mann Mitte fünfzig mit Hinterkopfglatze und rotem Vollbart, nahm Angelas Hand und deutete einen Handkuss an.

»Na wenigstens einer an Bord dieses Seelenverkäufers, der noch Manieren hat. Schön dich zu sehen, Michael.«

»Die Ehre ist ganz auf meiner Seite. Beim Klabautermann. Sind das die Jungs? Ihr habt aber einen Schuss gemacht.«

Jackson verschwand sogleich hinter dem Steuerpult, magisch angezogen von den Hebeln, Monitoren und blinkenden Lichtern. Seine Finger zuckten bereits. Hansen packte ihn ohne Vorwarnung und schwang ihn auf den Sitz des Steuerstandes. »Wollen wir wetten, dass wir das lauter können als der Papa. Drück da mal drauf.«

Das Schiffshorn übertönte spielend den heulenden Motor des Mustangs und erinnerte die Mannschaft an der Reling daran, wieder auf ihre Positionen zurückzukehren.

Jackson zauberte dieses Geräusch ein Lächeln ins Gesicht, und ehe Hansen eingreifen konnte, versteifte sich sein rechter Zeigefinger nochmals auf dem Knopf. Jetzt sieht er genauso aus wie sein Vater, dachte Angela.

»Danke übrigens, dass du mir deinen Mann zwischendurch mal ausleihst«, wandte sich Hansen ihr wieder zu.

»Keine Ursache. Aber bitte pass ein wenig auf ihn auf. Ich hätte ihn diesmal gern in einem Stück zurück. Okay?«

»Wir werden ihn nicht aus den Augen lassen«, ertönte ein sonorer Bass hinter ihr. Angela drehte sich um und sah Cunningham, der den gesamten Türrahmen ausfüllte.

»Hast du den Kerl etwa von der Leine gelassen? Du solltest doch die Gebrauchsanweisung vorher lesen! Haben sie dir die denn in der Tierhandlung nicht mitgegeben?«

»Paul, ich grüße dich. Es ist so schön, euch alle einmal wiederzusehen.« Angela zog je einen Mann links und rechts an ihre Seite.

»So, ich hoffe, ihr habt uns eine schöne große Kabine hergerichtet und ein hübsches Haus am Meer gemietet, wo ich für euch kochen kann.«

»Die Einladung zum Essen nehmen wir natürlich gern an. Wer würde da schon widerstehen können.«

Kimberley stand ein wenig abseits an die Navigationskonsole gelehnt und beobachtete, wie ihre Mutter mit zweiundvierzig Jahren die Männer immer noch um den Finger wickelte und dafür sorgte, dass man ihr jeden Wunsch von den Lippen ablas. »Nicht, dass ich eifersüchtig wäre, aber ein klein wenig Aufmerksamkeit und ein ›Guten Tag‹ hätte ich schon verdient«, maulte sie.

Cunningham zog den Nacken ein und machte eine Drehung ganz im Stile von Cab Calloway. Er begann so laut zu singen, dass der erste Offizier und Zahlmeister, neu an Bord, vor Schreck fast sein Funkgerät hätte fallen lassen.

»Hey folks here's the story 'bout Minnie the Moocher. She was a red-hot hoochie coocher. She was the roughest toughest frail. But Minnie had a heart as big as a whale. Hide- hidehidehi.«

»Wenn sie weiß, was *hoochie coocher* heißt, wird sie ihm jetzt gleich eine scheuern«, brummelte Freddy.

Cunningham packte Kimberleys rechte Hand und zog sie mit sanftem Druck an sich. Ihr Kopf fiel nach hinten, und mit schnellen Drehungen wirbelten sie tanzend einmal quer über die Brücke.

»Willkommen an Bord, Madam!«, brummte er, während er sich tief vor ihr verneigte.

»Jetzt weiß ich, warum der Stiefdaddy sich hier an Bord so wohlfühlt. Der Kahn ist voller Irrer.«

Jackson piff auf den Fingern und Freddy johlte: »Genauso wie das

Walross in dem Zeichentrickfilm.«

Cunningham zog die Augenbrauen hoch und stürmte wie ein Boxer in der Offensive auf Jackson zu. »Willst du damit sagen, ich tanze wie ein Walross?«

»Papa!« Jackson flüchtete auf die Brückennock.

»Nein, du bist kein Walross«, verteidigte Angela Cunningham. Sie zog die beiden Männer wieder zu sich heran. Du bist mein Brummbär, Paul mein Seebär, und da draußen balanciert der Tanzbär auf einem Mustang. Wie im Zoo, alles wie immer.« Jackson und Kimberley waren

Freddy inzwischen nach draußen gefolgt und sahen Richard dabei zu, wie er mit den Hinterrädern des Mustangs schwarze Streifen auf den Pier malte.

Kimberley entlockte die Show nur ein Gähnen. »Mit dem, was die Reifen kosten, hätte ich meinen Führerschein bezahlen können.«

Zehn Minuten später war der Spuk vorbei, und Richard lief zufrieden und beschwingt die Gangway hinauf.

Auf der Brücke angekommen, nahm ihn Hansen gleich ins Gebet.

»Melde mich zurück an Bord, Kapitän Hansen«, versuchte er von dem abzulenken, was nun kommen würde.

»Mit dem Grinsen kannst du vielleicht deine beiden Frauen rumkriegen, du Spinner. Was sollte der Quatsch da draußen? Du weißt, wie sich die Hafenbehörden anstellen. Außerdem laufen wir in acht Stunden aus, und die Crew hat Besseres zu tun, als deinen Kunststückchen zuzuschauen.«

Richard setzte seine Unschuldsmiene auf. »Tschuldigung. Und der Wagen war die ganze Zeit im Container an Bord?«

»Nein, erst ab Liverpool.«

»Und das sagt mir keiner?«

»Die werden schon wissen warum. Machst ja immer alles kaputt.«

»Äh ja, hier, das ist vom Schaltknüppel abgefallen. Kannst du das Giuseppe geben, damit der das wieder ranbaut?«

»Das gibt eine hübsche Rechnung.«

»Ja, ja. Die kann er Paul schicken.«

»Apropos Paul. Du sollst dich umgehend bei ihm melden.«

»Aye, aye Käpt'n, da spute ich mich besser mal. Wo sind die anderen hin?«

»Mit Cunningham in die Kantine. Angela braucht einen Beruhigungstee, und die Zwerge hatten Hunger.«

4. LØKKEN

Nach dem Mittagessen nahm die *Keldysh* Kurs auf den Hafen von Thorsminde. Es hatte einige Diskussion darüber gegeben, wo man mit den Arbeiten beginnen sollte. Während seine Kollegen mit den Untersuchungen des Meeresbodens an den Positionen der Windkraftanlagen starten wollten, sah Richards Planung vor, mit U-20 zu beginnen. Er setzte sich durch, denn die Standorte der Windräder nötigenfalls um ein paar Meter nach links oder rechts zu verschieben, wenn man auf »schlechten« Untergrund traf, war nicht das Problem. Doch die Lage des Umspannwerks, wo die Kabeltrasse an Land kommen sollte, war fix. Je schneller sie damit fertig waren, desto mehr Zeit hatte er für seine Familie.

Richard hatte beschlossen, mit seiner Familie mit dem Auto zum Ferienhaus zu fahren. Er hatte genug Zeit auf dem Schiff verbracht und würde die Crew auf einer Fahrzeugpräsentation, zu der Fisher am nächsten Tag in Aalborg eingeladen hatte, wiedersehen.

Nach dreieinhalb Stunden bog er in Richtung Küste ab und hatte eine Idee, von der er annahm, dass sie zumindest den Jungs Freude und den Frauen Vorfreude auf einen entspannten Badeurlaub machen würde.

»Was haltet ihr davon, wenn wir das letzte Stück am Strand entlangfahren?« Niemand antwortete ihm. Kimberley und Angela waren eingeschlafen, Freddy in seine Autozeitschrift vertieft. Damit hatten sie ihr Stimmrecht eingebüßt.

»Mir tut der Hintern weh, wie weit ist das denn noch?«, nörgelte Jackson.

»Sind gleich da. Wir könnten den Dodge mal durch ein paar Pfützen und Furten treiben. Was hältst du davon?«

»Was sind Furten?«

»So nennt man Wege, die mitten durch einen Bach oder Fluss führen, ohne dass es eine Brücke zur Überquerung gibt«, mischte sich Freddy in das Gespräch ein. Darf man das denn, am Strand langfahren?«

»Au ja!«

Stadtkinder, dachte Richard. »Hast du jemals gesehen, dass dein

Vater etwas Verbotenes getan hat?»

»Yep«, kam Freddys Antwort wie aus der Pistole geschossen.

»Jaha, man darf das. Der Weg am Strand ist sogar als Landstraße ausgewiesen. Keiner kommt in den Knast. Okay?«

Richard manövrierte den Wagen möglichst ruckelfrei auf den Strand, damit die Frauen nicht aufwachten und irgendwelche Einwände erhoben. Auf das ruhige Blubbern des V8 war Verlass. Die zwei schliefen tief und fest.

»Wow Papa, schau dir die Wellen an«, rief Jackson.

Die Abendsonne spiegelte sich funkelnd in der Brandung, es waren neunundzwanzig Grad Celsius bei einer sanften Brise aus West-Südwest und einer Wellenhöhe von ein Meter fünfzig – bestes Badewetter. Kurz vor der kleinen Brücke in Løkken drehte Richard den Wagen in den Wind, sprang hinaus und schälte sich die Kleidung vom Leib.

Als er dastand, wie Gott ihn schuf, und zum Spurt in das kühle Nass ansetzte, rief Freddy ihm gegen das Brausen der Brandung zu: »Was machst du da?«

»Ich will baden.«

Richard suchte den Strand mit den Augen ab. Im Osten nichts, im Westen nichts. Niemand war nackt. Auch nicht im Norden in den Dünen oder im Süden im Meer. Außer Kimberley, die sich peinlich berührt umgedreht hatte, und Angela, die den durchtrainierten Körper ihres Verlobten betrachtete, schauten ihn alle in Sichtweite befindlichen Menschen verständnislos an. Nicht, dass er je ein Freund der organisierten Freikörperkultur gewesen wäre, doch in Dänemark hatte sich nie jemand darum geschert, ob man nun im Adamskostüm oder in Badehose in die Nordsee sprang.

»Und was ist dabei?«

»Ich würde mich morgen nicht nackt auf Facebook wiederfinden wollen«, antworte Freddy.

Kimberley hatte inzwischen Badehose und Strandlaken aus dem Berg von Koffern und Taschen gefischt und warf sie Richard über den Wagen hinweg zu.

»Zieh das an Stiefvater, und du bleibst salonfähig.«

»Und das von einem Mädchen, das es für völlig normal hält, im Dunkeln mit einer Sonnenbrille herumzulaufen oder in Flipflops mit Glitzersteinchen in die Disco zu gehen. Trotzdem danke.«

Richard schwang sich ein Handtuch um die Hüfte, griff sich die Badehose und ging auf die Badehäuschen zu.

»Da stiert man nicht so drauf, Freddy!«

»Ich stiere da nicht drauf. Du bist gerade in was Schwarzes getreten. Sieht aus wie Hundescheiße.«

»Sch ... Nein, das ist Öl.«

»Öl?«, fragte Freddy.

»Ja, Öl von gesunkenen Schiffen oder irgendwelchen Pennern, die es über Bord kippen.« Richard stieg in die Badehose.

»Fertig. Besser so, die Damen und Herren? Ab ins Wasser. Wer kommt mit?«

Freddy musterte die schwarzen Ölreste an Richards Fuß.

»Später vielleicht.«

»Ich brauche erst meinen Bikini, damit ich nicht wieder falsch gekleidet bin«, spöttelte Kimberley.

Angela hielt sich raus aus der Diskussion. Sie sammelte lieber Muscheln und anderes Strandgut. Jackson folgte ihr voller Tatendrang mit einer großen Ikeatüte, die er offensichtlich zu füllen gedachte.

Als Richard wieder aus den Fluten gestapft kam, schaute ihn Angela fragend an.

»Was?«

»Du siehst aus wie Jack Nicholson in *Shining*.«

Richard strich sich durch das zerzauste Haar und imitierte das irre Grinsen Nicholsons.

»Das wagst du nicht.«

Noch ehe Angela vor ihm fliehen konnte, zog er sie an sich, drückte seinen nassen durchgekühlten Körper fest an sie und presste ihr die Lippen auf den Mund.

»Mmh. Lass uns hinter die Hütten gehen«, nuschelte Angela und entspannte sich.

»Papa, was sind das für Hütten?«

Als Richard nicht reagierte, zupfte ihn Jackson an seinem Handtuch.

Das Ferienhaus am Stadtrand von Løkken duckte sich in die Mulde eines Dünenkamms direkt am Meer. Es war geräumig und hell. Die Räume reichten bis unter die mit Holz verkleideten Dachschrägen. Aus den Astlöchern quoll immer noch Harz hervor und verbreitete einen angenehmen Duft.

Die rund um das Haus laufende Veranda bot einen herrlichen Blick auf die Fischerboote, den Strand und das Meer auf der einen Seite und auf die Lichter der Stadt auf der anderen. Komplett ausgestattet

mit jedem erdenklichen Schnickschnack von Whirlpool über Satellitenfernsehen, Wireless-Lan und Sauna. Auf allen Gesichtern zeichnete sich zu Richards Beruhigung volle Zufriedenheit ab.

Die Schlacht um die Zimmer und Betten war schnell geschlagen. Jackson inspizierte den Holzofen und bettelte darum, ein Feuer machen zu dürfen, Freddy richtete auf allen elektronischen Geräten die Internetverbindungen ein, Kimberley war längst im Pool verschwunden, und Angela, die es nach einer Stunde geschafft hatte, den Inhalt ihrer Koffer sauber im Schrank zu verstauen, war nun dabei, das Haus nach ihren Vorstellungen umzudekorieren. Für sie war ihr Job eine Berufung.

Als Innenarchitektin ständig auf der Suche nach Inspiration, hatte sich Angela in den Staaten einen guten Ruf in der Branche erarbeiten können. Sie hatte es geschafft, einen eigenen Einrichtungsstil zu entwickeln, der sich an der skandinavischen Lebensart orientierte, aber weit über das übliche Ikea-Katalogprogramm hinausging. Das führte aus Richards Sicht manchmal zu einer peniblen Positionierung von Dekorationsgegenständen, deren Wirkung, um wenige Millimeter nach links oder rechts verschoben, ein Mann nur schwerlich beurteilen und im schlimmsten Fall gar nicht bemerken konnte.

Er saß lieber mit einem Kaffeebecher in der Hand und einer Zigarette im Mundwinkel in einem Liegestuhl und hing seinen Gedanken nach. Er war der Erste, der mit Einräumen fertig gewesen war. Schranktür auf, Seesack rein, Tür zu.

Richard hörte das Klappern von hochhackigen Schuhen hinter sich auf den Holzbohlen. Angela kam in einem weißen Cocktailkleid herein und warf ihm die Einladung zu Fishers Party in den Schoß.

»Wow! Wo hast du das denn her?«

»New York. Lies mal vor, was auf der Karte steht, Darling.«

Er sah auf die Einladung: *Dresscode: Casual Elegant*. Er betrachtete sein Spiegelbild im Fenster. Seine Uhr hatte den Ärmel der Camel-Jacke ausgefranst, die Jeans war okay – Löcher waren ja jetzt groß in Mode, und die Boots sahen aus, wie Boots auszusehen hatten.

»Passt. Ich bin casual, und du bist elegant. Perfekt. Wie Bonny und Clyde. Und die Jungs?

Auf das Stichwort hatten sie gewartet.

»Hey, hey, hey. Was sind denn das für schicke Kerle?«, sagte Richard und applaudierte. Angela hatte ganze Arbeit geleistet und die

beiden herausgeputzt wie zwei echte Gentlemen.

Fehlte nur noch Kimberleys Auftritt. Und da war sie auch schon. Mit hochgestecktem Haar und dem hautengen schwarzen Minikleid sah sie atemberaubend aus. Richard nickte beeindruckt.

»Na, Daddy? Ich gehe davon aus, dass du noch einen Smoking und ein paar Lackschuhe in deinem Seesack vorrätig hast. Oder soll ich dir meine Flipflops leihen?«

Er schaute Angela fragend an.

»Auf dem Bett liegt ein Anzug. Zieh den an und kämm dir die Haare. Wir müssen los.«

5.

AALBORG

Vierzig Minuten später rollten sie mit dem Dodge die Zufahrt zum großzügigen Anwesen Fishers hinab, eine lange, mit Partyfackeln gesäumte Allee. Das ehemalige Gutshaus lag im Norden Aalborgs, in unmittelbarer Nähe zum Flugplatz, direkt am Limfjord. Das Gebäude war strahlend hell erleuchtet. Sie hielten vor der Freitreppe an.

»Und? Wer macht den Damen die Tür auf ?«, fragte Angela schnippisch.

Richard, der sich sehr wohl angesprochen fühlte, antwortete.

»Darling, es gibt drei Gelegenheiten, bei denen ein Mann einer Frau die Tür des Wagens öffnet. Der Wagen ist neu, die Frau ist neu, oder der Kerl hat was ausgefressen.«

»Na bitte, da haben wir,s ja. Dann hopp hopp.«

»Ich mach,s«, mischte sich Jackson ein und sprang aus dem Auto, um seinen Vater aus der prekären Situation zu retten.

Ein junger Mann nahm den Schlüssel des Wagens entgegen und parkte den Dodge. Nachdem sie ihre Einladung vorgezeigt hatten, wurde ihnen ein Willkommensdrink gereicht und der Weg in einen parkähnlichen Garten gewiesen. Dort saßen die übrigen Gäste vor einer eigens errichteten Bühne auf Klappstühlen. Richard fuhr mit dem Zeigefinger zwischen dem Kragen seines Hemdes und dem Hals entlang. Eine ziemlich illustre Gästeliste.

»Mr Fisher, wir sollten jetzt anfangen«, wandte sich Fishers persönliche Assistentin an ihn.

»Danke Freja.«

Er nahm das Mikrofon, stellte sein Champagnerglas ab und ließ das Kristall dreimal aufklingen, um sich bei den Gästen Aufmerksamkeit zu verschaffen.

»Meine Damen und Herren, ich denke, Sie sind alle sehr gespannt und haben weite Wege auf sich genommen, um heute diesen wunderbaren Moment mit mir zu teilen. Viele spannende Jahre liegen hinter mir und meinem Team, dem ich an dieser Stelle meinen ganz besonderen Dank aussprechen möchte.«

»Ihr alle, auch die, die heute nicht dabei sein können, ihr habt diese Welt besser und lebenswerter gemacht. Nicht nur die Menschen, sondern jede lebende Kreatur auf unserem wunderschönen Planeten sollte und wird euch dafür dankbar sein. Skøl!«

Fisher hob das Glas, prostete seinen Gästen zu und nahm selbst nur einen winzigen Schluck. Sein empfindlicher Magen spielte vor Aufregung schon seit Stunden verrückt. Er nickte Freja zu.

Musik setzte ein, Kamerablitz zuckten auf, und der Hinterhof des Anwesens wurde in ein tiefes blaues Licht getränkt. Wunderschöne, grazile Wesen in hautengen, futuristischen Raumanzügen öffneten langsam die Türen des Festsaaes. Draußen auf dem Hof stand funkelnd eine alte Bekannte: *Eleanor*.

Ein Mann im Smoking schritt würdevoll von der Seite auf den Wagen zu und überzog ihn mit im Wind flatternden Seidenstoff. Die ruhige Stimme, mit der er die Verwandlung dieses wundervollen Automobils von gestern in ein Vehikel der Zukunft ankündigte, ließ die spannungsgeladene Atmosphäre zu einer perfekten Inszenierung werden.

Dann stellte er sich mit dem Rücken zum Publikum und hob im Zeitlupentempo die Arme. Der Seidenüberwurf stieg auf wie eine Feder im Wind und wurde davongetragen. Mit der Musik schwoll das Blitzlichtgewitter an, und aus einer Woge von künstlichem Nebel tauchte ein in Ozeanblau schimmernder GT 500 E auf, soeben vom Band in den Staaten gelaufen. Mit Ende des Crescendos warfen die Scheinwerfer ein strahlendes Licht auf die Anwesenden. Der Showeffekt hätte auf der internationalen Automobilausstellung in Genf nicht eindrucksvoller sein können.

Jackson, der sich kurzerhand auf einen Stuhl gestellt hatte, um

besser sehen zu können, klammerte sich an die Schulter seines Vaters. »Wow, wie haben die das denn gemacht?«

»Zauberei, Brüderchen, pure Magie.«

»Echt, haben die?«

»Quatsch«, unterbrach ihn Freddy. »Der erste Wagen stand bereits unter einer Plexiglashaube. Dann haben sie den unter dem Vorhang weggezogen und den anderen druntergestellt. Deswegen lassen sie uns auch nicht näher ran.«

Fisher ging auf den Wagen zu und schüttelte dem Magier die Hand. Welches Wagnis war er eingegangen, als er seinen erstklassig bezahlten Job als Designer in der Autoindustrie aus Ärger über deren arrogante Ignoranz gegenüber Mensch und Natur aufgegeben hatte. Seine Managementkollegen wären alle intelligent genug und ihre Unternehmen technologisch in der Lage gewesen, lange vor der drohenden Klimaerwärmung umweltverträgliche Technologien und Autos zu bauen. Doch ihre Gier nach Marktmacht war stärker. Irgendwann widerte ihn das an.

Begonnen hatte er mit dem Bau von Windkraftanlagen als natürliche Ressourcen zur Energiegewinnung. Damit hatte er in den Achtzigerjahren, verspottet als spinnerter Bastler, ein Imperium aufgebaut, das heute weltweit mehr als zwanzigtausend Menschen Arbeit gab.

Auf den Spuren seiner Vorfahren, der Wikinger, und auf der Suche nach neuen Herausforderungen war er in die Neue Welt aufgebrochen und hatte vor fünf Jahren die Fisher Automotive LTD in Kalifornien gegründet. Und das in einem Land, wo V8-Motoren wider jeglichem Umweltbewusstsein und Muscle Cars wie in einem letzten Aufbäumen einer todgeweihten Rasse sich wieder steigender Absatzzahlen erfreuten. Ausgerechnet dort fand er in einem schauspielernden Gouverneur, der selbst wie ein Muscle Car aussah, einen Mitstreiter und Förderer seiner Visionen.

Vielleicht ließ er deshalb den Kronprinzen nun entgegen aller guten Manieren zwischen den anderen stehen. Die meisten waren für ihn nicht mehr als »Schnittchenfresser«, die sich nicht die Bohne dafür interessierten, was er dachte und was ihn bewegte. Er hätte genauso gut eine neue Atombombe vorstellen können. Sie hätten trotzdem geklatscht. Aber was sollte es. Er brauchte diese Leute, damit sie für ihn Presse machten.

Richard und die Jungs hatten ebenfalls genug von der Bussi-Bussi-Gesellschaft und schlenderten in Richtung Wasser. Am Anleger lag eine ganze Reihe Boote. Es sah aus, als hätte das Hilton zur Wohltätigkeitsgala geladen. Ganz am Ende war ein mattschwarzes Offshore-Rennboot festgemacht.

»Wow«, sagte Freddy, »die Dinger erreichen eine Höchstgeschwindigkeit von mehr als vierhundert Stundenkilometern. In dem hier sind zwei Triebwerke aus einem F16-Kampffjet verbaut.«

Als sie nur noch wenige Meter entfernt waren, sprangen zwei Männer in schwarzen Anzügen aus der Kanzel des Bootes und versperrten ihnen den Weg. In gebrochenem Englisch und mit starkem russischen Akzent sagte der Größere von beiden:

»Stop, this is private property and you are not allowed to enter.«

»Sagt wer?«, fragte Richard ein wenig gereizt ob des Tons, den der Mann anschlug. Die »Wandschränke« in schwarzem Zwirn machten allerdings nicht gerade den Eindruck, dass sie das Wer und Warum mit Richard diskutieren wollten.

Jackson schob sich vor seinen Vater, zückte die Einladung, die ihm Richard überlassen hatte, und entgegnete den Kerlen mit vor Stolz geschwollener Brust: »Wir haben eine VIP-Einladung.«

Die beiden verzogen keine Miene und blieben so stur stehen wie die Wachen vor dem Buckingham Palast.

Jackson sah mit fragendem Blick zu Richard hoch.

»Tritt ihm doch mal vors Schienbein, vielleicht zuckt er dann.«

Jackson holte aus.

»... nein!« Richard konnte soeben noch verhindern, dass der Kleine der Anweisung seines Vaters Folge leistete.

Freddy, wohl der Vernünftigste unter den Dreien, schlug vor, den Rückzug anzutreten.

So spazierten sie zurück an Land. Wie es der Zufall wollte, begegneten Sie Fisher.

»Mr Boyle, amüsieren Sie sich?«

Jackson holte bereits tief Luft, als Richard ihm beschwichtigend die Hand auf die Schulter legte.

»Ja, danke Mr Fisher. Wir haben uns gerade die Boote angesehen. Sehr interessant. Aber gestatten Sie mir die Frage, wo haben Sie denn die beiden russischen Bodyguards auf dem Rennboot aufgetrieben? Die machen auf mich eher den Eindruck, als könnten sie nicht bis drei zählen.«

Jackson zückte erneut seine Trumpfkarte. »Wir haben eine VIP-

Einladung und trotzdem durften wir uns das Boot nicht ansehen«, beschwerte er sich lautstark.

Fisher lachte auf und tätschelte ihm den Kopf. »Die reden nicht mal mit mir. Die gehören zu einer Gruppe Finanziers aus New York. Aber so genau weiß ich das auch nicht. Ich kann gern einmal meine Assistentin fragen. Ich muss jetzt weiter. Waren Sie schon am Buffet? Der Kaviar ist vorzüglich. Wir sehen uns.«

Jackson hasste es, wenn man ihn betatschte, und Fisher hatte damit bei ihm nicht gerade Punkte gesammelt. Er warf einen Blick auf die Einladungskarte und pfefferte sie dann auf den Boden.

»Ich sehe, mein Sohn, du hast wenigstens etwas dazugelernt. Nicht alles, was glänzt, ist Gold.«

»Möchte irgendjemand von euch Kaviar?«

Die Jungs schauten ihren Vater ungläubig an und verzogen die Gesichter.

»Nicht? Gut, dann killen wir jetzt die Eisbombe!«

Am Buffet fanden sie ihre Frauen wieder. Angela unterhielt sich mit einer hübschen Brünetten Ende dreißig in einem schwarzen Cocktailkleid. Daneben konnte Richard Kimberley dabei beobachten, wie sie sich der Unterhaltung mit einem Mann Mitte vierzig zu entziehen versuchte. Allein das Einstecktuch, der dunkelblaue Zweireiher mit goldenen Knöpfen und die Slipper mit den Bommeln vorne drauf, wären schon Grund genug, ihn loswerden zu wollen.

Richard erkannte die beiden als Judith und Elias Mulligan. Er hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, die Angaben in einem Dossier nicht nur zu lesen, sondern auch die Namen im Impressum zu googeln. So machte er sich nicht nur ein Bild darüber, womit, sondern auch mit wem er es zu tun hatte. Die zwei gehörten zum Vorstand der Bank, die Fishers Windpark finanzierte. Mulligan, Webster & Partner.

»... meine Bank investiert gut 1,5 Milliarden Dollar in das Projekt mit Mr Fisher und ...« Ehe Mulligan den Satz zu Ende sprechen konnte, entdeckte Kimberley Richard, fiel ihm um den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: »Rette mich, sei mein Held!«

»Kimberley, nicht so stürmisch, dein Stiefvater ist ein alter Mann.« Er blickte Elias dabei in die Augen. Der hatte den Wink verstanden und nippte an seinem Champagnerglas. Richard wandte sich Angela zu und gab ihr einen Kuss auf die Wange.

»Mrs Mulligan, darf ich vorstellen, das ist mein Verlobter, Mr Boyle.«

»Nennen Sie mich Richard.« Er reichte ihr die Hand.

»Angenehm, Judith. Das ist mein Bruder, Elias Mulligan.«

»Mr Boyle.«

»Mr Mulligan.«

Gerade wollte Richard seine Söhne vorstellen, als es aus Jackson herausplatzte: »Warum hast du Freunde bei der russischen Mafia? Die lassen uns dein Boot nicht angucken und reden so komisch. Mr Fishers Boot durften wir uns ansehen«, fragte er Elias.

Der senkte langsam den Blick und zog ein Gesicht, als würde ihm eine Kakerlake auf den Schuh pinkeln.

»Ich weiß nicht, was du meinst, Kleiner. Außerdem unterhalten sich hier die Erwachsenen.«

Arschloch, dachte Richard und wollte gerade für seinen Sohn in die Bresche springen, als sich Judith zu dem Jungen beugte.

»Woher weißt du, dass die beiden Männer von der Mafia sind?«

Jackson wirkte irritiert und suchte verlegen den Blick seines Vaters. Eine Antwort blieb er Judith schuldig.

Richard berichtete kurz von der Begegnung mit den beiden, während Judith immer noch auf Augenhöhe mit Jackson verharrte.

»Was machen wir denn jetzt? Wollen wir die Polizei rufen und die beiden Männer verhören? Dann müssen sie was sagen«, schlug Jackson aufgeregt vor.

Sichtlich erfreut über die Aufmerksamkeit, die man ihm nun schenkte, setzte er zu einem längeren Vortrag an.

»Wir haben ...«, er fasste in die Tasche seines Sakkos.

»... wir hatten eine VIP-Einladung.«

»Wirklich? Zeig mir die mal bitte. Ich habe so etwas nicht.«

»Habe ich weggeworfen, man bekommt dafür nur so komische Sachen zu essen, und das Boot darf man trotzdem nicht angucken.«

Alle lachten, Judith erhob sich und wandte sich an Angela und Richard.

»Da haben Sie aber einen ganz pfiffigen Sohnmann, und ich nehme an, der gut aussehende junge Herr neben Ihnen gehört auch dazu, oder?«

Freddy reichte ihr die Hand.

»Frederick Boyle.«

»Judith Mulligan. Entschuldige, ich weiß, dass es jungen Männern in deinem Alter unangenehm ist, aber ich muss dir sagen, was für tolle Locken du hast und wie gut sie dir stehen. Die hast du bestimmt von deiner Mutter geerbt.«

»Die ist nicht hier, die lebt in Deutschland, und wir sind zu Besuch bei meinem Vater«, mischte sich Jackson vorlaut ein.

»Fettnäpfchen?«, fragte Judith an Angela gewandt.

»Nein, nein, kein Problem. Die zwei Rabauken sind Richards Kinder aus erster Ehe.«

»Willkommen im Club«, antwortete Judith. Ich habe auch eine Tochter und einen Sohn in dem Alter und irgendwo auch einen Ehemann.«

»Oh, das Problem kenne ich.«

Nur das nicht. Das fehlte Richard noch, zwei Frauen, die sich unter dem Einfluss prickelnden Champagners darüber einig wurden, dass sie ihre Ehemänner nicht oft genug zu sehen bekämen. Es war Zeit zu gehen. Morgen sollte der erste Tauchgang mit der *Beluga*, dem Tauchboot der *Endeavour*, zu U-20 stattfinden. Sie wollten der Küstenströmung folgen, um auszuschließen, dass Teile des Wracks beziehungsweise der Munition in den letzten hundert Jahren durch die Strömung Richtung Norden versetzt wurden. Zwar würde er selbst nicht mit hinunter gehen, doch in seiner Verantwortung lag die Auswertung der Echtzeitdaten und Bilder, die das Boot an die *Endeavour* sendete. Da musste er hellwach sein.

6.

HARBOØRE

Es war ein sonniger Tag mit gut zwanzig Grad Celsius, als das Tauchboot glucksend unter der Wasseroberfläche und in Richtung Strand verschwand. Das einzige, was Richard Kopfzerbrechen bereitete, war die starke Küstenströmung, die bereits U-20 zum Verhängnis geworden war. Seine Augen ruhten auf der Instrumententafel mit den Messdaten, welche die *Beluga* übertrug. Die Bilder der Bordkamera waren nur bedingt brauchbar. Die Brandung wirbelte zu viel Sand auf, als dass man darauf hätte Details erkennen können. Die flachen Küstengewässer machten unkontrollierte Ausweichmanöver für Giuseppe völlig unmöglich. Richard beschränkte sich darauf, seinen beiden Kameraden zuzuhören. Giuseppe quatschte schon genug.

»Wir treiben hier wie ein fatter Blauwal, der einen halben Meter über dem Boden versucht, eine einzelne Makrele aus einem Schwarm

zu fangen, ohne sich den wohlgenährten Bauch zu zerschrammen.«

»Was ist das?«, fragte sein Steuermann, Lukas. »Dreh mal den Scheinwerfer nach Steuerbord.«

Eine Krabbe, aufgescheucht durch das grelle Scheinwerferlicht, huschte über etwas, das wie ein Metallrohr aussah.

»Zieh hoch«, brüllte Richard in das Funkgerät! »Volle Kraft zurück!«, schrie Giuseppe.

Während Lukas maximalen Schub auf beide Turbinen gab und die Steuerung für die Höhenruder nach oben riss, stockte Richard für einen Moment der Atem, als er erkannte, was dort auf dem Meeresboden lag.

»Bum! Und so, meine Damen und Herren, stellen wir in Dänemark Krabbenpaste in Tuben her«, kommentierte Lukas, als auch er das Objekt identifizierte.

»Wenn du nicht gleich die Klappe hältst, landest du als nächster in der Tube. Gib mir mehr Schub auf die Steuerbordturbine, wenn du das Boot nicht direkt auf den Granaten absetzen möchtest. Und mach keine Kratzer in unser schönes Tauchboot, sonst bekommst du einen kräftigen Anschiss von Cunningham. Denn wenn wir stranden, decken uns mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit keine Umweltaktivisten mit feuchten Tüchern ab, streicheln und übergießen uns mit Wasser, sondern das Erbe unserer Urgroßväter katapultiert uns direkt zu unserem Schöpfer.«

»Sei doch mal ruhig, ich versuche mich hier zu konzentrieren.«

Richard wusste, dass er sich auf Lukas verlassen konnte. Das war nicht die erste Tauchfahrt für ihn unter erschwerten Bedingungen. Als ehemaliger Navy Seal hatte er sich überall auf der Welt den unterschiedlichsten Gefahren ausgesetzt gesehen. Die meisten davon waren wesentlich konkreter gewesen als ein paar Granaten, die hier seit fast hundert Jahren auf dem Meeresboden herumlagen.

Giuseppe hingegen war ein reinrassiger Wissenschaftler – Meeresbiologe. Zwar mit einem schier unstillbaren Wissensdurst und einer Extraportion Neugier gesegnet, aber stets froh, wenn er heil zu Frau und Kind zurückkehren konnte.

»Lass uns noch mal ranfahren.«

»Nein!« Giuseppe's Stimme überschlug sich fast. »Sind diese Idioten da oben völlig bescheuert, uns davon nichts zu erzählen. Das muss doch jemand gewusst haben. Die Scheißdinger liegen ja nicht erst seit gestern hier. Wir brechen ab. Umbringen können wir uns auch auf angenehmere Art und Weise.«

»Und wie?«

Giuseppe blieb die Antwort schuldig. »*Keldysh*? Richard? Wir kommen zurück. Wir schippern hier über einem Pulverfass herum.«

»Klar. Du hast doch sicher mein Memo gelesen, oder?«

»Ich bin nicht hier, um zu lesen, sondern ein Tauchboot zu steuern, Mann.«

»Maestro, wer lesen kann, ist klar im Vorteil. Und gerade in unserem Job ist es schon aus evolutionären Gründen wichtig.«

»Ich denke, hier ist nichts mehr. Das soll doch alles bei der Sprengung des Bootes mit in die Luft geflogen sein.«

»Nein. Wir sind hier, um zu überprüfen, ob da noch was ist, und wenn ja, was. Die Küstenströmung kann die Munition noch nach Dekaden wieder freilegen. Das solltest du wissen. Also halt die Luft an.«

»Ist ja gut. Wir kommen jetzt trotzdem zurück.«

»Markiert die Fundstellen! Ich fordere das Räumkommando der Marine an.« Richard machte eine auffordernde Geste zu Melanie. Sie war Dänin und der Crew als Verbindungsfrau zu den Behörden vor Ort zur Seite gestellt worden.

»Kommt rauf. Da du mein Memo gelesen hast, weißt du ja, dass es da unten verdammt gefährlich sein kann.«

»Alles klar«, antwortete ihm Lukas. »Aber du hättest ein Memo schreiben sollen, dann hätte Giuseppe auch Bescheid gewusst.«

»Ha, ha, ha. Ihr seid richtige Spaßvögel«, beendete Giuseppe etwas eingeschnappt den Funkverkehr.

7.

HDMS HVIDBJOERNEN SKAGEN

Der Funker auf *Hvidbjoernen*, einer hundertzwölf Meter langen Fregatte der Thetis-Klasse, horchte auf, notierte die wesentlichen Fakten aus dem Mitschnitt des Funkspruchs zwischen Giuseppe und der *Keldysh* sowie deren Position. Ein Gefreiter überbrachte die Meldung an Chief Anderson auf der Brücke. Anderson war einer der wenigen kampferprobten Soldaten des dänischen Militärs. Seine

Erfahrungen hatte er während der beiden Irak-Kriege auf der Korvette *Olfert Fisher* gesammelt.

Zu dem Arbeitsauftrag der Fregatte gehörte damals, zusammen mit dem U-Boot *Sælem* den irakischen Geheimdienst abzuhören. Seither genoss Anderson bei der Admiralität einen besonderen Status, und man hatte ihm das Kommando über die *Hvidbjoernen* anvertraut. Dieser Schiffstyp verfügte über eine umfassende Bewaffnung und wurde neben militärischen Einsätzen für Aufgaben in der Küstenwacht und im Eismeer eingesetzt. Außer den drei Geschützen, Abschussrampen für Stinger-Raketen und Wasserbomben verfügte das Schiff über einen Bordhubschrauber. Der Sea Lynx war für die U-Boot-Jagd mit Stingray-Torpedos oder Sea Skua-Raketen zum Einsatz gegen Schiffe ausgerüstet.

»Holen Sie mir Admiral Christensen an die Strippe.«, befahl Anderson. Der Funker gab eine Nummer in das Satellitentelefon ein und reichte es ihm.

»Guten Morgen, Admiral. Uns liegt eine Meldung an die *Keldysh* vor, die Sie interessieren dürfte.« Er gab den genauen Wortlaut des Funkspruchs durch und ging hinüber zum Radar.

»Wie ist die Position der *Keldysh*?«, fragte Christensen.

»56° 76' Nord und 7° 83' West, bei Harboøre, südlich der Einfahrt zum Limfjord. Wir selbst haben heute Morgen Frederikshavn verlassen mit Kurs auf Grönland und umfahren gerade Skagen.«

»Danke. Halten Sie Ihre Position, bis Sie weitere Befehle bekommen. Ich melde mich in Kürze wieder bei Ihnen. Machen Sie einen Hubschrauber bereit und versetzen Sie die Mannschaft in Alarmbereitschaft.«

»Admiral, was ...?«

»Später Chief, ich melde mich wieder.«

8.

DÄNISCHE NACHRICHTENDIENST- ZENTRALE KOPENHAGEN

Christensen lehnte sich zurück und wippte für einen Moment mit seinem Stuhl. Dann machte er das Zigarillo aus, griff nach dem Telefon und drückte auf eine der Kurzwahltasten.

»Guten Morgen, Agnes, Christensen hier. Kann ich Petur Overgaard sprechen?«

»Guten Morgen, Admiral. Er ist in einer Besprechung.«

»Wichtig ?«

»Ein Meter zweiundsiebzig groß, achtundzwanzig Jahre jung, schwarze Haare und trägt ein hauchdünnes Sommerkleid.«

»Okay, dann stellen Sie mich bitte durch. Es ist dringend.«

»Mit Vergnügen Admiral, Befehl ist Befehl.«

Mit einem Anflug weiblicher Gehässigkeit stellte sie Christensen nicht auf die Amtsleitung, sondern auf das rote Telefon durch. Als Petur sich meldete, tat sie unschuldig.

»Ich habe hier einen Anruf von Admiral Christensen, die Russen sind in die USA einmarschiert.«

Petur Overgaard entsprach dem Klischee des hochgewachsenen Nordländers mit blonden Haaren und blauen Augen. Seine Abstammung von wortkargen Wikingern qualifizierte ihn eigentlich hervorragend für seine Arbeit beim Geheimdienst.

Doch in krassem Gegensatz zu seinem von Natur aus bescheidenen Auftreten und seiner Verschwiegenheit konnte der überzeugte Junggeselle keiner hübschen Frau widerstehen. Seine Vorgesetzten zogen ihn deshalb aus dem Außendienst des Forsvarets Efterretningstjeneste, dem dänischen Nachrichtendienst, ab und gaben ihm einen Job als Verbindungsoffizier für nationale Angelegenheiten. So konnten sie zumindest ein bisschen Kontrolle über ihn ausüben. Dort entwickelte er ein feines Gespür dafür, was er preisgeben durfte und was nicht.

Overgaard legte die Hand auf die Hörmuschel und zog die junge Frau vom Schreibtisch.

»Sorry Tatjana, das müssen wir auf später verschieben, kannst du bitte den Raum verlassen. Das scheint wichtig.«

Tatjana zog sich die Bluse zurecht und warf einen schnellen Blick in den Spiegel neben der Bürotür, der nur aus diesem einen Grund dort hing. Verließ man das Büro und erweckte nur im Geringsten den Anschein, etwas anderes als seine Arbeit getan zu haben, erstarrte man zu Stein, sobald man in die Augen von Agnes blickte. Die wiederum war genau deshalb im Vorzimmer von Overgaard platziert worden. Tatjana warf noch einmal den Kopf herum und Overgaard einen Kussmund zu.

»Ich freue mich auf unser Wochenende auf Fanø. Admiral? Ich

hoffe, der dritte Weltkrieg ist nicht ausgebrochen, sondern Agnes verspürt nur einmal wieder einen unwiderstehlichen Drang, Einfluss auf die Wahl meiner Gäste zu nehmen.«

»Ich empfehle das Fanø Badeland mit Wellnessbereich. Ich spiele da auch immer mit meinen Kindern. Das war doch Ihre Tochter, oder?«

»Ich habe keine Tochter, Admiral«, lachte Overgaard in das Telefon hinein. »Was gibt es so Dringendes?«

Christensen schilderte in kurzen Worten, was er von Chief Anderson soeben erfahren hatte.

»Auf was können die da gestoßen sein?«

»U-20«, antwortete Overgaard kurz und schlüpfte dabei wieder in seine Schuhe. »U-20, ein deutsches Marine-U-Boot, das 1916 dort gestrandet ist. Die Deutschen haben versucht, es in die Luft zu jagen.« Es entstand eine Pause.

»Und warum stehen Aktivitäten und Ereignisse rund um U-20 bei uns auf der Meldeliste?«

»Keine Ahnung. Wir haben schon lange nichts mehr von dem Boot gehört. Es hat diverse Sprengungen und Bergungsversuche in den letzten Jahren gegeben, und eigentlich dürfte außer den Schiffsdieseln kaum noch etwas von dem Ding übrig sein.«

»Granaten?«, fragte Christensen.

»Die sollten alle bei der ersten Sprengung hochgegangen sein. War wohl ein ziemliches Spektakel damals. Dänemark befand sich nicht im Krieg mit Deutschland, und so hat man sie gewähren lassen.«

Overgaard gab seinen persönlichen Code in den Rechner ein und anschließend das Wort »U-20« in die Abfragemaske.

»Die Akte ist nicht als geheim eingestuft. Soll ich Ihnen schicken, was ich habe?«

»Ja bitte, wir müssen schnell handeln. Das Wrack liegt nur dreihundert Meter vor der Küste, und ich möchte nicht, dass während der Haupttouristensaison irgendwelche Hobbytaucher zu fliegenden Fischen mutieren.«

»Kann ich behilflich sein?«

»Nein, das ist Aufgabe der Marine, wir kümmern uns drum. Morgen ist das Problem beseitigt. Außerdem haben Sie eine Verabredung auf Fanø«, spottete Christensen. »Sobald Sie zurück sind, gebe ich Ihnen Bescheid, was wir gefunden haben. Kann ja nicht so dramatisch sein. Schönes Wochenende«, sagte Christensen und legte auf.

»Sehr witzig«, murmelte Overgaard, beugte sich nach vorn und

öffnete den als vertraulich gekennzeichneten Unterordner. Irgendwann musste das ja passieren. Das Boot stand nicht nur auf der Meldeliste für das Innenministerium, sondern war auch noch mit Priorität 1 klassifiziert. Das bedeutete, dass alle neuen Informationen darüber sofort über den Nachrichtenticker des Staatsschutzes laufen mussten.

9. HARBOØRE

Als Overgaard endlich seinen Verbindungsoffizier erreichte, hatte, bezog die *Hvidbjoernen* eine Meile vor Harboøre bereits Position.

Giuseppe sah durch sein Fernglas und war beeindruckt von der glatten Linie der Fregatte. Lukas und er wollten sich nach ihrem kleinen Abenteuer ein wenig entspannen. Dazu gehörten für sie ein Lagerfeuer am Strand, ordentliche Steaks und ein Sixpack Bier.

»Wow, soll das etwa das Bergungsschiff sein? Hat dir denn jemand Bescheid gegeben, dass die hier heute aufkreuzen werden?«

»Nö.«

»Weiß Richard davon?«

»Wohl nicht, sonst wäre der mit Sicherheit hier und hätte uns eingeweiht.«

»Wollen wir ihm Bescheid geben?«

»Lass den mal bei seiner Familie.«

»Sieht aus, als hätten die mehr Granaten an Bord, als sie jemals aus der Nordsee fischen könnten.«

Lukas tippte ihm auf die Schulter und zeigte wortlos Richtung Süden. Ein kleiner Schubverband kam die Küste hinaufgetuckert.

»Oha, ob der Kahn das noch bis hierher schafft?«

»Schafft er nicht«, spekulierte Lukas.

»Zumindest nicht über Wasser und nicht bei der Brandung da draußen.«

»Ist bestimmt nur Tarnung. Glaub mir, unter all dem Rost steckt ein Transformer, der den alten Pott unter Gefechtsbedingungen binnen Sekunden in einen Hightech-Roboter verwandelt.«

»Passt bei dem Gerümpel an Deck überhaupt noch irgendwas, das die aus dem Wasser holen sollen, drauf ?«

Der Verband bestand aus dem Schlepper *Egesund*, Baujahr 1952, und einem hochseetauglichen Ponton, auf dem ein alter Raupenbagger montiert war. Für Außenstehende herrschte auf dem Bergungsschiff das blanke Chaos. Taue, Kabel und Kisten waren überall verteilt. Tatsächlich hatte der Skipper, Lars Wolfen, ein bärbeißiger kleiner Kerl von ein Meter neunundsechzig Körpergröße, der auf den ersten Blick aussah, als sei er mindestens so breit wie lang, ein sehr wachsames Auge auf seine Ausrüstung und seine Männer. Insbesondere die Einrichtung zur Sauerstoffversorgung seiner Taucher war in einem Topzustand. Als zur Sparsamkeit erzogener Sohn eines Fischers hatte er nie einen Sinn darin gesehen, sein Budget in Farbe oder Schrubber zu investieren. Er steckte das Geld lieber in die Sicherheitsausrüstung.

Das Bergungsteam genoss einen besonderen Status innerhalb der Marine. Mit ihnen legte man sich nicht an. Die meisten von den Jungs standen so unter Dampf, dass mit ihnen schlecht Kirschen essen war, wenn man sie reizte. Wolfens Vorgesetzte hatten einige Male versucht, ihn zur Ordnung anzuhalten. Ein Major wollte ihn deswegen vor einigen Jahren sogar vom Dienst suspendieren. Wolfen legte ihm eine aus dem Hafen von Esbjerg geborgene Fliegerbombe in sein Büro. Darauf klebte ein Zettel mit den Worten: *Soll ich die entschärfen oder putzen?* Seitdem hatte er seine Ruhe.

Eine ganze Weile tat sich nichts, nur die weißblaue Flagge wehte träge im Wind. Unter der Plattform stiegen Blasen auf, die niemandem aufgefallen wären, der nicht wusste, dass sich Taucher im Wasser befanden.

Wolfen, der bis eben noch mit einem Bier in der Hand auf einem Liegestuhl unterm Sonnensegel gelegen hatte, pfiff auf den Fingern. Wie auf Kommando trat der Steuermann aus dem Haus.

»Dreh die Musik lauter!«

»Aye, aye Sir.«

Stairways To Heaven schallte bis zum Ufer hinüber. Die Jungs hatten schon einen seltsamen Humor. Das gefiel Giuseppe. Außerdem sah es so gemütlich aus, dass man sich wünschte, bei der dänischen Marine zu arbeiten.

Jetzt kam Leben in die Bude, und was eben noch ganz entspannt aussah, verwandelte sich in hektische Betriebsamkeit.

Wolfen nahm das Handfunkgerät.

Was er sagte, konnte Giuseppe nicht hören. Wahrscheinlich erteilte

er einem Seekadetten, der Wache an der Sauerstoffpumpe gehalten hatte, Anweisungen. Wolfen hängte die Seilwinde in den Bagger ein. Als er damit fertig war, ließ er das Stahlseil mit einem Netz in das Wasser. Einige Sekunden später hob sich zunächst kaum sichtbar der Ponton wie von Geisterhand an. Eine zwanzig Meter hohe Wasserfontäne stieg links und rechts des Pontons aus dem Meer empor. Ein dumpfes Grollen drang zu den Zuschauern am Strand hinüber, das von dem Geräusch herabregnenden Wassers abgelöst wurde. Kran und Ponton krängten nach Backbord, und ein lauter metallischer Knall ertönte, als die Sicherungsketten rissen. Wie in Zeitlupe kippte der Kran mit Wolfen in der Kanzel über Bord und versank im Meer.

Giuseppe und Lukas reagierten sofort. Sie rissen sich Schuhe und Kleider vom Leib und rannten auf das Meer zu. Kaum hatten Sie die Wasserlinie erreicht, tauchte Wolfen an der Steuerbordseite des Pontons auf, spuckte einen Mund voll Seewasser aus und begann, kaum dass er Luft geholt hatte,

seinem Kameraden irgendetwas zuzubrüllen. Der warf hastig einen Rettungsring über Bord, rannte in das Steuerhaus, und im nächsten Moment kreischte eine Sirene.

Nur einen Moment später schrillte in kurzen Stößen der Alarm von der *Hvidbjørnen* herüber. Ein Hubschrauber stieg vom Heck auf und kreiste bereits über der Unglücksstelle, als die Fregatte in Richtung Küste eindrehte und die über 11.000 PS starken Motoren das Schiff auf die Höchstgeschwindigkeit von achtundzwanzig Knoten beschleunigten. Einige Kilometer entfernt, auf dem Stützpunkt in Aalborg, stieg ein F-16-Kampfflugzeug der Marineflieger auf.

10.

LØKKEN

Richard hatte sich freigenommen. Melanie hatte von den Militärs kein Feedback über die weitere Vorgehensweise bei der Bergung der Munition am Wrack von U-20 erhalten. Da er mit den Jungs den ganzen Tag in einem Freizeitpark, dem Farup Sommerland, verbracht und sein Handy zu Hause vergessen hatte, bekam er von den

Vorfällen erst etwas mit, als er sich eine eiskalte Dose Apple Cider öffnen und den Tag ausklingen lassen wollte. Er ging hinaus auf die Veranda und sah zum Himmel hinauf. »Altocumulus Floccus.«

»Hä?«, hörte er Jackson neben sich.

»Altocumulus Floccus, eine Wolkenformation, die wie die dort oben aussieht. Als hätte man einen Beutel kleiner Wattebäuschchen am Himmel verteilt.«

»Aha.«

»Eine solche Wolkenformation kündigt meist einen Sturm an und sorgt für feurige Sonnenuntergänge hier an der Küste.« Plötzlich zerriss ein lauter Knall die Abendstimmung, und die Scheiben des Ferienhauses vibrierten.

»Ein Gewitter?«, fragte Jackson.

Die F-16 donnerte nur wenige Meter über ihre Köpfe hinweg. Der Kampffjet zog in einem engen Bogen auf das Meer hinaus, und nur einen Moment später war er vor der herannahenden Sturmfront kaum noch zu erkennen.

»Tatatata ...«, Jackson zielte mit einem imaginären Gewehr in Richtung des Fliegers. »So einen habe ich in New York schon mal auf einem Flugzeugträger gesehen, tatatata ...«, rief er sichtlich aufgekratzt.

»Ruhig, Brauner. Warum spielt ihr nicht eine Runde Dart? Mal sehen, wie genau du zielen kannst«, schlug Richard vor.

Gesagt, getan. Richard beobachtete die Jungs eine Weile. Gott sei Dank zielten sie auf die Dartscheibe und bewarfen sich nicht gegenseitig mit den Pfeilen. Ein wenig Ruhe konnte er nach all dem Halligalli in dem Freizeitpark nun gebrauchen. Lange sollte die allerdings nicht anhalten.

Brave Scotland erklang aus dem Haus, und Jackson kam mit Richards Mobiltelefon um die Ecke geflitzt.

»Ja, mein Vater ist da, ich reiche Sie weiter. Einen schönen Abend wünsche ich Ihnen Mr Morales.«

»Danke Jackson, ja ...?«

»Hast du es schon gelesen?«, fragte Giuseppe.

»Was?«

»Zwei Marinetaucher, die das Wrack untersucht haben, sind verunglückt.«

»Welche Marinetaucher?«

»Nachdem wir gestern die Tauchfahrt mit der *Beluga* abbrechen mussten, erschien ein Bergungsschiff und schickte zwei ihrer eigenen

Männer zum Wrack.«

»Und? Was haben die gefunden? Einen Schatz – und sind damit abgehauen? Geraubt von Meerjungfrauen oder von Haien gefressen?«

»Wohl kaum. Sie sind in die Luft geflogen.«

»Sch..., was ist passiert?«

»Keine Ahnung. Sie wurden zur Obduktion in die Klinik für pathologische Anatomie nach Esbjerg geflogen. Jetzt kommt das Beste. Die Marine war so freundlich, uns von ihrem Vorhaben nichts zu verraten. Lukas und ich waren nur zufällig da. Die Nachricht hat Fisher dann heute Morgen in der *Jylland Posten* gelesen, und er machte einen Riesaufstand. Jetzt glauben 180. 000 Dänen, dass wir daran schuld sind.«

»Wieso wir?«

»Keine Ahnung, aber vielleicht wäre es besser, du würdest dich mal mit dem Alten in Verbindung setzen, und fährst mit unserer Laborratte Hellmer nach Esbjerg.«

»Wohin?«

»Nach Esbjerg in die Pathologie. Irgendwas stinkt an der Sache.«

»Und was soll ich da? Mir ein paar Marinetaucher anschauen, die mit Böllern gespielt haben? Das kann Hellmer allein machen. Der ist der Leichenfledderer. Schick ihn da hin, und versuch ein paar Proben vom Explosionsort zu nehmen. Die kann er gleich mit untersuchen.«

»Ich soll da noch mal runtergehen? Bist du irre? Welchen Teil meiner Schilderungen darüber, was den Tauchern zugestoßen ist, hast du nicht verstanden?«

»Dann musst du eben vorsichtiger sein. Natürlich sollst du da nicht noch mal runter. Schick Lukas oder benutz den Tauchroboter.«

»Den habe ich noch nie in so flachen Gewässern ferngesteuert.«

»Ich schick dir Jackson vorbei. Der bedient so was intuitiv.«

»Ha, ha, ha. Warte, hier kommt gerade etwas über den Ticker.« Eine kurze Pause entstand. »Hat sich erledigt. Cunningham hat gerade rumgeschickt, dass das Gebiet um U-20 hermetisch abgeriegelt ist und wir keinen Zutritt mehr haben.«

»Na bestens. Sollen die ihren Scheiß doch selbst ausbügeln. Hier zieht ein Sturm auf. Ich schnappe mir ein gutes Buch, feuere den Kamin an, schlage mir die Plauze mit gegrillten Rippchen voll und gehe dann am Strand spazieren, um den Jungs die angespülten Meerjungfrauen zu zeigen. Ich werde ausnahmsweise mal nicht in der

Nähe sein, wenn was kaputtgeht. Sag mir Bescheid, wenn du was gefunden hast oder Hellmer was weiß.« Er legte auf.

Richard lehnte sich wieder im Stuhl zurück, um die Gewitterfront zu beobachten, die ihre dunklen Vorboten wie mit einem Lineal gezogen auf die Küste zuschob.

Warum sollen wir verdammt noch mal schuld sein? Er schnappte sich seinen Tablet-PC und suchte den Artikel.

Tote bei Bergungsversuch

Ein ranghoher Offizier der dänischen Marine teilte uns mit, dass die Torpedos, die einen Tag zuvor bei U-20 entdeckt worden waren, von der kanadischen Bergungsfirma als ungefährlich eingestuft worden sind. Der verantwortliche Kommandant des Bergungsschiffes wurde vorläufig in der Kaserne von Aalborg unter Hausarrest gestellt. Er steht unter dem Verdacht, das Leben seiner Kameraden leichtfertig aufs Spiel gesetzt zu haben.

Richard konnte nicht fassen, was er da las. Er holte bereits aus und wollte den PC vor Wut gegen die Wand werfen, da kam Jackson erneut mit dem Handy um die Ecke geflitzt.

»Da ist ein Mann am Telefon, der ziemlich sauer klingt.«

»Was?«, schnauzte Richard in das Telefon. Sein Boss war dran.

Die AW-101 *Merlin* kam mit ohrenbetäubendem Lärm über den Dünengürtel hinweggeschossen, flog eine Schleife und landete keine fünfzig Meter vom Haus entfernt auf einem freien Dünengrundstück. Als Richard darauf zu rannte, peitschte ihm der Wind den Sand derart ins Gesicht, dass es sich anfühlte, als ob ihm jemand jedes Barthaar einzeln ausriss.

Ein Gefreiter zog ihn an Bord und rief ihm, auf einen Sitz zeigend, etwas zu, das im Lärm der Rotoren unterging. Der Pilot drehte sich nur kurz zu ihm um und deutete einen militärischen Gruß an, den Richard erwiderte, während er an den Gurten herumfingerte.

»Welcome on Board of Con Air Flight Number 72«, scherzte er, zog am Gashebel, und die Kufen lösten sich vom Boden. Waren die Möwen so klug, vom offenen Wasser ins Landesinnere zu ziehen, schwenkte der Hubschrauber wider jeden natürlichen Instinkt in Richtung Meer ein. Richard hielt den Atem an und sah aus dem Fenster.

Die kleine Brücke am Bach südlich von Løkken war von den Wellen bereits um einige Meter landeinwärts versetzt worden und stand mitten im Wasser, das bis an den Dünenfuß reichte. Unkompliziert, wie die Dänen waren, würde sie sicher morgen wieder an ihrem Platz stehen. Richard fragte sich gerade, ob sie die Basis in Århus anfliegen oder weiter nach Esbjerg geworfen würden, als seine Eingeweide senkrecht in die Höhe schnellten, während sein Körper zusammen mit dem Hubschrauber nach unten sackte. Er fühlte sich unwillkürlich an eine Szene aus dem Film *Roter Oktober* erinnert.

»Jack, wenn du wieder mal so eine tolle Idee hast, mach eine Aktennotiz«, nuschelte er.

Der Gefreite reichte Richard ein Headset.

»Richard?« Es war Cunningham.

»Ich übergebe mich gerade. Was ist?«

»Wir treffen uns auf der Basis in Aalborg mit einigen hohen Militärs. Du wirst denen bitte einen kurzen Bericht liefern. Versuch herauszufinden, wer diesen Quatsch an die Presse gemeldet hat. Ich muss wissen, was da abgelaufen ist. Irgendwer will uns zur Schlachtbank führen und seinen eigenen Arsch retten. Das lasse ich nicht zu. Du hast freies Schussfeld.«

»Ich mach das, keine Sorge.«

11.

MILITÄRFLUGHAFEN AALBORG

Am Landeplatz in Aalborg wartete ein gepanzertes Kampffahrzeug auf Richard. Nachdem die *Merlin* aufgesetzt hatte, konnte der Pilot sich eine letzte Bemerkung nicht verkneifen. »Bitte nehmen Sie alle Eingeweide mit von Bord. Für verlorenes Gepäck oder Innereien kann die dänische Luftwaffe keinen Ersatz leisten.«

Richard deutete müde lächelnd einen militärischen Gruß an, klopfte dem Piloten auf die Schulter und sprang aus der Maschine direkt in den Eagle 4. Mit einem Kopfnicken grüßte er seinen Fahrer. »Bitte keine Witze mehr über Mageninhalte, Eingeweide oder ähnlich eklige Dinge, okay?«

Die Fahrt ging in rasantem Tempo vorbei an Bunkern und Flugzeughangars zu einem Bürogebäude. Der Fahrer führte ihn zu einem Raum, der mit ähnlich geschmackvollem Mobiliar wie Cunninghams Büro auf der *Keldysh* ausgestattet war. Das hatten die

Amerikaner offenkundig mit ihren Waffensystemen in die ganze Welt exportiert. Cunningham war bereits vor Ort und kaute auf seiner dicken Zigarre. Das war seine Form von Protest, wenn er nicht rauchen durfte, obwohl die beruhigende Wirkung des Nikotins eine Diskussion mit ihm um einiges angenehmer machen konnte.

»Hatten Sie einen guten Flug ?«, fragte ihn ein gedrungener Kapitänleutnant mit leicht hämischem Unterton. Auf seinem Namensschild las Richard den Namen Sørensen. Wie er da stand, mittelgroß, schütteres Haar über buschigen Augenbrauen, machte er auf Richard einen sehr angespannten Eindruck.

»Danke«, antwortete Richard und wollte ihm die Hand reichen. Sørensen drehte ihm den Rücken zu und sah aus dem Fenster.

Okay, dachte Richard. Also nickte er den übrigen Militärs nur kurz zu und verzichtete darauf, sich einen weiteren Korb einzuhandeln. Am Kopf des Tisches erkannte er den Kronprinzen Fridtjof und Admiral Christensen. Sie nickten ihm zu. Aus ihrem Gespräch konnte er entnehmen, dass Sørensen der Vorgesetzte von Wolfen war. Richard schmunzelte in sich hinein. Das war also der Mann mit der Fliegerbombe im Büro. Die anderen sechs Marineoffiziere kannte er ebenso wenig wie die Frau und den Mann in Zivil, die ihm erst gar keine Beachtung schenkten. Er setzte sich neben Cunningham.

»Wer ist die hübsche Brünnette?«, flüsterte er ihm ins Ohr und deutete auf die Frau. Für die Bemerkung fing er sich einen Rippenstoß ein. »Konzentrier dich jetzt. Hier geht's gleich rund.«

Die auf Dänisch geführte Diskussion ebte ab, und der Admiral sah in Richards Richtung.

»Meine Herren, darf ich vorstellen, Professor Cunningham und Mr Boyle vom North American Institute of Maritime Research aus Vancouver. Sie führen Untersuchungen des Meeresbodens vor dem Limfjord für die dänische Firma Forsetas durch. Sie haben das Wrack der U-20 vor Harboøre untersucht. Doch vielleicht berichten Sie selbst, meine Herren!« Cunninghams auffordernder Blick ließ keinen Zweifel daran, dass nun Richard an der Reihe war. Er räusperte sich kurz, stand auf und ging zur nautischen Karte an der Wand.

»Dies ist die Ihnen bekannte Position des Wracks der U-20. Da es nur dreihundert Meter vom Strand entfernt liegt, stellt es für die Offshore-Anlage selbst keine Gefahr ...« Weiter kam er nicht.

»Überspringen Sie das, das interessiert uns nicht«, fiel Sørensen Richard ins Wort. »Sie haben dort Munition gefunden, und am nächsten Tag sterben zwei meiner Männer bei dem Versuch, sich ein

eigenes Bild von der Lage vor Ort zu machen. Was haben Sie dazu zu sagen?«

»Wie kamen Ihre Kampfschwimmer da hin? Wir hatten das Gebiet noch nicht freigegeben. Wenn ich den Vertrag richtig interpretiere, sind die Vereinbarungen darin aus gutem Grund andere«, verschärfte Richard seinen Ton, um sich erst gar nicht weiter in eine Rechtfertigungsposition drängen zu lassen und zum Bauernopfer eines verpatzten Militäreinsatzes machen zu lassen.

»Vielleicht sind Sie bei Ihren Recherchen auf irgendwas gestoßen, das uns einen Hinweis für die Ursache der Explosion liefern könnte?«, mischte sich Fridtjof ein.

»Meine Herren, ich habe Informationen, deren Bedeutung für die Sache wir im Moment noch nicht einschätzen können«, mischte sich die Brünette ein.

»Wer ist wir?«, fragte Cunningham höflich.

»Mein Name ist Tatjana Broberg, und ich vertrete in dieser Runde den dänischen Staatsschutz. Wir haben in den letzten Monaten ein erneutes Aufflammen des Interesses an U-20 beobachten können.«

»Wie beobachten Sie denn so was?«, wollte Richard wissen.

»Wir haben eine Liste der für uns wichtigen Themen und Schlagworte, deren Relevanz wir in den gängigsten Internetsuchmaschinen regelmäßig prüfen. Reine Routine.«

»Warten Sie!«, unterbrach Richard die junge Frau.

»Sie sind vom Geheimdienst? Na, das ist ja toll. Dann wissen Sie also viel mehr als wir. Und obwohl das so ist, lassen Sie meine Männer da runtertauchen?«

Er machte eine kurze Pause. Tatjana war sichtlich unbehaglich zumute.

»Wenn die nicht wieder tot auftauchen, schicken Sie ihre eigenen Leute los, damit die sich umbringen können? Wozu? Erklären Sie mir das. Für einen halbwegs normalen Menschen wie mich ergibt das nämlich keinen Sinn.«

Tatjana sah verlegen zu ihrem Kollegen hinüber. »Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Ich selbst bin erst vor wenigen Stunden in den Fall eingearbeitet worden.«

»Sie haben noch gar nichts gesagt. Aber wo wir gerade dabei sind. Was wissen Sie über den Fischkutter *Britta*?«

»Die *Britta*?«, fragte Tatjana.

Sørensen lief rot an. »Nichts! Und noch eines, wir warten doch nicht darauf, dass uns irgendwelche hergelaufenen Zivilisten Order

erteilen.«

Richard senkte seine Stimme. »Nichts? Das ist aber verdammt wenig. Die Presse ist scheinbar besser informiert. Der Kahn soll auf eine Mine gelaufen sein. Und Sie wollen mir erklären, dass niemand überprüft, ob da noch mehr Knallkörper in der See treiben?«

»Wieso? Dafür sind Sie doch jetzt da«, versuchte sich Sørensen zu rechtfertigen.

»Sechs Monate später? Wäre es nicht sinnvoll gewesen, das Seegebiet in der Region für den Schiffsverkehr zu sperren, wenn Sie schon die behördliche Muße besitzen, nicht selbst aktiv zu werden?«

Einen Moment herrschte betretenes Schweigen im Raum.

»Von wem erhalten Sie eigentlich Order? Sie sind doch auch nur Befehlsempfänger. Demjenigen würde ich gern mal in den Arsch treten, und die Familien Ihrer toten Kameraden würden das wohl auch gern.«

Sørensen holte bereits Luft, als Fridtjof ihm per Handzeichen gebot, zu schweigen.

»Meine Herren«, ergriff er das Wort. »Ich selbst habe die Ausbildung als Marinetaucher durchlaufen. Solche Männer machen keine Fehler.« Der Thronfolger hatte unter dem Decknamen *Pingo* in einer dänischen Kampfschwimmereinheit gedient und war der Truppe immer noch eng verbunden.

Richard wusste ihn auf seiner Seite.

»Offensichtlich doch«, fiel ihm Richard ins Wort. »Die Vereinbarungen sagen nicht umsonst, dass sie nur anfassen, was wir vorher freigegeben haben. Stattdessen legen Ihre Leute blinden Aktionismus an den Tag und riskieren Menschenleben. Um ihre eigene Inkompetenz zu kaschieren, lancieren sie anschließend Falschmeldungen in der Presse, die uns die Schuld geben. Die Sache stinkt doch zum Himmel. Ich schlage vor, Sie alle gehen jetzt ganz tief in sich. Ich gebe Ihnen genau zehn Sekunden Zeit, und dann rücken Sie damit raus, was hier läuft. Ansonsten gehe ich mal zur Zeitung, und dann ziehen Sie sich warm an. Zehn, neun, acht, sieben ... Hat's Ihnen die Sprache verschlagen, Herr Kapitänleutnant? Miss Broberg ? Sonst jemand? Sechs, fünf, vier ...« Richard sammelte seine Unterlagen zusammen. Sørensen sah Tatjana scharf an.

Mit einem Augenaufschlag wie eine Katze vor einer geschlossenen Dose Whiskas blickte sie hoch. »Es tut mir leid, mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«

Richard war sich sicher, dass das stimmte. »Sie wissen, was ein

Bauernopfer ist Tatjana? Drei, zwei, eins ...«

Richard war klar: Hier und jetzt würde niemand einknicken, doch der Ball war ins Spiel gebracht. Wenn die kein Eigentor schießen wollten, würden sie die Hosen schon ziemlich bald runterlassen müssen. Jetzt war Cunningham dran. Sie hatten das Spiel schon etliche Male gespielt.

»Ich muss Mr Boyle recht geben. Es scheint Ihnen nicht ganz klar zu sein, wer wir sind, wer die NAIM ist. Das könnte zumindest erklären, warum Sie versuchen, uns hier für dumm zu verkaufen.«

Den Anwesenden stand die Überraschung ins Gesicht geschrieben. Wahrscheinlich hatten sie erwartet, dass er Richard zurückpfeifen würde.

»Solange Sie nicht mit offenen Karten spielen und eine Gendarstellung in der Presse veröffentlichen, werden wir die Arbeiten einstellen. Selbstverständlich stehen wir Ihnen gern mit Rat und Tat zur Seite, wenn Sie bereit sind, die Kosten dafür zu tragen. Ich werde Mr Fisher in Kenntnis setzen, mir ein Badehandtuch kaufen und einen Sechserpack Bier. Sie können dann überlegen, wie Sie unsere Liegegebühren bezahlen. Mr Fisher wird das sicherlich nicht.«

Cunningham begann seine Aktentasche zu packen und erhob sich. »Die Kosten belaufen sich übrigens auf fünfzigtausend Dollar pro Tag. Meine Herren, Mrs Broberg.«

»Warten Sie«, ergriff Fridtjof das Wort.

Bingo! Der Kronprinz wusste ganz genau, dass sich hier etwas zusammenbraute, das schnell zu negativen Schlagzeilen in der Presse über ihn und das Königshaus führen konnte. Hier und jetzt konnte er seinem Volk beweisen, dass das Königshaus den Einfluss besaß, die Dinge zu regeln, wenn Behörden und Militär versagten. Je besser er selbst dabei wegkam, desto größer war seine Chance, dass es noch einen Thron gab, den er besteigen konnte. Die kritischen Stimmen, die nach dem Sinn und Zweck eines Königshauses und den damit verbundenen Ausgaben aus dem Staatshaushalt fragten, mehrten sich nämlich. Immer häufiger wurde laut darüber nachgedacht, wozu eine aufgeklärte, moderne Gesellschaft einen König brauchte.

»Mr Cunningham, ich werde persönlich dafür Sorge tragen, dass Sie schnellstmöglich die Arbeiten wieder aufnehmen können.« Er wandte den Blick Richard zu. »Außerdem werde ich Ihren Ruf wieder herstellen, Mr Boyle.«

Cunningham hielt die Klinke bereits in der Hand und nickte höflich. Dann verließen sie wortlos den Raum. Nachdem die Tür hinter ihnen

ins Schloss gefallen war, hob Richard die rechte Hand.

»*High Five*.«

Cunningham schlug ein.

»Stellen wir die Arbeiten jetzt tatsächlich ein?«

»Das werden sie sich nicht leisten können. Fisher und Fridtjof sind alte Freunde, und das Königshaus hat sich ziemlich weit für Fisher aus dem Fenster gelehnt.«

»Bei dir vibriert es.«

»Moment.« Cunningham griff in die Innentasche seines Sakkos und holte sein Blackberry heraus. Er sagte kein Wort, bis er sich mit den Worten »geht in Ordnung« verabschiedete.

Richard war schon ganz zappelig. »Und?«

»Ging schneller, als ich dachte. Fisher! Er bittet uns, die Arbeiten fortzusetzen. Ha, die Marine wird, ich zitiere: ›Sich an die vertraglichen Vereinbarungen halten und unseren Empfehlungen in Zukunft folgen‹.«

»Na, geht doch. Soll Hellmer die Leichen mal unter die Lupe nehmen?«

»Hat er schon. Hier ist sein Bericht.« Cunningham scrollte seine Mails durch und reichte Richard das Telefon.

»Du hast die ganze Zeit gewusst, dass die Explosion nicht von einer alten Granate herrührte und Hellmer Spuren von C-4 an den Leichen gefunden hat? Warum hast du mir nichts gesagt?«

»Ich wollte erst mal sehen, wie die Truppe reagiert, wenn du sie aus der Reserve lockst.«

»Böser Junge.«

»Yep!«

12.

LØKKEN

Bereits am nächsten Tag wurden die Arbeiten wieder aufgenommen. Ein Radius von einer Meile rund um U-20 wurde zum Sperrgebiet erklärt.

Beim gemeinsamen Frühstück mit der Familie konnte Richard bereits einen Artikel in der Zeitung lesen, der die Umstände als »mysteriös« betitelte und sowohl Richard als auch Wolfen rehabilitierte.

Tod der Taucher am Wrack von U-20 aufgeklärt? Nach einer Krisensitzung hochrangiger Experten des dänischen Militärs und Fachleute der NAIM, wurde eindeutig festgestellt, dass es sich bei dem Unglück, bei dem zwei Marinetaucher ihr Leben lassen mussten, um eine tragische Verkettung von Zufällen handelte. Admiral Christensen sagte dazu: »Wir wissen, dass diese Männer einen lebensgefährlichen Job machen. Deswegen sind alle Sicherheitsvorkehrungen getroffen worden, und der verantwortliche Bergungsleiter konnte von jeder Schuld frei gesprochen werden. Nach jetzigem Kenntnisstand gehen wir davon aus, dass die Munition so weit korrodiert war, dass sie bereits bei der geringsten Einwirkung von außen explodierte. Das hätte jedem Badegast oder Hobbytaucher passieren können. Umso glücklicher sind wir, dass uns nun mit der NAIM ein hoch-professionelles Team zur Seite steht und einen großen Bereich vor unserer Küste auf versenkte Munitionsvorkommen untersucht. Jetzt ist die Politik gefordert. Denn es ist abzusehen, dass es nicht bei diesem einen Unglück bleiben wird, wenn die Nordseeanrainerstaaten nicht bald reagieren.«

Richard senkte die Zeitung und hing seinen Gedanken nach.

»Keinen Hunger, Herr Vater?«

»Doch, doch, danke.« Richard nahm sich ein Brötchen und legte es auf seinen Teller. Die Kids amüsierten sich bereits. Denn da blieb das Brötchen unangetastet liegen.

»Schenk ihm noch einen Kaffee ein, sonst kommt der nicht in die Gänge«, bat Kimberley ihren angehenden Stiefbruder. Jackson flitzte sofort los.

»Papa braucht einen Kaffee!«

»Ich mach welchen«, sagte Angela.

»Nein, ich«, insistierte der Kleine und kredenzte seinem Vater einen Cappuccino mit perfekter Blume, einem Löffel Zucker und ordentlich Kakaopulver oben drauf.

»Bitte schön.«

»Danke, das ist lieb von dir.«

Angela legte ihre Hände sanft auf Richards Schultern.

»Na, was bewegt dich?«

»Ich muss mehr über dieses U-Boot in Erfahrung bringen. Wir hatten die Situation im Griff. Alles war gut: Giuseppe hatte seine

üblichen hysterischen Anfälle, Lukas hat die beiden souverän aus der Gefahrenzone gebracht, und einige Stunden später sterben zwei Menschen.«

Er drehte sich zu Angela um. »Irgendetwas stimmt mit diesem U-Boot nicht. Erst gibt es auf der *Lusitania* eine mysteriöse zweite Explosion, die nicht von einem einzigen Torpedo verursacht worden sein konnte, und hundert Jahre später sterben wieder Menschen, obwohl von dem U-Boot-Wrack kaum noch was übrig ist.«

»Ich habe keinen Hunger. Aber gerade eine Idee.« Richard sprang auf, nahm sein Telefon und ging in Richtung Veranda. Auf halbem Weg kehrte er um, schnappte sich seinen Kaffee und prostete Jackson damit zu. »Lecker!«

»Und jetzt?«, fragte Angela.

»Ich rufe einen alten Kumpel an, Christian. Der kommt hier aus der Gegend.«

»Christian?«, rief Jackson aus. Können wir uns mit ihm treffen und wieder Kart fahren?«

»Coole Idee«, stimmte Freddy ein.

»Stimmt.«

Christian, gebürtiger Däne, lebte in Deutschland, arbeitete aber in der Nähe von Aarhus. Sie hatten manch feuchtfröhliche Party miteinander gefeiert, als Richard noch in Bremen wohnte.

Er hatte versucht, Christian in sein Team zu holen, denn der Kerl war ein Tausendsassa. Es gab kaum etwas, was dieser Mann nicht schon einmal versucht oder gemacht hatte. Neben seinen handwerklichen Fähigkeiten schätzte Richard seine nordische Geradlinigkeit.

»Hey, Alter«, schallte es aus dem Telefon.

»Christian, alter Wikinger, heute schon geplündert und gemordet?«

»Ne, aber jetzt, wo du da bist, wird es wohl nicht mehr lange dauern, bis wir die Anker lichten. Ich bin gerade auf der Arbeit, was kann ich für dich tun?«

»Ich habe dir doch vor einigen Wochen von unserem Projekt hier erzählt.«

»Ja, hast du.«

»Und du bist doch hier an der Westküste groß geworden, oder?«

»Ja, das stimmt.«

»Weißt du etwas über das deutsche U-Boot, das hier im Ersten Weltkrieg vor der Einfahrt zum Limfjord gesprengt wurde?«

»Nein.«

»Danke, es war schön, dich wieder mal zu sprechen.«
»Klar habe ich davon gehört. Mein Onkel ist Leiter des Sea War Museums in Thyborøn.«
»Perfekt«, antwortete Richard.
»Ich schicke dir die Adresse.«
»Das machen wir anders. Warum kommst du uns nicht besuchen? Wir sind in der Nähe, in Løkken.«
»Cool.« Die Freude über die Einladung war Christian anzumerken.
»Wann kannst du hier sein?«
»In drei Stunden? In Løkken gibt es eine klasse Kartbahn. Dann können wir mal wieder einen ausfahren.«
»Super, die Idee hatten die Jungs auch schon.«
»Sind die auch da?«
»Ja. Und Angela und ihre Kinder, und es gibt Neues zu berichten.«
»Echt? Mail mir eure Adresse. Bis gleich.«
Ehe Richard etwas antworten konnte, hatte Christian bereits aufgelegt.
»Ich wünsche dir auch einen schönen Tag.« Angela kam hinaus auf die Terrasse.
»Wir bekommen Besuch.«
»Ich habe es mitbekommen. Schön, dann lerne ich ihn persönlich kennen. Und was gibt es für Neuigkeiten?«
Richard zog Angela an sich. »Du kannst alles essen, aber du musst nicht alles wissen.«

Zweieinhalb Stunden später saßen alle bei strahlendem Sonnenschein auf der Veranda. Das Erste, das Christian auf den Tisch stellte, war eine Flasche »Schwarzes Schwein«. Dänische Lakritzbonbons aufgelöst in Wodka, dazu einen Sack Grillkohle und frischen Fisch aus dem Hafen. Und ein

Steak, da Richard keinen Fisch mochte. Das war Christian.

Richard war von vornherein klar, dass es ein sehr langer Abend werden würde. Erst als die Jungs eingeschlafen waren und Christian zu betrunken war, um am Strand noch Holz für das Lagerfeuer zu sammeln, neigte sich der Grillabend in der Morgendämmerung langsam dem Ende zu.

SEA WAR MUSEUM THORSMINDE

Es war erstaunlich, wie fit Christian mit nur fünf Stunden Schlaf war. Nach einem ausgiebigen Frühstück fuhr er zurück nach Aarhus, während sich Richard mit den Jungs auf den Weg nach Thyborøn begab.

Das Sea War Museum befand sich direkt hinter dem Dünengürtel, auf dem sich die Gedenkstätte der Seeschlacht vor Jütland befand. Der Wind kam in heftigen Böen. Ganz so als wäre er Teil der Ausstellung, um den Besuchern zu demonstrieren, wer für das Stranden Hunderter Schiffe vor der dänischen Westküste verantwortlich zeichnete.

In den Dünen hinter dem Museum befand sich die Gedenkstätte für die Toten der Skageraksschlacht vor der dänischen Nordseeküste. Jeder der 26 Granitsteine stand für ein Schiff, das mit Mann und Maus untergegangen war, gesäumt von Skulpturen, welche für Anzahl der Seeleute stand, die mit den Schiffen in die Tiefe gerissen worden waren – 8.645 Seelen. Während Jackson sich im Zählen übte, schien Freddy sehr ergriffen von dem Ort.

»Alles klar, Junior?«, fragte Richard?

»Ganz schön heavy«, antwortete er, ohne die Augen von den Skulpturen zu wenden. »Warum bekriegen sich Menschen. Das waren doch alles die Kinder oder Väter von jemandem. Was ist eigentlich grausamer, der Mensch oder die Natur?«

»Der Mensch ist ein Teil der Natur«, antwortete Richard.

»Nein, das hier ist anders. So sinnlos töten nur Menschen.« Freddy war so intelligent, wie er faul war, und Gleichaltrigen in seiner Sicht auf viele Dinge um Jahre voraus. Das erfüllte Richard mit Stolz. Immerhin lebte der Junge seit Jahren mit diesem Sozialprimaten an der Seite seiner Mutter zusammen und hatte es intellektuell doch unbeschadet überstanden.

Richard umfasste Freddys Schulter. »Lass uns weitergehen. Jackson, bleibst du hier oder kommst du mit?«

»Ich komme mit«, sprach's, war mit großen Sätzen im Eingang zum Museum verschwunden.

Lars Morgensen erwartete Richard und war gerade dabei, Jackson einen Besucherausweis auszustellen.

»Mr Boyle, ich freue mich, Sie zu sehen. Die nächste Generation junger Forscher haben Sie auch gleich mitgebracht. Das ist gut.«

»Mr Morgensen. Ja, und einen Gruß von ihrem Neffen.«

Richard reichte Morgensen die Flasche Schnaps, die Christian ihm für seinen Onkel mitgegeben hatte. Die einzige, die den Abend zuvor überlebt hatte.

Morgensen führte sie durch das gesamte Museum und kümmerte sich rührend um die Jungs. Die lauschten seinen spannend vorgetragenen Geschichten mit großen Augen, und sogar Jackson vergaß dabei, alles, was beweglich schien, auszuprobieren. Richard sah seinem Jüngsten an, wie es ihm fürchterlich in den Fingern juckte. Seine vornehme Zurückhaltung dauerte genau so lange an, bis sie zu dem Periskop kamen, durch das der Kommandant von U-20 die Lusitania anvisiert hatte. Jackson hingte sich sofort an die Griffe, zog sich hoch, bis seine Füße die Bodenhaftung verloren und er durchsehen konnte. Freddy drehte ihn langsam einmal um 360 Grad.

Die beiden Männer wollten gerade weitergehen, als sie einen kurzen Aufschrei hörten. Richard drehte sich um. Freddy hatte die Umdrehungszahl des Periskops so weit erhöht, dass die Fliehkraft Jackson mitten in den Raum katapultierte. Außer einem kurzen Murren war allerdings nichts weiter zu hören. Kaum wieder auf den Beinen, hatte er ein Torpedo entdeckt und machte sich daran, an der Antriebsschraube zu drehen.«

»Pass auf Jackson, wenn die Schraube stehen bleibt, geht das Ding hoch.«

Jackson riss die Augen auf, warf seinem Vater einen kurzen Blick zu und raste los, um sich hinter dem U-Boot Turm zu verstecken. Keine zwei Sekunden später lugte er mit zugehaltenen Ohren dahinter hervor, offenbar auf den Knall wartend.

Freddy zuckte mit den Schultern. »Die lieben Kleinen.« Morgensen lächelte verständnisvoll.

»Was wir von U-20 wissen, bezieht sich in erster Linie auf die Jahre und die Abwrackbemühungen nach dem ersten Weltkrieg und auf die Bergungsarbeiten in den Fünfziger- und Neunzigerjahren. Ich war damals an den Tauchexpeditionen beteiligt. Ehrlich gesagt ist es mir schleierhaft, wie es zu dem Unglück mit den beiden Marinetauchern kommen konnte. Wir haben seiner Zeit nichts an scharfer Munition entdeckt. Und wir haben da ganz schön rumgerührt, bevor wir den Turm geborgen hatten.«

Nun standen sie vor der Vitrine mit den Schwarz-Weiß-Aufnahmen von Familien, die sich 1916 auf dem gestrandeten Wrack fotografieren ließen. Darunter lagen einige Messingschilder und

Splitter, die von der Sprengung stammten. Drei Dinge erregten Richards Aufmerksamkeit. Das Erste war ein Teller, den er selbst von der Lusitania geborgen hatte. Leider durfte er aufgrund der unterschriebenen Verschwiegenheitsverpflichtung das nicht kundtun, obwohl er schon ein wenig stolz darauf war, dass das Fundstück es bis hierher in die Öffentlichkeit geschafft hatte.

Der zweite Gegenstand war das Geschütz von U-20. Kaum zu übersehen und in tadellosem Zustand. Eine passende druckfeste Hülse für Granaten lag in der Vitrine daneben.

»Was war da drin?«, fragte Richard.

»Das wüssten wir auch gern. Sieht erst mal ganz normal aus.«

»Wenn nicht der Gummiring wäre«, ergänzte Richard.

»Richtig.«

Eine Weile fachsimpelten die beiden Wracktaucher noch darüber. Doch sie kamen zu keinem abschließenden Ergebnis, warum die Hülse eine solche Manschette hatte. Richards Blick wanderte hinüber zur nächsten Vitrine.

»Was ist das für ein Buch?«

»Das sind die ersten Seiten eines Berichtes zu Sondereinsätzen von U-20. Sie wurden erst vor Kurzem in einem bisher nicht erkundeten U-Boot-Bunker entdeckt, zusammen mit einer ganzen Reihe anderer Papiere, die irgendwie im Zusammenhang mit U-20 zu stehen scheinen.

Richard wurde nervös. »Was steht drin?«

»Auf diesen Seiten finden sich einige medizinische Hinweise bei Unfällen an Bord. Ist allerdings nicht komplett. Andere Dokumente sind verschlüsselt, und wir hatten bisher nicht die Mittel, sie zu übersetzen.«

»Haben Sie die anderen Dokumente noch?«

»Ja, sicher. Aber wie gesagt, die sind codiert. Wenn sie wollen, kann ich ihnen eine Kopie ziehen. Mit genügend Zeit und Manpower können Sie die Papiere selbst dechiffrieren. Mein Großvater Erich hat die Sachen zusammen mit einer Enigma nach der Sprengung des Wracks am Strand aufgesammelt. Das muss eine der ersten Dechiffriermaschinen gewesen sein, die sich zu Erprobungszwecken auf U-20 befand. Er hat sie im Kaufmannsladen der Familie Jacobson in Løkken gegen eine Tüte Lakritz eingetauscht. Die junge Frau Jacobson war so freundlich, uns das Heft zu vermachen. Die Enigma hat sie dem Freiheitsmuseum in Skanderborg zur Dauerleihgabe überlassen. Sie ist die einzige noch funktionsfähige Maschine. Nach

der Kapitulation haben die Nazis alle Chiffriermaschinen zerstört.«

»Kann ich mir das Gerät ausleihen?«

»Ich kann gern für Sie anfragen. Die haben da drüben auch kein Geld und würden sich bestimmt freuen, wenn Sie aus Ihrer Arbeit irgendwelche interessanten Erkenntnisse ziehen könnten. Erst recht, wo das Thema jetzt in der Presse so hoch aufgehängt wird.«

»Das ist sehr freundlich von ihnen, Mr Morgensen. Das war sehr aufschlussreiches Gespräch.«

»Kein Problem.«

»Ich halte sie auf dem laufenden.«

Richard nahm den Stapel Kopien in Empfang, sammelte die Jungs ein und nachdem Morgensen ihnen noch je ein Buch über das Sea War Museum geschenkt hatte, verabschiedeten sie sich. Richard wollte unbedingt noch beim Bunkermuseum in Hanstholm haltmachen, um etwas über den U-Boot-Bunker in Erfahrung zu bringen.

14.

BUNKERMUSEUM HANSTHOLM

Egal wie Richard auch argumentierte, der Leiter des Museums wollte nicht damit herausrücken, wo man die Papiere gefunden hatte.

»Versuchen Sie es über das Innenministerium. Die Fläche ist Sperrgebiet und steht unter deren Verwaltung.«

Bürokratenhengst, dachte Richard. Seine Nerven waren von der vielen Ruckelei über Land ein wenig angespannt.

»Haben Sie eigentlich Kenntnis von U-Booten, die hier stationiert wurden?«

»Warum fragen Sie das?«

»Ihr Kollege Lars Morgensen erzählte mir davon.«

»Wir haben hier nichts mit U-Booten zu tun. Wir beschäftigen uns in erster Linie mit dem Atlantikwall. Und der war eine reine Verteidigungsanlage.«

»Ihr Kollege sprach aber doch von Unterlagen, die man in den Bunkern gefunden hat und die in Zusammenhang mit U-20 stehen.«

»Davon weiß ich nichts. Ich gehe davon aus, dass das reine Mutmaßungen sind. Bisher gibt es dafür keinen wissenschaftlichen

Beweis.«

Hier kam Richard nicht weiter. Entweder wusste der Kerl wirklich nichts, stellte sich doof oder war zur Verschwiegenheit verpflichtet worden.

»Können wir uns hier noch ein wenig umsehen?«

»Selbstverständlich. Die Kasse befindet sich dort vorn. Wir haben auch eine Kinderermäßigung.«

»Schon verstanden.« Richard zückte das Portemonnaie und verschaffte sich ausnahmsweise legal Zutritt zu dem Gelände. Er setzte Jackson und Freddy auf die Munitionsbahn, die durch das Areal fuhr, und drückte ihnen jeweils hundert Kronen für Eis in die Hand. Das sollte für fünf Kugeln reichen und den Kleinen eine Weile beschäftigen.

Richard durchstöberte das gesamte Gangsystem des Komplexes in der Hoffnung, doch noch einen Hinweis auf den Fundort der Papiere zu bekommen. Doch nirgends fand sich ein Indiz auf mehr, als man in jedem Buch über Bunkeranlagen in Dänemark hätte lesen können. Einzig und allein eine ABC- Ausrüstung, die in der Ausstellung hinter Glas präsentiert wurde, fiel Richard auf. Daneben lagen die gleichen Granatbüchsen, die er schon im Wrackmuseum gesehen hatte. Zwar gehörte eine ABC-Maske zur Standardausrüstung eines jeden Wehrmachtssoldaten, was auch für die Truppen in Dänemark galt, doch diese waren anders. Für damalige Verhältnisse ausgesprochen aufwendig. So was hatte er vorher noch nie gesehen.

Als sie das Museumsgelände verließen, knurrte Richard der Magen, und Freddy sah ebenfalls hungrig aus. Er besaß noch sein gesamtes Geld, um es später in Autozeitschriften investieren zu können. Das galt nicht für Jackson. Von seinem Geld war nichts übrig geblieben. Mit der Konsequenz, dass er bis zur Schließung des Museums das gesamte Klopapier aufgebraucht hatte, das es dort gab.

Nun rutschte er schon wieder nervös auf dem Rücksitz des Dodge hin und her. Entweder hatte er einen Zuckerschock oder Dünnpfiff. Richard hielt es für die beste Idee, so schnell wie möglich eine Kneipe mit etwas Essbarem für den Großen und einer Toilette für den Kleinen anzufahren. Unten am Hafen, gegenüber dem verlassenen Fähranleger, wurden sie fündig und kehrten in den *Færgegrillen* ein.

Freddy und Richard bestellten sich frittierte Scampis mit grünem Salat und Pommes. Ein guter Kompromiss zwischen schmackhafter Kost und gesunder Ernährung. Jackson stand schon wieder vor dem

Eistresen. »Kann ich ein Eis haben, hier gibt es Kugeln?«

»Na klar, guck aber bitte erst auf der Toilette nach, ob genügend Toilettenpapier vorhanden ist.«

Kaum zu glauben, aber der Kleine stiefelte los.

Gegenüber dem Restaurant stach Richard eine Werft ins Auge.

»Gib mir mal deine Kamera, Freddy.«

Richard stellte das Teleobjektiv ein. Auf dem Heck eines der zum Abwracken aufgebockten Fischerboote stand der Name *Britta* in weißen, geschwungenen Lettern. Hatte sich das Rumschnüffeln doch gelohnt, dachte Richard.

»Ich fahre mal eben da rüber. Bin gleich zurück. Okay?«

»Ich will mit«, jammerte Jackson und leckte genüsslich an einer Kugel Bananeneis.

»Du bleibst am besten in der Nähe der Toilette da hinten. Ist das klar? Freddy, pass bitte einen Moment auf ihn auf.«

Richard fuhr hinüber zu dem Werftgelände und hielt direkt an dem Wrack der *Britta*. Hier gab es keine Zäune, die ihn davon hätten abhalten können. Der Motor des Baggers erstarb, und ein junger Kerl in einem über und über mit Dreck verschmierten Overall stieg aus der Kanzel. Er sah kurz auf den Dodge und sprach Richard in fließendem Englisch an.

»Kann ich Ihnen helfen, Sir?«

»Ja, mein Name ist Richard Boyle. Meine Frau hat sich in den Kopf gesetzt, dass sie von einem Schiff, das bereits einmal auf dem Meeresgrund gelegen hat, unbedingt ein Souvenir haben möchte.«

Der Mann musterte ihn misstrauisch.

»So sind sie eben, die Frauen. Haben Sie irgendwas aus Kupfer?«

Der Mann reichte ihm die Hand. »Valle Bækgaard.«

Sein Händedruck war kräftig und seine Hand ölverschmiert.

»Ich kann gern dafür bezahlen.« Richard holte ein Bündel Dollarscheine hervor und zauberte damit ein Lächeln in Bækgaards Gesicht.

»Was kostet die Laterne dort drüben?«

»Weiß nicht.«

Die Dänen konnten so verdammt einsilbig sein. Richard hielt ihm fünfzig Dollar entgegen.

»Dollar?«

Richard packte einen weiteren Schein drauf.

»Hm.«

Das Spiel wiederholte sich noch einige Male, bis das Bündel aufgebraucht und Richard eine kupferne Laterne zum stolzen Preis von dreihundertfünfundsiebzig Dollar erstanden hatte. In jedem Souvenirladen hätte er das Ding wahrscheinlich für fünfzig Dollar bekommen.

»Dafür kann ich mir aber noch ein paar Holzplanken mitnehmen, okay?«

»Bedienen Sie sich.«

Richard packte das Positionslicht ein und ging um das Boot herum. Im Rumpf klaffte ein Loch in der Größe eines Kleinwagens.

»Was ist mit dem Boot passiert?« Bækgaard zuckte mit der Schulter.

»Eine Mine?«

Die Reaktion war ein Schulterzucken.

»Warum wurde der Kahn überhaupt geborgen?«

»Ich nehme an wegen des Altmetalls.«

»Lohnt sich das denn bei einem Holzschiff ?«

»Keine Ahnung. Geborgen hat's die Regierung. Nicht wir. Wir solln's nur abwracken.«

»Die Regierung ?«

»Ja, niemand sonst würde sich um so'n alten Kahn kümmern. War ja schon museumsreif, als er noch auf dem Wasser schwamm.«

»Waren Leichen an Bord?«

Bækgaard blickte erschrocken auf das Wrack. »Ich hoffe nicht. Davon hat mir keiner was gesagt.«

»Darf ich mich mal ein wenig umsehen?«

Bækgaard zeigte auf die Leiter, die an der Bordwand lehnte. »Nur zu. Wer sind Sie überhaupt?«

Richard deutete auf das Bündel Scheine. »Meinen Ausweis halten Sie in der Hand. Falls jemand fragt, ich heiße Benjamin Franklin.«

Das Deck der *Britta* war von Schlamm und Algen überzogen. Richard schlitterte mehr, als dass er ging. Er stieg den Niedergang in die Dunkelheit des Maschinenraums hinab. Abgestandenes, übel riechendes Wasser tropfte auf sein Gesicht. Waren die Leichen eigentlich wirklich schon geborgen, fragte er sich. Richard knipste eine kleine Taschenlampe an seinem Schlüsselbund an. Unter Deck herrschte das blanke Chaos. Was die Explosion nicht aus den Verankerungen gerissen hatte, war bei dem Aufprall auf den

Meeresgrund durch das Schiff geschleudert worden. Es stank unerträglich nach vergammeltem Fisch. Richard entdeckte Reste davon in den Bunkern. Immer noch taten sich Krebse daran gütlich, die am Meeresboden das Wrack geentert und zu einem Festmahl an einem reich gedeckten Tisch Platz genommen hatten. Viel gab es aufgrund des Durcheinanders nicht zu entdecken. Richard sprang aus dem Loch im Rumpf.

»So was haben wir hier immer wieder mal«, sagte Bækgaard.

»Was?«

»Schiffe, die auf eine Mine aufgelaufen sind.«

»Das war keine Mine. Die Druckwelle kam von innen, und die Explosion war deutlich nach außen gerichtet.« Richard zupfte ein paar Splitter ab und roch daran. Das war was für Hellmer. Er zog einen Beutel aus der Tasche und steckte die Proben ein.

»Vielen Dank, Sie haben mir sehr geholfen. Und nicht alles auf einmal ausgeben!«

Richard pickte die Jungs auf und fuhr mit ihnen zum Wrack. So was bekam man immerhin nicht alle Tage zu sehen, eine Besichtigungstour musste für das Geld noch drin sein.

15.

IN DER NÄHE VON HVIDE SANDE

Nachdem Richard am folgenden Morgen mit dem Freiheitsmuseum in Skanderborg telefoniert hatte, machte er sich auf den Weg zu Svenja Jacobson. Dort sollte er erst um Erlaubnis fragen, bevor man ihm die Enigma aushändigen wollte. Am liebsten hätte er den Hubschrauber genommen. Inzwischen verbrachte er mehr Zeit im Auto als mit seinen Forschungen.

Das *Farm Café* lag knappe drei Kilometer von der N 181 entfernt, zwischen Nørre Nebel und Nymindegab. Der Charme des Anwesens erschloss sich einem erst auf den zweiten Blick. Der von einem weißen Lattenzaun eingefriedete Reitplatz und ein alter, vor sich hinrostender Jeep erinnerten an *Unsere kleine Farm* irgendwo in Amerika.

Nur das Haus passte nicht in dieses Bild. Es war ein typisches

reetgedecktes Bauernhaus mit rotbraun verputzten Klinkern, das sich vor der stetig wehenden Brise hinter ein kleines Wäldchen zu ducken und den Kopf beziehungsweise den Dachfirst einzuziehen schien. Das Schild an der Türklinke zeigte ÅBEN, geöffnet, und so trat Richard ein. Die Tische waren stilvoll mit selbst gestickten Decken, einer Kerze und frischen Blumen in einer silbernen Vase arrangiert, so wie die gesamte Inneneinrichtung an eine Puppenstube aus der Jugendstilzeit erinnerte. Überall in den Regalen standen Antiquitäten, die einzeln betrachtet nicht seinen Geschmack trafen, aber in ihrer Gesamtheit eine urgemütliche Atmosphäre schafften. Eine Frau Ende zwanzig mit sanften Gesichtszügen und langem blondem Haar, das sie ordentlich zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte, begrüßte ihn lächelnd auf Deutsch, während sie sich die Hände an ihrer weißen Schürze abwischte.

Richard erwiderte das Lächeln. »Sehe ich so deutsch aus?«

»Ein wenig«, antwortete sie, »und offensichtlich habe ich recht.«

»Wenn Sie meinen Geburtsort circa neuntausendfünfhundert Kilometer nach Westen verlegen, sind Sie nah dran.«

»Amerikaner?«, fragte sie mit freudigem Unterton.

»Nein, Kanadier. Aber ganz falsch haben Sie mit ihrer Vermutung nicht gelegen. Ich habe viele Jahre an einem Institut in Norddeutschland gearbeitet und arbeite jetzt in einer kanadischen Firma für ein dänisches Unternehmen mit Sitz in den USA. Ausreichend verwirrend?«

»Schon okay, ich bin Svenja.«

»Mein Name ist Richard Boyle.«

»Was hat Sie in unsere Gegend verschlagen?« Sie deutete ihm an, Platz zu nehmen.

»Der Museumsdirektor aus Torsminde sagte mir, dass die Dechiffriermaschine, eine Enigma der deutschen Wehrmacht, die im Museum von Skanderborg steht, Ihnen gehört. Ich wollte Sie fragen, wie sie in Ihren Besitz gekommen ist und ob Sie sie mir freundlicherweise ausleihen könnten?«

»Ausleihen? Was, um Gottes willen, wollen Sie mit dem alten Ding?«

»Wir sondieren für das dänische Windkraftunternehmen Forsetas den Meeresboden vor der Küste und untersuchen das gesunkene U-Boot. Zu meinen Aufgaben gehört es, Informationen über dessen Strandung zu sammeln, um mögliche Beeinträchtigungen beim Bau eines Offshore-Windparks zu identifizieren. Bei meinen Recherchen

bin ich auf verschlüsselte Unterlagen der Wehrmacht gestoßen, die vermutlich im Zusammenhang mit dem U-Boot stehen. Diese Unterlagen würde ich gern mithilfe der Enigma decodieren.«

Eine kurze Pause entstand. Svenja holte tief Luft, erhob sich und wandte sich zum Gehen, als sie sich noch einmal zu Richard umdrehte.

»Sie sind auf noch etwas ganz anderes gestoßen, Sherlock Holmes. Warten Sie bitte. Ich hole mir eine Jacke, und wir fahren in meine Praxis. Wir sollten darüber nicht hier sprechen, mein Vater ist da ein bisschen, sagen wir, eigen.«

»Und der leckere Kuchen?«

»Ich packe Ihnen ein Stück ein. Bevor ich nicht einen Blick auf Ihre Zähne geworfen habe, bekommen Sie nichts Süßes.« Svenja lachte. »Ich bin nämlich Zahnärztin.«

»Ein Land der Gegensätze. Eine waschechte Dänin mit blonden Haaren, sanften Gesichtszügen und einem derart mitleidlosen Job.«

»So waschecht bin ich nicht. Die sanften Gesichtszüge dienen lediglich dazu, meine Opfer hinterlistig auf einen Behandlungsstuhl zu locken. Sie sind übrigens mein drittes Opfer diese Woche.«

Mit dem alten Jeep ging es querfeldein in das nahe gelegene Hvide Sande. Während Richard versuchte, einigermaßen Halt auf dem durchgesessenen Sitz zu finden und nicht allzu ungelenk dabei auszusehen, legte es Svenja darauf an und ließ kein Schlagloch aus.

»Sie sind also Wissenschaftler?«, fragte sie gegen den aufheulenden Motor des Jeeps anschreiend.

»Ja, Ozeanograf.«

»Und Sie arbeiten für Eric Fisher? Ich kenne ihn, ein fantastischer Visionär mit ordentlich Mumm in den Knochen. Haben Sie Mumm in den Knochen?«

Zu allem Überfluss hantierte Svenja nun auch noch mit ihrem Handy herum. Richard hatte schon Schwierigkeiten, nicht aus dem Auto katapultiert zu werden, wie wollte sie da das Ding am Ohr halten? Mit flehendem Blick suchte er die Armaturen nach einer Freisprechanlage ab. Aber die gab es nicht.

»Eric? Ich bin es. Svenja aus Houstrup. Ja, ja, ja ... Wenn deine Elektroautos die Geländetauglichkeit eines Wranglers erreicht haben, schenkst du mir sicher einen neuen, und ich verfrachte diesen antiquarischen Haufen Rost in ein Museum. Ist das ein Deal, Mr Weltverbesserer? Sag mal, neben mir sitzt der Kerl aus der Zeitung und behauptet, er arbeite für dich. Er ist Ozeanograf und sieht aus,

als hätte er seine Fischsuppe nicht vertragen. Kann ich dem Mann vertrauen oder schleife ich ihn besser einige Kilometer hinter dem Wagen her, bis er die Wahrheit sagt? Ja, genau der. Richard Boyle. Okay, ich gebe ihn dir mal.«

Richard versuchte, das Handy zu fassen. Als ihm das schließlich gelang, presste er es fest an sein Ohr.

»Hey Cowboy«, sagte Fisher, »machen Sie sich nichts draus. Svenja ist eigentlich ganz lieb. Aber seien Sie vorsichtig, wenn sie Sie in ihre Praxis verschleppt.«

»Sehr witzig«, entgegnete Richard.

»Wie sind Sie denn an Svenja geraten?«, fragte Fisher.

»Egal, besser Sie rufen mich später noch einmal an, die Verbindung ist schlecht, und ich bin in einem Meeting. Viel Glück Cowboy, Sie können es gebrauchen.« Fisher legte auf.

»Er sagt, Sie sollen vorsichtig fahren, oder ich soll bei einer günstigen Gelegenheit aus dem Wagen springen.«

Svenja funkelte ihn aus ihren dunklen Augen an und quittierte die Bemerkung mit einem unnötigen Schwenk des Wagens in ein besonders tiefes Schlagloch.

Zwei Minuten später war der Ritt vorbei, und sie bogen in die Stormgade ein. Sie parkte den Wagen vor einem für diese Stadt typischen Betonbau aus den Siebzigern. Der Motor heulte noch einmal auf, und Svenja winkte munter einem alten Mann zu, der auf einer der Holzbänke vor dem Café einen heißen Grog schlürfte.

»Willkommen in der Folterkammer des modernen Wikingers.«

Die Inneneinrichtung der Praxis stand in krassem Gegensatz zum äußeren Erscheinungsbild des Gebäudes. Sie war sehr modern und doch geschmackvoll eingerichtet, und Richard fiel sofort auf, dass der typische Geruch einer Zahnarztpraxis von einem zarten Lavendelduft überlagert wurde. Dem Schild an der Tür konnte er entnehmen, dass sie zwei Kolleginnen hatte, mit denen sie sich die Praxis teilte.

»Kaffee oder Magentee?« Sie hielt ihm den in Alufolie gewickelten Apfelkuchen unter die Nase. »Oder ein Nierenschälchen?«

»Den Kaffee bitte in einer Tasse, und für das, was von dem Kuchen übrig geblieben sein dürfte, bitte einen Strohhalm.« In dem langen Flur des Eingangsbereichs hingen stilvoll gerahmte Schwarz-Weiß-Fotos, die Richard interessiert betrachtete.

»Das ist meine Ahnengalerie. Deswegen habe ich Sie mit hierher genommen. Wenn Sie für meinen Freund Fisher arbeiten, möchte ich, dass Sie die ganze Wahrheit kennen, um keine falschen

Schlussfolgerungen zu ziehen. Setzen Sie sich!«

Svenja setzte sich hinter ihren Schreibtisch aus Mahagoniholz, während Richard gezielt auf einen der beiden ledernen Ohrensessel zusteuerte, um nicht wie ein Patient oder Bittsteller vor ihrem Schreibtisch Platz nehmen zu müssen. Der Raum erinnerte eher an eine Kapitänskajüte und weniger an den Arbeitsplatz einer Zahnärztin. Svenja erhob sich und setzte sich zu ihm.

»Richard«, ihre Miene wurde ernst. »Bitte verzeihen Sie die Fahrt mit dem Jeep und dass ich Sie hierher verschleppt habe. Ich hatte bereits von Ihnen gehört. Der Museumsdirektor hat mir bereits gestern Abend von Ihrem Anliegen berichtet, und ich habe Sie gegoogelt. Bevor ich Ihnen die Enigma gebe, möchte ich Ihnen von meiner Familie erzählen und Ihnen ein paar Zusammenhänge erklären. Ich habe Angst, dass unangenehme Dinge über unsere Familie ans Tageslicht gelangen, die unseren guten Ruf zerstören könnten. Mein Vater hat

das bereits alles hinter sich und sehr darunter gelitten. Ich weiß nicht, welche Unterlagen Sie gefunden haben, aber wenn sie mit dem U-Boot, der U-20, in Verbindung stehen, werden Sie früher oder später auf ein paar für uns unter Umständen unangenehme Wahrheiten stoßen, die Sie einordnen können und, wenn möglich, nicht an die Öffentlichkeit geben sollten.«

»Svenja, ich bin kein Reporter. Jede Familie hat eine Leiche im Keller. Wenn Sie also möchten, dass ich Ihre nicht finde, erzählen Sie mir einfach, was Sie von dem Boot wissen, und behalten alles andere, das mich nichts angeht, einfach für sich. Ich habe nicht das geringste Interesse daran, Sie und ihre Familie zu kompromittieren.«

Richard deutete auf das Bild des kleinen Mädchens auf dem Schreibtisch, von dem er annahm, dass es Svenjas Tochter war. »Und diese Generation kann nur lernen, aber sie trägt nicht mehr die Verantwortung für die Taten ihrer Großeltern. Ich habe selbst zwei Söhne und würde nicht wollen, dass man sie für irgendetwas zur Rechenschaft zieht, was ihre Vorfahren verbockt haben.«

»Danke, Richard.« Ein Ruck ging durch ihren Körper, und die schelmische Fröhlichkeit kehrte in das sanfte Gesicht zurück. »Und Sie wissen ja, wir hätten da noch den Zahnarztstuhl. Wie die Dänen so sind, hat es unsere Familie in aller Herren Länder versprengt und blickt auf einen weit verzweigten Stammbaum zurück. Die schillerndste Persönlichkeit ist mit Abstand meine Urgroßmutter Lærke Bennet, geborene Jacobson.« Sie stand auf, ging in den Flur und

nahm ein Bild von der Wand. »Bis zu ihr konnte ich die Geschichte meiner Familie rekonstruieren. Sie wurde 1894 in Hirtshals geboren und reiste mit ihren Eltern im Alter von drei Jahren auf einem Auswandererschiff von Kopenhagen nach New York. Lærkes Eltern starben bald nach der Ankunft an Typhus, und sie wuchs in einem Waisenhaus in der Bronx auf.«

Svenja griff in die Schublade ihres Schreibtisches und holte einen vergilbten Aktenordner hervor, der einen großen Stapel loser Blätter mit Eselsohren enthielt. Richard fiel das kunstvoll gestaltete Wappen auf dem Deckel auf.

»Hier drin befindet sich die Geschichte und das Leben meiner Urgroßmutter. Ich habe es bisher niemandem gezeigt. Doch jetzt ist es vielleicht an der Zeit, es zu tun, um nicht noch mehr unschuldige Menschenleben zu opfern für einen Krieg, der nie unserer war und dem wir uns doch nicht entziehen konnten.«

»Jetzt machen Sie es aber spannend.«

»Bereits mit fünfzehn trat Lærke einen Job als Sekretärin bei einer New Yorker Bank an, die in erster Linie Rüstungsgeschäfte finanzierte. In ständiger Geldnot und ohne Bindung an eine Familie oder in die Heimat war sie ein leichtes Opfer. Sie wurde 1911 vom deutschen Geheimdienst rekrutiert und auf Thomas Bennet angesetzt. Thomas entwickelte mithilfe von Bankkrediten eine Geheimwaffe, die gegen das Deutsche Kaiserreich zum Einsatz kommen sollte. Wie sagt man so schön, sie war jung und brauchte das Geld. Da war sie gerade einmal siebzehn. Kennengelernt hatten sie sich im Vorzimmer des Vorstandsvorsitzenden der Privatbank Mulligan & Webster.«

Richard horchte auf.

»Thomas hatte dort oft Stunden darauf gewartet, vorsprechen zu dürfen, meistens jedoch zu müssen. Über Wochen und Monate schaffte Lærke es mit einem kleinen Trick, Thomas' Aufmerksamkeit zu erregen. Das war ganz einfach gewesen. Sie servierte ihm heimlich Kekse zum obligatorischen Kaffee. Ein Privileg, das sonst nur den besten Kunden vorbehalten war und das Thomas zu schätzen wusste. So ließ er sich dazu hinreißen, nicht nur über seine Arbeit, sondern auch über ganz private Dinge zu sprechen. Als er eines Tages zu Tode betrübt aus dem Büro von Robert Mulligan geschlichen kam, ergriff sie ihre Chance und nahm den verwirrten Mann zum Trost in die Arme. Nur eine einzige Umarmung und Thomas ging das Herz über. Thomas war bisher so sehr in seine Arbeit vertieft, dass er einfach keine Zeit gefunden hatte, die vertrauten Wände seines

Labors zu verlassen und mit anderen Menschen in Kontakt zu treten. Sechs Monate später heirateten die beiden. Thomas ahnte nicht, dass er damit der Spinne direkt ins Netz gegangen war. Wie auch, wenn die Spinne in Gestalt einer Prinzessin daherkam.«

Wieder stand Svenja auf und holte ein zweites Foto, das von Thomas Bennet. »Sie waren ein ungleiches Paar. Sie, die elegante hochgewachsene Dame mit blondem Haar und feinen Gesichtszügen, Thomas der eher kleine, unscheinbare, blasse Mann mit braunen Augen, schwarzen Haaren und ersten Falten auf der jungen Stirn.«

»Woher wissen Sie all das?«, fragte Richard. »So etwas erzählt man sich ja nicht gerade abends am Kamin und trägt es von Generation zu Generation weiter.«

»Außer der Enigma habe ich ein Tagebuch meiner Urgroßmutter auf dem Dachboden entdeckt, das sie aber erst viele Jahre später aus der Erinnerung heraus geschrieben hatte.«

Sie lächelte. »Die Winterabende hier sind lang, sie war verwitwet, und Fernsehen kam erst in den Fünfzigern.«

»Bitte erzählen Sie weiter.«

»Wenn Sie sich mit U-20 beschäftigt haben, wissen Sie sicherlich, dass dieses Boot 1911 die *Lusitania* vor Irland versenkt hat. Lærke und Thomas befanden sich zu diesem Zeitpunkt an Bord. Thomas wollte in England seine Erfindung verkaufen. Sie stahl ihrem Mann die geheimen Unterlagen, ging kurz nach dem Torpedoeinschlag von Bord und flüchtete auf U-20 Richtung Deutschland.«

»Böses Mädchen.«

»Nein, armes Mädchen. Lærke hatte inzwischen ihr Herz an den sanften Mann verloren und war schwanger. Außerdem hatte sie wahnsinnige Angst vor den Deutschen und natürlich davor, enttarnt zu werden. Sie war gerade einmal siebzehn, da dürfen unsere Kinder heute noch nicht einmal wählen. Und diese junge Frau war im Begriff, in die Weltgeschichte einzugreifen. Es zerriss ihr das Herz, als sie die *Lusitania* sinken sah,

obwohl die Deutschen angeblich das Schiff gar nicht versenken wollten. Weder die Deutschen noch Lærke konnten ahnen, dass die Lagerräume voll waren mit Waffen und Munition.«

»Sie wissen davon?«

»Ja. So stand es in Lærkes Tagebuch.«

»Und Thomas?«

»Sie glaubte zunächst, er sei mit der *Lusitania* untergegangen. Die Passagierlisten, die in den Zeitungen veröffentlicht wurden, führten

Thomas und Lærke als Opfer.«

Sie holte ein Buch aus dem Regal und zeigte es Thomas.

»Hier, da steht's.«

Richard warf einen kurzen Blick auf die Liste und fand bestätigt, was Svenja ihm soeben berichtet hatte.

»Und dann?«

»Kaum war sie in Deutschland, gebar sie ihre Tochter Luisa. Der Geheimdienst wollte sie loswerden. Was sollten sie mit einer jungen Mutter? Erstaunlich, dass man sie am Leben gelassen hat. Trotzdem, sie war wieder einmal auf sich allein gestellt und musste irgendwie ihre Tochter durchbringen. Also machte sie sich auf den Weg und ging mit Luisa im Sommer 1918 nach Dänemark zu ihrem Onkel, der in Løkken eine Bonbonfabrik hatte. Dort trat sie eine Stelle als Sekretärin bei der Stadtverwaltung an. Nach Amerika wollte sie nicht zurück.«

»Wie hat sie es ihrer Familie verkauft, dass sie laut Passagierliste zu den Opfern der *Lusitania* gehörte und drei Jahre später plötzlich auftauchte?«

»Sie erzählte ihnen, dass sie durch die erste Explosion von Bord geschleudert worden sei. Später habe sie ein U-Boot mit einigen anderen zusammen aus dem Meer gefischt, und bis

1918 sei sie als Kriegsgefangene in Hamburg in einem Lager festgehalten worden. 1941 verschaffte ihr ein Cousin eine Stelle bei den Deutschen in den Bunkeranlagen, wo er als Elektriker arbeitete. Thomas Bennet war nach dem Untergang der *Lusitania* vom englischen Geheimdienst in Haft genommen worden, weil man ausgerechnet ihn für einen deutschen

Agenten hielt. Deswegen tauchte er nie in den Listen der Überlebenden auf. Im Zuge eines Agentenaustausches kam er nach Deutschland. Die Nazis zwangen ihn, weiter an seinem Waffenprojekt zu arbeiten und versetzten ihn in die Bunkeranlagen nach Løkken. In Kriegszeiten geht das Schicksal manchmal erstaunliche Wege. Die beiden trafen sich wieder. Das war im Dezember 1944. Die Tagebucheintragungen meiner Urgroßmutter zum Wiedersehen der beiden sind herzerreißend. Sie hatte natürlich große Angst davor, dass Thomas inzwischen die Wahrheit über sie und ihre Flucht von der *Lusitania* erfahren haben könnte. Doch der Mann liebte sie noch genauso wie am ersten Tag. Meine Mutter nahm ihr Geheimnis mit ins Grab. Vielleicht war das besser so. Ihre Tochter war inzwischen selbst Mutter eines Sohnes, meines Großvaters. Für Lærke war das

Familienidyll, das sie sich immer gewünscht hatte, nun perfekt. Fast. Weil sie in den Bunkern der Nazis gearbeitet hatten, begegneten ihnen die eigenen Landsleute mit Misstrauen und fragten sich, ob die Bennets nicht mit den Deutschen kollaboriert hatten. So zog die ganze Familie nach dem Krieg hierher, nach Hvide Sande. Es war der einfachste Weg, den misstrauischen Blicken der Nachbarn und einer möglichen Verfolgung durch die dänische Regierung zu entfliehen.«

Svenja lehnte sich zurück und sah verträumt auf das Bild ihrer Großmutter. Für einen Moment war es ganz still. Nur der Wind, der an den Fensterläden rüttelte, war zu hören, während sich Richard Dutzende von Fragen aufdrängten. Doch er wollte sie Svenja zu diesem Zeitpunkt nicht stellen, um ihr Vertrauen oder ihr Wohlwollen nicht zu sehr zu strapazieren, obwohl er ihr ansah, dass da mehr war. Svenja kam ihm zuvor.

»Weiter bin ich noch nicht gekommen.«

»Mit lesen?«

»Nein, mit decodieren.«

»Decodieren?«

»Ja, Lærke hat ihr Tagebuch mit der Enigma verschlüsselt. Deswegen befindet sich das Gerät ja in unserem Besitz.

Ein kleiner Junge hatte das Gerät und einige Unterlagen nach der Sprengung des Wracks bei meinem Onkel gegen eine Tüte Lakritzbonbons eingetauscht.«

»Erich!«

»Ja richtig, so hieß er. Woher wissen Sie das?«

»Das hat mir Herr Morgensen erzählt. Gutes Geschäftsmodell übrigens. Ihre Familie produziert in Løkken Bonbons, und Sie machen eine Zahnarztpraxis auf.«

Svenja lächelte schwach. »Kommen Sie, ich bringe Sie zurück.«

Die Rückfahrt war erheblich angenehmer, obwohl er nicht wusste, was ihm lieber war: eine Frau, die ganz bewusst über holprige Feldwege raste, oder eine Frau, die geistesabwesend über Landstraßen schlich.

Nachdem Svenja ihm die Unterlagen ausgehändigt hatte, verabschiedeten sich die beiden voneinander, und er machte sich mit einer Empfehlung, die Svenja ihm geschrieben hatte, auf den Weg zum Freiheitsmuseum.

LØKKEN

Die Enigma strahlte etwas Geheimnisvolles aus, wie sie so vor Richard auf dem Tisch stand. Der hölzerne Kasten, in dem die Maschine montiert war, verströmte einen leicht modrigen Geruch und ließ im Wohnzimmer des Ferienhauses eine authentische Bunkeratmosphäre aufkommen.

Als er den Deckel öffnete und die schreibmaschinenähnliche Tastatur, die Einstellräder für die Rotoren und die Steckerbuchsen mit den Kabelverbindungen sichtbar wurden, hoffte er, dass sich alles in den korrekten Ausgangspositionen befand und die beigefügte Schnellanleitung ausreichte. Er würde ansonsten Stunden brauchen, um die notwendigen Einstellungen herauszufinden, bevor er mit dem Entschlüsseln des Textes beginnen konnte. Doch die Mühe, mit wechselnden Codes beziehungsweise Justierungen für Walze und Rotoren zu arbeiten, hatte sich Lærke, Gott sei Dank, nicht gemacht. Bei dem Kryptografen, den sie benutzt hatte, handelte es sich um ein Modell des Heeres mit drei Walzen. So viel wusste er bereits darüber. Für die Eingabe eines einzigen Buchstabens lieferte die Maschine 17.576 Möglichkeiten der Ausgabe.

Dass Lærke überhaupt mit dem Gerät umgehen konnte, hatte sie dem Umstand zu verdanken, dass Thomas von seinen Vorgesetzten dazu angehalten war, seine Arbeitsergebnisse regelmäßig in verschlüsselter Form an seine Stabsstelle weiterzuleiten. Sie hatten sich einen Spaß daraus gemacht, sich heimlich auf diese Art und Weise Liebesbriefe zu schreiben. So etwas machen wahrscheinlich nur Spione, dachte Richard.

Nach Thomas' Tod auf den Minenfeldern hatte sie die Enigma aus sentimental Gründen »geklaut«, ehe sie auf den Gedanken kam, ihr Tagebuch mit der Enigma zu verfassen. So gesehen war das der letzte »Liebesbrief«, den sie ihrem Thomas schreiben konnte. Und so las sich der Text auch.

Den Code hatte sie zusammen mit einem Medaillon ihrer Enkelin vermacht, und so war er über die Jahrzehnte in Familienbesitz geblieben. Auf der Rückseite ihres eigenen Bildes war der Eingangscode und hinter Thomas' Bild der Ausgangscode verborgen gewesen, bis Svenja ihn eines Tages per Zufall entdeckt hatte.

Die Positionseinstellungen der Rotoren standen auf »AAA«, also der

Ausgangsposition, und ohne lange nachzudenken, tippte Richard die ersten Worte aus dem Tagebuch der Lærke Jacobson ein.

Jackson hatte die ganze Zeit geduldig auf dem Stuhl neben Richard verharret. Die Technik schien ihn wesentlich mehr zu faszinieren als Richard selbst.

»Schreib mal bitte mit«, bat er Jackson, der schnell einen Stift und Zettel hervorzauberte. Richard tippte die Buchstabenfolge: *UNKP RLVN YJXN DWBD LEKT LKD* in die Enigma ein. In Jacksons kindlicher Handschrift entstand so Buchstabe für Buchstabe der Satz *TAGEBUCH DER L AERKE BENNET*.

»War's das?« Jackson blickte enttäuscht auf den Zettel.

»Lass mal sehen. Alles klar. Die Maschine gibt jeweils eine Folge von vier Zeichen mit einem Leerzeichen pro Satz heraus. Sieht ein wenig seltsam aus, und du musst die Wörter selbst zusammensetzen. Kreise einfach ein, was zusammenpasst.«

Noch ehe Jackson damit beginnen konnte, sah ihm Freddy über die Schulter und las laut vor: »Tagebuch der Lærke Bennet.«

»Au Mann, was soll das? Ich mache das hier mit Papa. Hau ab!«

Freddy drehte sich um und verschwand wieder auf dem Sofa.

Richard schenkte der Auseinandersetzung seiner Jungs keine Beachtung. Viel mehr Sorgen machte es ihm, wie lange es dauern könnte, das Tagebuch zu dechiffrieren.

»Kein Wunder, dass der Krieg etliche Jahre dauerte, wenn in solchem Tempo geheime und womöglich kriegsentscheidende Befehle decodiert wurden«, murmelte Richard. Für die 23 Zeichen hatten sie jetzt eine gute Minute gebraucht. Er blätterte den Stapel Seiten des Tagebuchs durch. Das waren über 600 Seiten à 2500 Zeichen, also um die 1,5 Millionen Zeichen. Geteilt durch 23, machte das circa 65.000 Minuten und damit rund 1086 Stunden oder 45 Tage beziehungsweise 135 Arbeitstage. Richard seufzte.

»Man muss nicht alles wissen, man muss nur wissen, wo es steht«, sagte Freddy und wedelte mit dem iPad vor Richards Nase herum.

»Ist es das, was ich vermute?«

»Yep!«

»Warum ist dein Notendurchschnitt eigentlich so miserabel? Du bist doch gar nicht so dumm.«

Das Klappern der Tasten war die halbe Nacht zu vernehmen. Jackson war fasziniert von der Technik. Er tippte alles Mögliche in die

Maschine ein und verschickte es anschließend per SMS an Freunde. Die konnten es dann mit der Software, die Freddy im Internet aufgetan hatte, decodieren.

So lange, bis die Prepaid-Karte aufgebraucht ist, dachte Richard, freute sich aber im Stillen darüber, dass der Junge eine Beschäftigung gefunden hatte, die ihn in ihren Bann zog.

Als die Nebelschwaden mit der aufgehenden Sonne durch den Morgenwind vertrieben wurden und das Licht durch das Panoramafenster Richard zu blenden begann, hatte er endlich eine vielversprechende Nachricht gefunden. Er lehnte sich zurück und konnte nicht glauben, was er da las.

17.

NSA-ZENTRALE

FORT MEADE, MARYLAND

Mit dem, was Richard jetzt wusste, war es nicht schwer, den U-Boot-Bunker, von dem Morgensen gesprochen hatte, zu finden. Er musste nur nach einem jüngst ausgewiesenen Sperrgebiet an der Küste Ausschau halten. Er warf einen Blick auf seine Uhr und griff zum Telefon. Mit ein bisschen Glück konnte er noch Larry Houseman bei der Luftaufklärung in Springfield, Virginia erreichen. Bereits nach dem zweiten Klingeln nahm er ab.

»Hi Larry.«

Larry Houseman war schon seit ewigen Zeiten Kartograf bei der National Geospatial-Intelligence Agency (NGA). Das Budget gehörte mit knapp fünf Milliarden Dollar zu den kleineren Etats der Geheimdienste. Die Behörde war direkt dem Innenministerium unterstellt, und der Job, den Larry dort machte, war von entsprechender bürokratischer Gemächlichkeit geprägt. Die beiden kannten sich aus verschiedenen Projekten, in denen die NSA ihre Finger hatte. Machte man eine Anfrage nur kompliziert genug, sodass die aufgeschreckten Bürokraten sich überfordert fühlten, wurde man zu Larry durchgestellt. So hatten sich die beiden kennengelernt.

»Richard! An welchem Ende der Welt treibst du dich rum? Schön von dir zu hören.«

»Das ändert sich gleich. Ich brauche mal deine Hilfe.«

»Worum geht's?«

»Ich brauche ein paar Satellitenaufnahmen und Luftbilder von folgendem Planquadrat.« Richard gab die Koordinaten durch.

»Was suchst du denn in Dänemark? Westküste? Hast du eine Autorisierung ?«

»Rate mal.«

»Ich sehe im Archiv nach, was wir da haben. Eine kurze Pause entstand, in der nur das Klackern einer Tastatur zu hören war. »Die letzten Aufnahmen sind von 1997.«

»Ich brauche neuere Aufnahmen. Irgendwann zwischen letztem Sommer und heute.«

»Wo soll ich die denn hernehmen?«

»Starte doch einfach eine von den Drohnen, die ihr an die Deutschen verkaufen wolltet. Da sollten noch ein paar auf Halde stehen.«

»Ich kann nicht mal eben ohne Autorisierung einen Satelliten für dich umleiten.«

»Du schuldest mir noch was.«

Larry sammelte alles, was mit Karten, Navigation oder Ähnlichem zu tun hatte, und Richard hatte ihm ein Fundstück von der *Lusitania* überlassen.«

»Ist mir egal. Wenn die mich erwischen, bin ich meinen Job los und gehe ins Gefängnis«, flüsterte Larry, als ob man das nicht mithören könnte.

»Und ziehe keine viertausend Dollar ein. Ich weiß schon. Nimm meine Autorisierung zu dem *Lusitania*-Projekt. Der Fall ist nicht abgeschlossen.«

»Das könnte gehen. Ich probiere es aus. Hast du ein Aktenzeichen?«

»Larry ...«

»Okay, okay, ich melde mich. Bis später.«

Als Larry von der Mittagspause kam und sich gerade in das Archiv einloggen wollte, betraten zwei in billige Anzüge gekleidete Herren ohne anzuklopfen sein Büro.

Wortlos hielten sie ihm ihre Ausweise vor die Nase.

NSA. Das war's, dachte Larry. Doch statt ihm Handschellen anzulegen und für den Rest seines Lebens einzukerkern, legten sie ihm ein Autorisierungsschreiben für einen Spionagesatelliten auf den

Tisch, der in wenigen Minuten Europa überfliegen würde.

Larry war entzückt. So was hatte er sich immer gewünscht. Das Papier roch förmlich nach Abenteuer. Der ältere der beiden Männer sagte schließlich: »Sie sollten sich beeilen. Die Chance bekommen Sie kein zweites Mal. Und noch etwas: Wir waren nie hier. Verstanden?«

Larry nickte dienstbeflissen, und die beiden Männer verließen das Büro.

Dafür stand Richard aber ganz dicke in seiner Schuld. Er schnappte sich das Schreiben und rannte in Richtung Operationszentrale, die rund um die Uhr besetzt war.

Nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass alle Daten korrekt eingegeben waren, rief er Richard von einer Dienstleitung aus an. Nun war die Sache ja offiziell.

»Richard, um 22.33 Uhr überfliegt ein Satellit die dänische Westküste. Ich schicke dir die Aufnahmen auf deinen Account.«

»Ich wusste, dass du das hinbekommst. Ich winke dann mal. Aber welchen Account meinst du?«

»Deinen alten. Du hattest recht. Er ist noch gültig.«

Von allein wäre Richard nicht darauf gekommen. Das Sperrgebiet lag einige Kilometer östlich von der Festungsanlage Hanstholm entfernt in Vigsø. Das erste Luftbild zeigte ein Surferrevier innerhalb einer Anlage, die sich komplett im Wasser befand. Das zweite, aktuelle Satellitenbild bildete den gleichen Bereich ab, allerdings menschenleer und zum militärischen Sperrgebiet erklärt. In Vigsø gab es einen Haufen Bunker. Es schien unmöglich, auf Anhieb zu erkennen, welcher derjenige sein konnte, in dem die Unterlagen gefunden worden waren.

Richard verglich die Anordnung der Anlagen mit einem Buch von Jens Andersen und Rudi Rolf, die eine komplette Aufstellung aller Bunkertypen des Zweiten Weltkriegs an der dänischen Westküste gemacht hatten. Bunker für Bunker hakte er ab, sobald dieser sich einem Standard zuordnen ließ. So blieb ein einziger übrig, der in kein Schema passte. Er verfügte über eine große Zufahrt und lag viel weiter vom Strand weg als die anderen. Ein Vergleich mit den nautischen Karten zeigte deutlich, dass er sich bereits in tiefem Fahrwasser befand.

Richard hatte eine Vermutung. Er suchte sich ein Luftbild heraus, das das Bauwerk kurz nach der Kapitulation der Deutschen zeigte. Und tatsächlich. Der Bunker hatte einen Zugang von der See her, ein

U-Boot-Bunker. Das musste er sich mal vor Ort ansehen.

18.

VIGØ

Die Dünung war sehr lang, und Richard zählte die Sekunden zwischen den »Einschlägen« der Wellen in das Bunkertor. Etwa alle zwanzig Sekunden türmten sich die hereinrollenden Wellen soweit auf, dass eine Wasserfontäne aus einem Lüftungsschacht im Dach des Bunkers schoss, die einem überkochenden Geysir glich. Richard schätzte die Höhe auf knappe fünfzehn Meter. Ein denkbar schlechter Moment, in die Einfahrt hineinzuschwimmen. Er sah sich schon mit dem Kopf wie ein Kanonenmann im Zirkus durch die schmale Öffnung senkrecht in die Luft schießen.

Nein, es musste einen anderen Weg geben, da reinzukommen. Einen, der sicherstellte, dass er die Sache einigermaßen schadlos überstand. Mit ein paar Schwimmflossen an den Füßen hatte er kaum die Kraft, sich der Macht des Meeres entgegenzustellen. Er könnte das Tauchboot nehmen. Die Frage war nur, ob es genügend Schub entwickeln würde, um nicht mit den hereinrollenden Wogen an der Bunkerwand zu zerschellen. Außerdem musste es stark genug sein, dem Rückstrom der Wellen entgegenzuwirken. »Giuseppe!« Also zurück zur *Endeavour*.

19.

KELDYSH

Richard fand ihn wie immer bei seinem Tauchboot.

»Sag mal Freund ...«

Giuseppe zog die Stirn kraus. »Die Antwort ist nein.«

»Du kennst die Frage doch noch gar nicht.«

»Macht nichts.« Er hatte Richard offenbar die Sache mit der Tauchfahrt über den Granaten noch nicht verziehen.

»Kann dein schickes Boot eigentlich auch in stärkerer Brandung kontrolliert manövrieren?«

»Nein.«

»Geschätzte Wassertiefe ...«, er überlegte kurz, wie groß der Tiefgang eines U-Bootes der deutschen Marine im Zweiten Weltkrieg gewesen sein könnte. »Etwa vier Meter, plusminus.«

»Plusminus«, öffte Giuseppe ihn nach. »Nein.«

»Die Wellenhöhe beträgt etwa drei Meter, und die rollen im Abstand von zwanzig Sekunden in einen U-Boot-Bunker mit einer Einfahrtsbreite von circa acht Metern, einer Höhe von zehn und einer Tiefe von sechs Metern ein.«

»Nein. Kauf dir einen Taschenrechner, dann kannst du die Strömungsgeschwindigkeit ausrechnen, mit der du da am Ende an die Decke katapultiert wirst. Spinner!«

»Warum haben wir das Ding angeschafft, wenn es so was nicht kann?«

Giuseppe war bei seiner Ehre gepackt und feuerte den Schraubenschlüssel in die Werkzeugkiste.

»Na, so ein Zufall. Ich habe gerade die neuen Triebwerke installiert. Nur für den Fall, dass Mr Boyle mich mal wieder

über einen Haufen hochexplosiven Meeresgrund scheucht, sind die hier doppelt so stark. Ist es göttliche Fügung, Vorhersehung oder die Erfahrung, die mich hat ahnen lassen, dass du Freak es immer wieder schaffst, mich in Schwierigkeiten zu bringen?«

»Von allem ein bisschen würde ich sagen.«

Giuseppe tätschelte voller Vaterstolz seinem Baby die neuen Antriebe. »Hat mir Cunningham aus einer Marinewerft besorgt. Sind eigentlich Seitenstrahlruder. Funktionieren aber perfekt. Die Fahrtrichtung wird über Umkehrschub geregelt. Mit den Dingen ziehe ich die *Lusitania* aus dem Schlamm bis in den Hafen von New York.«

»Ganz so schwer wird es nicht werden.« Jetzt bloß kein falsches Wort. Er beugte sich vor und bestaunte die Konstruktion. »Saubere Arbeit. Genau was wir brauchen.«

»Wir brauchen gar nichts, da ich bei der Dienstbesprechung heute Morgen nämlich nichts von einem Einsatz des Tauchbootes mitbekommen habe.«

»Dann musst du besser aufpassen.« Richard schilderte Giuseppe in kurzen Worten sein Anliegen. Der tat es mit heftigem Kopfschütteln ab.

»Es ist unmöglich, mitten im Schleudergang die Kanzel zu öffnen und auszusteigen.«

»Und wenn wir es versuchen?«

»... bringt Cunningham uns um, wenn wir das Boot verschrotten. Wie willst du da überhaupt hinkommen? Die Akkus reichen nur für eine Fahrt bis Hanstholm, und die *Keldysh* läuft heute wieder aus.«

»Dann schleppen wir es mit dem Schlauchboot, dem Zodiak, dorthin.«

»Und du meinst, Cunningham sieht dabei tatenlos zu?«

»Der ist nicht an Bord. Er hält an der Uni in Kopenhagen einen Vortrag.«

20.

U-BOOT-BUNKER VOR VIGSØ

Selbst der Koch stand eine Stunde später an der Reling, als die beiden mit dem Zodiak, das Tauchboot im Schlepptau, aus der Hafeneinfahrt tuckerten. Die Nachricht von dem Unterfangen hatte schnell die Runde gemacht, und einige freuten sich schon auf Klatsch und Tratsch, wenn Cunningham das erfuhr. Andere wetteten darum, ob die beiden bei ihrer Rückkehr noch ihren Job haben würden. Die ganz hart gesottenen, zu denen auch Lukas gehörte, schlossen Wetten darauf ab, welches Gerät dieses Mal dran glauben musste und wer wann und in welchem Zustand auf der Krankenstation landen würde.

So schipperten die zwei in Richtung Vigsø. Giuseppe hatte den Kürzeren gezogen. Während Richard Seemannslieder pfeifend das Boot steuerte und sich die frische Brise um die Nase wehen ließ, saß er unter der Glaskanzel im Tauchboot bei über vierzig Grad. Tauchen konnte er nicht. Das hätte das Gummiboot, wie Giuseppe Richards Lieblingsspielzeug nannte, nicht geschafft.

Als sie bei den Bunkern ankamen, hatte sich die Situation nicht verbessert. Ganz im Gegenteil, das Wasser wirkte noch kabbeliger als am Tag zuvor. Die regelmäßige Wasserfontäne, die oben aus dem Bunker schoss, erreichte bestimmt knapp zwanzig Meter. Sie versuchten erst gar nicht, am Bunker festzumachen, sondern setzten das Boot auf den Strand.

Ungeklärt war die Frage geblieben, wie Richard aus dem Tauchboot in der Bunkerhalle aussteigen wollte. Doch erst mal mussten sie hinein. Die Idee, zwischen zwei Wellen in den Eingang einzulaufen,

verwarfen sie wieder, weil der Rückstrom der vorangegangenen Welle sie jedes Mal wieder herausziehen würde. Also versuchten sie es mit einer einlaufenden Welle.

Für das Ausstiegsproblem hatte Richard eine ganz simple Lösung gefunden. Er schnappte sich eine der Notsauerstoffflaschen, zog seine Motorradausrüstung an, die er normalerweise auf dem All-Terraine-Vehicle, ATV genannt, trug, um die schlimmsten Blessuren bei Kontakt mit der Bunkerwand zu vermeiden, und schnallte sich seinen Rucksack mit der nötigen Grundausrüstung um. Jeder andere hätte für den Besitz dieser »Grundausrüstung« eine Sprengmeisterausbildung nachweisen müssen. Richard hatte die Sachen bei verschiedenen Expeditionen für das Militär abgezweigt.

Es konnte losgehen. Er kletterte auf das Mini-U-Boot und hielt sich am Rahmen fest.

Giuseppe schüttelte darüber nur den Kopf. Er fuhr so nah wie möglich an der Wasseroberfläche in den Bunker ein und hoffte, dass Richard im richtigen Moment den Absprung schaffen würde. Mehr als drei Versuche hatten sie nicht. Das zusätzliche Triebwerk erwies sich zwar als kräftig genug, dem Rückstrom der Wellen Widerstand zu leisten, doch es sog die Akkus dabei regelrecht leer.

Der erste Versuch diente Richard dazu, sich in dem grottenartigen Gebilde aus Stahl und Beton zu orientieren. Das Scheinwerferlicht leuchtete den Raum immer nur für einen kurzen Moment aus, wenn Giuseppe das Boot auftauchen ließ. Lange konnte er nicht an der Oberfläche verweilen, da die Antriebe drohten, das Wasser nur noch durchzuquirlen wie ein Mixer. In diesem Moment war das Boot praktisch manövrierunfähig und wurde zum Spielball der Fluten.

Beim zweiten Versuch wurde das Boot regelrecht aus dem Wasser gehoben. Als die Welle von der Bunkerwand zurückschlug, traf sie mit derartiger Gewalt wieder auf der Wasseroberfläche auf, dass Richard mit der einen Hand den Halt verlor und beinahe völlig unkontrolliert weggeschleudert worden wäre.

Blieb der dritte und letzte Versuch. Egal wie groß die Welle war, er musste den Absprung schaffen. Und sie war groß. Sie knallte mit einem lauten Donnerschlag und einer solchen Wucht gegen die Rückwand des Bunkers, dass das Wasser wie in einem Wellentunnel über die gesamte Länge des Bunkers bis zum Eingang zurückrollte. Wie im Auge eines Hurrikans herrschte zwischen den beiden Wassermassen für einen Moment völlige Stille.

Jetzt! Er zog die Beine an, stieß sich ab. Während das Boot nach

hinten gezogen wurde, sprang er über den Bug in das schwarze Wasser. Er wurde sofort von der Strömung erfasst, gegen die Bunkerwand gedrückt und wie auf Schmirgelpapier an dem groben Beton entlanggezogen. Das Geräusch, das der an der Wand entlangschrammende Helm in seinen Ohren hinterließ, erinnerte ihn an das Quietschen von Kreide auf einer Schultafel.

Als hätte das noch nicht ausgereicht, krachte die Wasserwand von der Decke, als die Strömung abbriss, und Tonnen von Meerwasser drückten ihn unter die Wasseroberfläche. Die Kräfte, die dabei auf ihn einwirkten, waren so heftig, dass ihm das Mundstück der Sauerstoffflasche aus dem Mund gerissen wurde. Damit blieben ihm noch wenige Sekunden aufzutauchen und einen Ausweg aus dieser Waschtrommel zu finden.

Irgendwo musste es doch einen Bunkerzugang geben. Und er fand ihn – keine fünf Meter entfernt. Fünf Meter, die ihm angesichts der tobenden Wassermassen unerreichbar schienen. Unter Aufbietung all seiner Kräfte schwamm er mit kräftigen Schlägen seiner Schwimmflossen und den mit »Fischhäuten« versehenen Taucherhandschuhen darauf zu, bis er den stählernen Türrahmen zu fassen bekam. Das rostige Metall durchschnitt mühelos das Neopren. Es war ein Reflex, gegen den er nichts unternehmen konnte, als er wieder losließ.

So wie das Wasser an der Decke aus dem Lüftungsschacht gepresst wurde, suchte es auch nach einem Ausgang an den Seitenwänden. Der Sog erfasste ihn, und er raste mit der Strömung, mal mit den Beinen und mal mit dem Kopf voran, einen schmalen Gang entlang und wurde dann wie aus einem Schlund in einen Vorraum ausgespuckt, der an ein Hallenbadbecken erinnerte.

Na, geht doch, war sein erster Gedanke. Und weil er nichts wie raus aus dem Wasser wollte, stemmte er sich den Beckenrand hoch und ließ sich völlig erschöpft auf den Bauch fallen.

Er kramte in seinem Rucksack und holte eine Taschenlampe hervor. Offenbar befand er sich auf der Galerie eines Tauchbeckens für Froschmänner. Die Wasseroberfläche hatte das gleiche Niveau wie der Meeresspiegel. Gänge führten in den hinteren Bereich der Anlage.

Er nahm den zerkratzten Helm und die Schwimmflossen ab und verstaute alles in seinem Rucksack. Er ließ den Lichtstrahl die Wände entlangwandern. Im mittleren Raum führte ein leicht abschüssiger Schienenstrang von der gleichen Spurbreite, wie sie die Munitionsbahn in Hanstholm hatte, in die Dunkelheit.

Richard schulterte den Rucksack und folgte der finsternen Röhre, die schnurgerade Richtung Süden verlief. Längst musste er den Bunkerbereich verlassen haben. Nach einigen Minuten gelangte er an ein Stahlschott, das verschlossen war. Hier schien die Mechanik in Ordnung und in jüngster Zeit bedient worden zu sein.

Er zögerte nicht lange, sondern stopfte ein Päckchen C4-Sprengstoff hinter die Scharniere. Wie lange hatte er eigentlich hierher gebraucht? Drei Minuten würden schon passen, wenn er sich ein bisschen beeilte. Er machte den Zeitzünder scharf und wollte losspurten, als die Verriegelungen quietschend aufsprangen und die Tür aufflog. Reflexartig duckte er sich und setzte zum Sprung an. Wäre man ihm nicht wohlgesonnen, wäre er in dem langen geraden Tunnel so ausgeliefert wie ein bewegliches Ziel in einem Schießstand.

Kein Schuss fiel. Er wurde lediglich von einem hellen Licht geblendet. Die Stimme kam ihm bekannt vor.

»Na, du Held! Immer den schwierigsten Weg nehmen, was?« – Giuseppe.

»Und was hast du gemacht? Den Bauch in die Sonne gehalten, nehme ich an.«

»Nein, ich bin am Strand und nur ein paar Meter in die Dünen hinaufgegangen, um zu pinkeln. Dabei bin ich auf eine Luke gestoßen. Ziemlich neu. Ich hab mir gedacht, da werfe ich doch mal einen Blick rein und schau mal, ob ich den kleinen Richard auf seinem Spielplatz finde.«

»Das ist jetzt nicht wahr, oder?« Plötzlich spürte Richard jeden einzelnen Knochen im Leib, der Bekanntschaft mit der Bunkerwand gemacht hatte.

»Was sind das für Drähte?«, fragte Giuseppe.

»Oh shit, die hatte ich fast vergessen.« Richard fummelte an dem Timer des Zeitzünders herum. »Wie schaltet man die Scheißdinger eigentlich wieder aus?«

»C4?«

»Ja, verdammt. Nun mach schon, wenn du es weißt, es sind noch neun Sekunden.«

Giuseppe war die Ruhe selbst, um nicht zu sagen, er genoss die Situation. Erst auf acht zog er das Kabel aus dem Sprengstoff und steckte es Richard in den Hosenbund.

Der Zünder löste aus und Richard, von einem 100-Volt-Schlag getroffen, versuchte keine Miene zu verziehen. Die Genugtuung wollte er Giuseppe nicht geben. Der blickte ihn an und beobachtete

zufrieden, wie Richard Tränen in die Augen schossen.

»Wenn's wieder geht, findest du da hinten alles, wonach du suchst.«

Richard folgte Giuseppe in ein Gewirr von Gängen und Räumen, die noch komplett eingerichtet waren. Es sah aus, als hätte die Besatzung das Ende des Krieges verpasst. Er hatte so viel in Fachbüchern geblättert, dass er den Bunkeraufbau wiedererkannte.

»Ein Munitionierungsbunker. Aber ich sehe keine Torpedos.«

Stattdessen enthielten die Räume sauber aufgereihte 8,8-Zentimeter-Granaten, wie sie für die Bordgeschütze auf U-Booten verwendet wurden. Im nächsten Raum fanden sich kistenweise Nebelgranaten, und in einem dritten Raum wurden offenbar die typisch deutschen Stielhandgranaten scharf gemacht. Ihm fiel sofort auf, dass die Köpfe nicht aus Metall, sondern aus paraffinierter Pappe bestanden. Er ging um eine Werkbank herum und blickte in die ausgehöhlten Augen eines toten Soldaten.

Es war eine elende Schinderei, die »Fundstücke« aus dem Bunker durch die Dünen und in das Zodiak zu wuchten.

»War's das?«, fragte Giuseppe.

»Nein, aber du kannst hierbleiben, den Rest hole ich allein.«

Gerade als Richard die Luke schließen wollte, sah er ein paar Augen wie von einer Raubkatze aufleuchten. Vorsichtig hob er den Deckel zum Abgang wieder an.

»Miau!«

Auf der untersten Stufe der Treppe saß ein schwarz-weiß-gefleckter Kater.

»Wo kommst du denn her?« Vorsichtig hielt er ihm die Hand entgegen. Der Kater sprang in wenigen Sätzen die Treppe hinauf, um seinen Kopf an der Hand zu reiben. Dann warf er sich auf die Erde, drehte sich auf den Rücken und ließ sich von Richard den Bauch kraulen. Aus den Augenwinkeln heraus sah Richard, dass da unten noch mehr kleine Gestalten den Gang entlangflitzten.

»Na Fritz, sind da unten noch mehr von deiner Sorte?« Als er hinunterging, um nachzuschauen, huschten die Tiere in einen Raum, den er noch nicht erkundet hatte, weil Giuseppe, dem das alles hier zu unheimlich war, ihn zur Rückkehr gedrängt hatte. Er folgte den Tieren und stieß auf Käfige, in denen sich mumifizierte Vorfahren der Samtpfoten befanden. Die sahen nicht besser aus als die toten Soldaten, auf die sie gestoßen waren.

Er steckte ein paar Kadaver in eine Plastiktüte und stieg zurück an die Oberfläche. Fritz saß dort ganz brav und schien auf ihn zu warten. Auf dem Weg zum Boot folgte ihm der Kater auf Schritt und Tritt. Als Richard in das Boot einstieg, nahm der Kater Anlauf und sprang mit einem gewaltigen Satz auf das Zodiak.

»Willkommen an Bord!«

»Wo hast du den denn her?«, fragte Giuseppe. »Trägt der Kontaktlinsen?«

»Ist mir zugelaufen.«

21.

LABOR DER KELDYSH

Es sprach sich schnell herum, dass Richard und Giuseppe wieder an Bord der *Keldysh* waren, und was sie mitgebracht hatten. Diejenigen, die sich an den Wetten beteiligt hatten, begannen mit der Verteilung der Gewinne. Richard hatte die meisten enttäuscht. 17:1 hatten die Wetten gegen ihn gestanden, und nur einer strich den gesamten Gewinn ein: Giuseppe. Um dem Tod durch Liebkosungen zu entgehen, suchte Fritz Zuflucht auf Richards Schulter. Diesen Platz sollte er in Zukunft immer einnehmen, wenn ihm etwas nicht geheuer war. All die »Oh, ist der niedlich!« und »Was ist denn mit dem Armen passiert?« der diversen Sopranistinnen gehörten definitiv dazu. Als sich die Situation beruhigt hatte, machte sich Richard daran, seine Fundstücke in Hellmers Labor zu schaffen. Der Kater auf der Schulter erwies sich dabei als recht hinderlich, da er jedes Mal seine Krallen ausfuhr, wenn er ins

Wanken geriet.

»Hallo George, alte Laborratte.«

George Hellmer leitete für diese Fahrt das Labor der *Keldysh*. Er war mittelgroß, hatte grau meliertes Haar und eine frappierende Ähnlichkeit mit George Clooney.

Nachdem er in Oxford am Department of Biological and Medical Sciences promoviert hatte, legte er im Laufe der Jahre noch zwei Dokortitel in Chemie und Aeronautik drauf. Letzteres aus rein privatem Interesse, wie er stets betonte. Wenn er sich nicht gerade damit beschäftigte, irgendetwas zu atomisieren, dozierte er abwechselnd an der University of Mississippi und am MIT, dem Massachusetts Institute of Technology oder »Old Miss«, wie es von

Absolventen genannt wurde. Die knapp tausendfünfhundert Meilen zwischen zwei Vorlesungen pendelte er mit einem P-51 Mustang aus dem Jahr 1943, einem Jagdbomber, den bereits sein Vater im Krieg geflogen hatte. Hellmer hatte die Maschine gekauft, einige Semester Aeronautik studiert, das Fluggerät restauriert und alltagstauglich gemacht. Bei dem, was der Mann auf dem Kasten hatte, brauchte er eher eine Frachtmaschine, um allein sein Hirn von A nach B transportieren zu können.

Eine seiner Spezialitäten war es, die Ergebnisse einer noch so profanen Analyse zu einem umfassenden wissenschaftlichen Werk aufzublähen, auch wenn das Ergebnis in drei Sätzen hätte formuliert werden können. Fragte man ihn nach dem pH-Wert einer Gewässerprobe, bekam man gleich mitgeliefert, welche Auswirkungen der saure Regen auf die Versauerung der Ozeane hatte und wo der Grund dafür an diesem speziellen Ort zu finden war.

Seine Kollegen hatten sich angewöhnt, wenn sie einen Bericht von ihm erhielten, der mehr als zehn Seiten umfasste, auszulosen, wer sich da durchzukämpfen hatte und das Papier auf ein erträgliches Maß zu kürzen. Mit dem Rest quälte Hellmer wahrscheinlich seine Studenten oder nutzte es als Grundlage für eine weitere Doktorarbeit. Zur Freude seiner Assistentinnen. Sie promovierten durch die Bank weg. Das von Hellmer rekrutierte Personal war grundsätzlich weiblich, nie älter als fünfundzwanzig Jahre und besaß alle weiblichen Eigenschaften, die Arbeit für eine Promotion in erträglichen Grenzen zu halten. Eine unangenehme Begleiterscheinung war die ständige Stutenbeißerei. Da flogen schon mal ein paar Erlenmeyerkolben durch die Gegend. Wenn sich eine derartige Situation anbahnte, nahm sich Hellmer einfach frei.

Auf dieser Fahrt herrschte erstaunlicherweise Eintracht unter seinen Damen, da sie sich zu einer Gruppenarbeit zusammengetan hatten. Dies hatte zur Folge, dass das Labor in den frühen Morgenstunden oft unbesetzt blieb. Ein Umstand, der die Fantasie der restlichen Crewmitglieder auf Reisen schickte. Wie er das machte, wusste keiner, dass er es machte, jeder.

Da der Tag auch dieses Mannes nur vierundzwanzig Stunden hatte, konstruierte sich Hellmer eine Brille, die die von ihm in ein Spracherkennungsprogramm gesprochenen Texte auf die Gläser projizierte und seine Ausführungen direkt über ein Verschlüsselungsprogramm an den Drucker schickte. Angeschlossen an eine Datenbank konnte er so Recherchen durchführen, ohne ein

einziges Wort manuell in den Computer einzugeben. Ein Patent wollte er dafür nicht einreichen, da das System ihm unausgereift erschien und seinen vollen Funktionsumfang erst dann erreicht haben würde, wenn er die Brille nicht mehr brauchte. Wie auch immer das geschehen sollte, Hellmer arbeitete daran und war sehr zuversichtlich, in einigen Monaten den Durchbruch zu schaffen.

»Guten Morgen, Mr Boyle. Ihr schmeichelnder Unterton lässt vermuten, dass Sie mehr wollen, als nur einen Kaffee schnorren.«

»Ach, komm schon. Du weißt doch, dass ich deine Meinung sehr schätze.«

»Seit wann duzen wir uns? Ich nehme an, es ist illegal, wozu Sie mich überreden wollen. Stimmt's? Also, was ist in dem Kasten, und was macht die dämliche Katze auf Ihrer Schulter. Die sieht krank aus.«

»Tja, bevor ich Ihnen das verrate, müsste ich Ihre Zusage haben, dass Sie die Angelegenheit streng vertraulich behandeln.«

Hellmer gab sich desinteressiert und wandte sich wieder seinem Mikroskop zu.

»Okay, dann nicht.« Richard reagierte so gelassen wie möglich und wandte sich zum Gehen.

Hellmer zögerte einen kurzen Moment, schaute auf die große Kiste auf dem Hubwagen im Fahrstuhl und versuchte abzuwägen, wie viel Ärger die wohl diesmal enthalten würde.

»Okay, okay, packen Sie schon aus!«

Gerade wollte Richard die Brechstange ansetzen, als sein Mobiltelefon klingelte. »Boyle.«

»Hallo Richard, hier ist Svenja.« Ihre Stimme bebte. Ganz anders, als er sie beim letzten Mal erlebt hatte. »Sie wollten mir Bescheid geben, sobald Sie etwas Neues wissen.«

»Hätte ich auch mit Sicherheit. Ich habe das Tagebuch übersetzt. Soll ich Ihnen eine Kopie vorbeibringen? Ich habe sowieso noch ein paar Fragen. Ich könnte in ein bis zwei Stunden bei Ihnen sein.«

»Sie haben aber ein schnelles Auto.«

»Wie man in Dänemark fährt, habe ich von Ihnen gelernt. Falls Sie sich erinnern.«

Svenja lachte künstlich.

Was ist mit ihr nur los, dachte Richard. »Alles gut bei Ihnen?«

»Ja, beeilen Sie sich.« Dann legte sie auf.

HVIDE SANDE

Zwei Stunden später machte Richard mit dem Zodiak am Gastanleger in Hvide Sande fest. Bereits seit Tagen hatten sie wunderbares Wetter und auflandigen Wind, der die Regenwolken über sie hinwegtrieb. Es war warm und bis zur Praxis keine drei Minuten Fußweg.

Die Eingangstür zu Svenjas Praxis stand offen. Trotzdem drückte er auf die Klingel. Keinerlei Reaktion. Er war auf die Minute pünktlich. Vielleicht hatte sie die Tür aufgelassen, weil sie in einer Behandlung war. Als er ein Scheppern aus ihrem Büro hörte, trat er ein und ging den Flur entlang.

»Svenja? Ich bin es, Richard. Sind Sie da?«

»Richard, hier hinten!«, hörte er ihre Stimme. Angst schwang darin mit. Er drückte mit der Linken die Tür auf. Sein Instinkt sagte ihm, dass hier etwas nicht stimmte. Ein Blick in den Raum gab ihm Gewissheit. Sie kauerte in der Ecke am Fenster. Blut lief ihr aus der Nase, und Tränen hatten ihren Kajalstift verschmiert.

Mit heftigem Schwung warf er sich gegen die Tür. Ein Aufstöhnen ertönte auf der anderen Seite, und er hörte, wie jemand gegen die Wand kippte. Richard hielt sich am Türgriff fest und wirbelte an der Tür vorbei in die Ecke. Sein rechter Fuß traf den Mann mit der Bomberjacke und der Sturmhaube wie ein Vorschlaghammer an der Brust. Ein gezielter Fausthieb auf den Solarplexus presste dem Maskierten die Luft aus den Lungen.

Richard griff nach der Pistole, die dem Mann aus der Hand geglitten war, und schleuderte sie hinter sich in den Raum. Ein zweiter Treffer mit der Handkante gegen die Halsschlagader ließ seinen Gegner zusammensacken.

Svenja hatte sich inzwischen hochgerappelt und blickte ihn hilfesuchend an.

Er ging auf sie zu, als er sah, wie sich ihre Augen weiteten. Ehe er reagieren konnte, spürte er, wie ihn jemand an der Jacke packte und herumschleuderte. Richard segelte im Tiefflug über den Schreibtisch. Wo kam der denn her? Kaum hatte er den Gedanken zu Ende

geführt, hob ihn ein hünenhafter Kerl scheinbar ohne jede Mühe von der Erde auf und schmettete ihn in eine Glasvitrine mit Gebissabdrücken. Scherben und die Zähne fremder Menschen rieselten auf ihn nieder. Nur die Lederjacke bewahrte Richard davor, dass sich Glassplitter in seinen Rücken bohrten. Scheiße. Schon wieder stand der Kerl über ihm und packte ihn am Kragen. Verzweifelt versuchte Richard, der muskulären Übermacht seines Gegners etwas entgegenzusetzen. Er griff nach dessen Handgelenken, um ihn daran zu hindern, ihm die Kehle zuzudrücken. Keine Chance.

Die Hände dieser Mischung aus einem Bodybuilder und einer Hydraulikpresse legten sich um seine Kehle. Richard packte den Mann im wahrsten Sinne des Wortes bei den Eiern und drückte zu. Es war nur ein winziger Moment, den der Bursche abgelenkt war. Richard nutzte ihn und verpasste ihm mit der Stirn eine Kopfnuss auf die Nase. Er taumelte und brach zusammen.

Geistesgegenwärtig griff Svenja nach der Waffe und warf sie Richard zu. Der bekam sie nicht richtig zu fassen, und während er mit der Pistole herumjonglierte, löste sich ein Schuss. Die Kugel streifte Richards Stirn am Haaransatz.

»Das reicht jetzt! Waffe weg!« In der Tür standen zwei Männer, von denen jeweils einer mit seiner Pumpgun auf Richard und Svenja zielte. Der kleinere betrat den Raum und half seinen beiden Kollegen auf die Beine.

»Wo sind sie?«

»Was?«, brüllte Richard ihn an.

»Geben Sie mir die Dokumente.«

Richard schaute auf seinen Alukoffer, den er neben der Tür abgestellt hatte.

»Da drin?«

»Ja!«

Der Kerl beugte sich hinunter, öffnete den Deckel und blätterte mit der Linken die Papiere durch, während er mit der Rechten auf Svenja zielte. Zufrieden klappte er den Koffer wieder zu. Ehe er sich erhob, legte er den Zeigefinger an den Mund.

»Keinen Mucks.«

Dann befahl er den anderen drei Männern: »Raus hier!« Er zog als Letzter rückwärtsgehend die Tür hinter sich zu.

Richard konnte hören, wie sie sich im Laufschrift entfernten. Einer humpelte.

»Ha, das ist nur eine Kopie, ihr blöden Arschlöcher«, brüllte er den Männern hinterher, wohl wissend, dass diese längst aus dem Haus sein mussten. Er sah hinüber zu Svenja.

»Alles okay?«

»Ja und bei Ihnen?«

»Sobald ich wieder Luft bekomme, gebe ich Ihnen eine Antwort«, sagte er und röchelte übertrieben.

»Wo haben Sie denn gelernt, sich so zu prügeln?«

»Zu prügeln oder verprügelt zu werden? Ersteres basiert auf einem Artikel über Atemi-Punkte des Menschen in einem wissenschaftlichen Magazin, das ich beim Zahnarzt gelesen habe, und Letzteres bringt das Leben so mit sich.«

»Gibt es eigentlich irgendetwas, bei dem Ihnen die Lust an dummen Scherzen vergeht?«

»Ja, meine Kontoauszüge.«

Sie kniete sich zu ihm hinab, hob sanft seinen Kopf am Kinn an und sah sich die Platzwunde an Richards Haaransatz an.

»Das wird wieder.«

Sie streichelte ihm über die Wange und schaute ihm tief in die Augen. Richard wurde verlegen. Er kam sich ziemlich ausgeliefert vor, wie er da halb in der Vitrine wie ein Käfer auf dem Rücken feststeckte.

Er tippte sich auf die andere Wange. »Da tut's auch weh. Ich glaube, die haben mir einen Zahn ausgeschlagen.« Sie fuhr mit den Fingern über seine Lippen.

»So schöne Lippen und so ein böser Bube. Kommen Sie. Wir gehen ins Behandlungszimmer, und ich seh mir das einmal an.«

»Geht schon.«

»Ganz sicher? Feigling.«

Sie wurden jäh unterbrochen von Getrampel im Flur. Fünf Männer, Mitglieder eines Sondereinsatzkommandos der Polizei, stürmten in den Raum und begannen ihn zu sichern.

Overgaard betrat als Letzter das Zimmer.

»So sieht man sich wieder, Mr Boyle.«

»Wo kommen Sie denn so schnell her?«

Zwei Sanitäterinnen drängten sich vor und zogen Svenja von Richard weg.

Overgaard gab den schwer bewaffneten Männern ein Zeichen, den Raum zu verlassen.

»Sie bitte auch«, wandte er sich an die Sanitäterinnen. Die beiden

Frauen nahmen Svenja in die Mitte und gingen mit ihr hinaus.

»Schließen Sie die Tür!«, wies Overgaard sie an.

Richard stützte sich auf die Ellenbogen. Doch Overgaard hockte sich vor ihn und drückte ihn zurück in die Käferposition. Dann griff er in die rechte Innentasche seines Sakkos und holte vier Flugtickets hervor.

»Sie fliegen nach Hause.«

»Meinen Sie?«

»Da bin ich mir sicher.«

»Ich keineswegs. Und jetzt lassen Sie mich aus diesem

Scheißscherbenhaufen aufstehen. Kümmern Sie sich lieber um die Russen, die Mrs Jacobson überfallen haben.«

Overgaard schob Richard wieder zurück.

»Woher wissen Sie, dass das Russen sind?«

»Zwei davon habe ich bei Fisher gesehen.«

»Bei Fisher?«, fragte Overgaard und steckte die Flugtickets wieder ein.

»Bei Fisher?«, öffte Richard ihn nach. »Mann, sind Sie beim Geheimdienst oder bei der freiwilligen Feuerwehr?«

Richard startete einen erneuten Versuch, sich zu erheben. Overgaard wollte ihn gerade wieder zurückstoßen, als Richard seine Hand griff. Blitzschnell zog er sich hoch und drehte Overgaard dabei den Arm auf den Rücken.

»Es reicht. Such dir jemanden zum Spielen, dem du gewachsen bist«, schnauzte er Overgaard an. Der stöhnte vor Schmerz auf und starrte mit vor Panik weit aufgerissenen Augen auf die Scherben, die nur wenige Zentimeter von seinem Gesicht entfernt waren.

»Bleiben Sie jetzt friedlich?« Richard lockerte den Griff.

»Lassen Sie mich los, verdammt!«

Richard wich ein paar Schritte zurück und schüttelte die Scherben von seiner Jacke. »Ich geh dann mal. Die Tickets können Sie umbuchen auf die Malediven. Ich gebe Ihnen die genauen Termine noch durch. Und ich brauche sechs.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ Richard den Raum. Im Flur warteten bereits zwei Männer, die ihm mit vorgehaltenen Waffen den Weg versperrten.

»Was? Wollt ihr auch Schläge? Dann stellt euch hinten an.« Er drehte sich zu Overgaard um.

»Lasst ihn gehen!«

Richard verließ das Gebäude und hielt nach Svenja Ausschau. Er

sah durch das Blitzlichtgewitter der inzwischen eingetroffenen Pressefritzen, angelockt wie Haie im Bluttausch, wie sich der Notarztswagen bereits entfernte. Wo kommen die denn her? Richard drängelte sich durch die Menge und wimmelte die Fragen nach seiner Beteiligung an den Geschehnissen ab.

»Ich bin nur Patient und habe mir den Kopf am Nachttisch gestoßen. Aber da drinnen stapeln sich die Leichen. Man kann es gut durch das Fenster da sehen.«

Im Nu war er die Meute los, lief zu seinem Boot und machte sich auf zurück zur *Keldysh*.

23.

KELDYSH

Richard schlug zunächst den Weg in Richtung Labor ein, bevor er sich bei Cunningham zu melden hatte. Sollte er tat sächlich aus dem Land fliegen, wollte er wenigsten wissen, was der Geheimdienst und die Russen in Svenjas Büro gesucht hatten.

Hellmer schaute über den Rand seiner Brille. »Na, mal wieder mit einem Löwen gerungen?« Er ging an einen Schrank, tränkte Watte in reinen Alkohol und drückte es Richard auf die Stirn. »Festhalten.«

»Aua! Danke.«

»Wo haben Sie den dänischen Ötzi her?« Er deutete auf den Labortisch.

»Das ist kein Däne. Das ist ein deutscher Soldat.«

»Nein, ist es nicht. Das war das Erste, was ich anhand des Gebisses geprüft habe.«

»Sicher? Ich habe ihn in einem Munitionslager gefunden.«

»Ganz sicher. Vielleicht ein Zwangsarbeiter? Was sage ich eigentlich unserem Chef, wenn er fragt, was ich hier mache?«

»Er ist eingeweiht«, log Richard.

»Und wie mache ich den anderen im Labor klar, dass ich hier eine mumifizierte menschliche Leiche auf dem Tisch liegen habe und keinen Seehund?«

»Ihnen fällt schon was ein Sagen Sie einfach, Sie haben Arbeiten unter Quarantäne zu erledigen.«

»Das wäre gelogen.«

»Eine Notlüge. Einmal zur Beichte und dann passt das.«

»Warum ist die Leiche eigentlich mumifiziert?«

»Sie war in einem gut durchlüfteten Schutzraum eines Bunkers eingeschlossen. Dort liegen übrigens noch mehr davon.«

»Zurück zu den Fakten und Ihrem Freund hier. Er hat versucht, sich die Augen auszureißen. Ich habe Partikel der eigenen Hornhaut unter seinen Fingernägeln gefunden. Ich habe Hirn, Mageninhalt, Leber und so weiter analysiert und bin dabei auf eine Substanz gestoßen, die in der Zusammensetzung einer bewusstseinserweiternden Droge ähnelt. Schon mal Marihuana geraucht?«

»Ja.«

»Viele dieser Drogen haben eine Erweiterung der Pupillen zur Folge und erhöhen die Lichtempfindlichkeit der Augen. Wissen Sie, wie das Auge funktioniert? Ich erkläre es Ihnen.« Er blickte in Richards Gesicht. »Ganz kurz. Den Rest kön-

nen Sie in meinem fertigen Bericht lesen. Bilder der Umwelt treffen in Form von Lichtreizen verschiedener Wellenlänge aus dem sichtbaren Spektrum auf Fotorezeptoren im Auge, die bei Wirbeltieren über Sehnervenbahnen zum Sehzentrum des Gehirns weitergeleitet werden. Dort werden sie zu einer optischen Wahrnehmung zusammengesetzt. Bei den Rezeptoren unterscheidet man Zapfen für das photopische Sehen.«

»George!«

Hellmer ließ sich nicht beirren. »... also das Erkennen von Farben und Stäbchen für das skotopische Sehen, also das Schwarz-Weiß-Sehen bei geringem Lichteinfall in der Dämmerung. Verstanden?«

»Yep.«

»Ich bin mir noch nicht ganz sicher. Aber ich vermute, dass diesen armen Teufeln eine Substanz injiziert wurde, die die Lichtempfindlichkeit der Augen stark erhöht hat. Wie Sie mir geschildert haben, ähnelte die Umgebung, in der Sie die Leichen gefunden haben, eher einer Waffenkammer als einer Krankenstation oder einem Labor. Ich gehe davon aus, dass die sich nicht zum Spaß irgendwelche Partypillen eingeworfen haben. Es wäre denkbar, dass die Deutschen mit einem Serum experimentiert haben, das Soldaten ein besseres Sehvermögen bei schwierigen Lichtverhältnissen wie in Bunkern oder nachts auf dem Schlachtfeld verleihen sollte.«

»Und warum lagen die da so rum, und niemand hat sie, nennen wir es einmal ›entsorgt‹?«, warf Richard ein.

»Als sie feststellten, dass sie vergessen hatten, Sonnenbrillen zu

kaufen und die Jungs sich lieber selbst die Augen auskratzten, weil sie kurz davor waren, dem Wahnsinn zu verfallen, hat man den Laden wahrscheinlich hermetisch abgeriegelt.«

»Klingt plausibel. Die Nazis bringen so was fertig.«

»Und nun zu Ihrem kleinen Mutanten und seinen verstorbenen Freunden.«

Richard sah auf seine Schulter, auf der es sich Fritz bequem gemacht hatte.

»Ich habe mir seine toten Kollegen angeschaut. Katzen haben gegenüber dem Menschen mehr als dreimal so viel Stäbchen im Verhältnis zu den Zapfen und können deswegen nachts mit dem Restlicht hervorragend und erheblich besser sehen als wir. Deshalb wurden sie als Probanden für die Experimente ausgesucht. Das Serum wurde an den armen Viechern ausprobiert, was dazu führte, dass sie genauso wahnsinnig wurden wie die menschlichen Versuchstiere. Nachdem der Bunker gesprengt worden ist, haben wahrscheinlich einige der gepeinigten Kreaturen überlebt.«

»Und was hat das mit dem Kater hier zu tun? Spritzt der sich das Serum jetzt selbst?«

»Unwahrscheinlich. Die Droge hat einen Chromosomenbruch verursacht, der die Hypersensibilität der Augen weitervererbt hat. Die Reproduktionsrate der Tiere liegt weitaus höher als beim Menschen. Katzen erreichen bereits nach sechs bis acht Monaten Geschlechtsreife. Bis sie Nachwuchs austragen, sagen wir mal drei Jahre, macht nach Adam Riese in den zweiundsiebzig Jahren seit Beginn der Experimente einundzwanzig Generationen von Nachkommen. Da es sich in den Tunneln um eine isolierte Population handelte, begünstigte der Inzest die Weitervererbung der genetischen Veränderung. Jetzt brachen die Tunnel aber nach und nach ein und die Tiere schlichen ans Tageslicht, um dort zu jagen. Hatten mal Appetit auf einen Hasen statt der ewigen Ratten und Mäuse.

Ihr kleiner Freund da ist ein klassisches Beispiel für Darwins Begriff *Survival of the fittest*. Ein weiterer Chromosomenbruch führte dazu, dass sich über seinen Pupillen eine Haut gebildet hat, die tagsüber praktisch wie eine Sonnenbrille funktioniert. Kurzum, Sie haben da ein sehr seltenes Exemplar, eine genetische Mutation der ordinären *Felis silvestris*, einer Wildkatze, auf der Schulter sitzen. Da hat die Natur von ganz allein das Problem gelöst, das die Nazis nicht in den Griff bekamen. Wie wäre es, wenn wir den kleinen Kerl pulverisieren, durch einen Gaschromatografen jagen, die chemischen Parameter

analysieren und uns eine kleine Genmanipulation basteln, die wir dann an das Militär verkaufen?«

»Wollen Sie damit sagen, er leidet nicht unter dieser Haut über seinen Augen?«

»Nein, wahrscheinlich nicht. Ich könnte ein paar Tests an ihm durchführen, aber das möchten Sie sicher nicht. Sieht zwar ein bisschen zerrupft aus, aber ansonsten scheint es ihm gut zu gehen. Er sieht einfach nur besser als seine Artgenossen. Er reagiert auf optische Reize eben nur viel sensibler.«

»Und ich habe gedacht, er sei so schreckhaft, weil er eben nicht gut sieht.«

»Nein, gerade weil er so gut sieht, nimmt er die kleinsten Bewegungen wahr. Objekte, die jeder normalen Hauskatze entgehen würden. Das einzige Handicap dürfte sein, dass sich die Katzendamen fragen, warum Mr Macho nicht die Sonnenbrille abnimmt und ihnen schöne Augen macht.«

Richard schaute Fritz an und stimmte den Song *I'm wearing sunglasses at night* an. Der Kater begann zu schnurren und rieb seinen Kopf an Richards Wange.

»Und haben Sie eine Erklärung dafür, dass der mir überall hin folgt, brav auf meiner Schulter sitzen bleibt und auf Kommando hört wie ein Hund?«

»Keine Ahnung. Vielleicht ist er schwul?«

»Ich danke Ihnen, George. Das war wie immer perfekte Arbeit. Ich packe die Leiche wieder ein und Sorge für eine anständige Beerdigung.«

»Lassen Sie sie mir bitte noch ein paar Stunden hier. Ich bin mir noch nicht ganz sicher. Der Mann ist nicht an seinen Schädelverletzungen oder den ausgerissenen Augen gestorben. Bei der Autopsie habe ich herausgefunden, dass die Lungen durch ein leicht flüchtiges Gas verätzt wurden und er erstickt ist.«

Er schaute auf die Ausdrucke, die ihm das Atomspektrometer ausdrückte.

»Es sieht danach aus, dass die Substanz, wenn sie mit Luft in Berührung kommt, die Eigenschaften eines Giftgases entwickelt, während es in die Blutbahn injiziert diese Eigenschaften nicht aufweist.«

»Hä?«

»Sie müssen sich das so vorstellen.« Hellmer ging zum Regal, holte eine Flasche mit weißem Phosphor und setzte sich eine Schutzbrille

auf.

»Kommen Sie mal her.«

»Nein, ich kenne das Experiment aus der Schule«, antwortete Richard wie aus der Pistole geschossen, der einen Chemielehrer hatte, der sich jedes Mal, wenn ein gefährliches Experiment anstand, mit feuerfesten Handschuhen und Schutzbrille bekleidet hinter einer Plexiglaswand verschanzte.

»Feigling!«

Hellmer holte ein kleines Stück Phosphor aus dem Glas und legte es unter den Rauchabzug. Wenige Sekunden später ging es in Flammen auf.

»Solange das Zeug wie der Phosphor im Wasser unter Luftabschluss in der Blutbahn ist, wirkt es nicht primär toxisch. Wie wir wissen, führt es bei Versuchspersonen zwar zu einem heftigen Augenjucken, aber es vergiftet sie nicht.«

Hellmer verfiel plötzlich in Schweigen.

»Und dann?«, fragte Richard.

Hellmer hob die Hand. »Einen Moment Geduld.«

»Wie haben Sie das herausgefunden?« Hellmer blickte in Richtung der Rattenkäfige.

Von den ursprünglich fünf Nagern saßen nur noch drei Exemplare verschüchtert in der Ecke.

»Hellmer! Musste das sein?«

»Wollen Sie sich freiwillig zur Verfügung stellen? Das würde mir dann Ihre zeitraubenden Besuche ersparen.«

Richard würde einen Teufel tun, sich auf irgendeine Diskussion mit George Hellmer einzulassen. Da konnte man nur verlieren. Klüger war es in einem solchen Fall, sich doof zu stellen und ihm die Genugtuung der intellektuellen Überlegenheit zu gönnen. Davon ernährte sich der Mann.

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass ich in Hanstholm auf die Labors gestoßen bin, wo das Zeug hergestellt wurde. Nichts deutete darauf hin. Für mich sah das wie ein ganz normales Waffenarsenal aus.«

Richard griff in die Kiste und holte eine der druckfesten Granatbüchsen heraus, wie sie im Wrackmuseum in der Vitrine ausgestellt waren. Er schwenkte sie hin und her. »Da unten gab es verschiedene Räume, in denen die unterschiedlichsten Waffen, Granaten und Geschosse eingelagert waren. Keine Reagenzgläser, keine Chemikalien oder anderes Zeug, das an ein Labor erinnert.«

»Geben Sie mal her.«

Richard tat so, als würde er den Stift einer Handgranate abziehen und warf die Hülse Hellmer zu, der sie souverän auffing. Zu oft hatte er hier in seinen Labors irgendetwas liegen gehabt, das ihm um die Ohren hätte fliegen können. Mit solchen Späßchen ließ er sich nicht beeindrucken.

»Aber Sie haben gezuckt.«

»Sieht aus wie eine ganz normale Granate ohne Geschossaufsatz. Besteht aber nur aus einer Sprengkapsel, die keinen Schaden anrichtet. Da ist nicht mehr Sprengmittel drin als in einem Silvesterknaller. Daneben ist ein Vorratsbehälter. Ich mach den mal auf. Ha, jetzt haben Sie gezuckt.«

»Steht ja drauf, was drin ist: Senfgas«, sagte Richard.

»Glaube ich nicht.« Hellmer legte die Granate unter den Abzug, schaltete ihn an und zog eine hauchdünne Blechlasche ab.

»Äh, wohin wird die Luft aus dem Abzug eigentlich geblasen?«

Hellmer seufzte und drehte den Behälter hin und her.

»Leer.«

»Leer?«

»Versuchen Sie sich zu erinnern. Standen da im Raum Fässer oder irgendwelche Vorrichtungen, die dem Abfüllen von Flüssigkeiten oder Gasen gedient haben könnten?«

Hellmer nahm einen Wattestab und strich damit über die Innenwandung. »Sauber wie Ihre Weste. Da war nichts drin. Sehen Sie das Gewinde rund um die Öffnung ? Ich wette, wenn Sie danach suchen, werden Sie irgendwo eine Kiste mit Drehverschlüssen und Gummidichtungen finden. Das Gummi muss aus einer speziellen Mischung bestehen, die ...«

»Okay, okay, bitte nicht weiter ausführen.«

Hellmer deutete auf die Kiste. »Haben Sie da noch eine mit Deckel?«

Richard griff hinein. »Yep.«

»Die bitte nicht werfen! Okay, dann machen wir mal die Wundertüte auf und sehen nach, was drin ist.«

»Brauchen Sie mich dafür?«

»Braucht der Speck die Made?«

»Schon verstanden. Ich bin weg.«

»Sie bleiben und hören sich jetzt meine Theorie an, nach all der Arbeit, die ich mir gemacht habe. Ich habe allein zwei Stunden gebraucht, um mich in Ihren Computer einzuhacken und an die Dokumente zu kommen, die Sie übersetzt haben.«

»Sie haben was gemacht? Woher wussten Sie von den Übersetzungen?«

Hellmer beugte sich ganz nah an sein Ohr. »Big brother is watching you«, flüsterte er mit verschwörerischem Unterton.

»Ist nicht schwierig. Nachdem ich wusste, wonach ich suchen muss, habe ich die gesamte EDV des Schiffes durchgescannt. Wussten Sie, dass Cunningham seine Zigarren aus Kuba importiert?«

»Spannend, ich werde es bei geeigneter Gelegenheit gegen ihn verwenden.«

»In Fachkreisen vermutete man schon lange, dass die Amerikaner und vor allem die Briten bereits im Ersten Weltkrieg an der Entwicklung eines Kampfstoffes arbeiteten, der in der Wirkung ähnlich verheerend war wie das Senfgas, das die Deutschen zum ersten Mal in Frankreich eingesetzt hatten. Es sollte absolut tödlich sein und sich wie Senfgas einfach mit Granaten verschießen lassen.«

»So wie die da?«

»Schon möglich. Ihr Mister Bennett war auf dem besten Weg, eine aus militärischer Sicht bahnbrechende Erfindung zu machen. Er hatte einen hundertprozentig tödlichen Kampfstoff entwickelt, ähnlich dem Nervengas Sarin. Doch das war nicht das einzige Experiment, das er machte. Gleichzeitig war er damit beschäftigt, eine Droge zu entwickeln, die den Kampfgeist der Soldaten stärken und ihnen die Angst vor dem Tod nehmen sollte. Als er das Kampfgas an seinen Ratten ausprobierte, um die Wirkung zu optimieren, verwechselte er eines Tages einen Käfig und setzte Tiere, die er mit der Droge präpariert hatte, dem Gas aus. Siehe da, wie so oft bei großen Erfindungen der Zufall eine bedeutende Rolle spielt, starben die Tierchen nicht, sondern waren immun gegen das Gas und zeigten alle positiven Eigenschaften der Droge. Nützlicher

Nebeneffekt war, dass man keine Angst davor haben brauchte, mit dem Gas die eigenen Truppen zu töten. Bei dem Einsatz von Senfgas geschah dies nämlich regelmäßig. Die Pläne sahen schlichtweg vor, ein ganzes Schlachtfeld mit dem Zeug einzunebeln und die eigenen Truppen einfach auf Droge zu setzen. Und zwar die Droge, die ich bei Fritz hier nachweisen konnte.« Es klopfte an der Tür. Richard ging hinüber. Freddy stand mit großen Augen vor ihm. »Papa, du bist im Fernsehen.«

»Wie kommst du denn hierher?«

Mr Cunningham hat uns mit dem Hubschrauber abgeholt. Die anderen sollten auch mit, wollten aber nicht.«

»Und wieso?«

»Er meinte, uns wäre vielleicht langweilig.«

»Hm, langweilig ? Der ist doch nicht umsonst so fürsorglich.«

Richard sah zu Hellmer.

»Ist doch nett von ihm«, sagte der und wandte sich wieder um.

»Und wo ist Jackson?«

»Auf dem Kran.«

»Wo sonst. Komm rein, du kannst mir helfen.«

Freddy betrat vorsichtig den Raum, wohl wissend um das Erbe seiner Mutter, das kein Glasgefäß vor ihm sicher sein ließ.

»Du sollst zu Mr Cunningham kommen, wenn du hier fertig bist.«

Hellmer ging an Richard vorbei und klopfte ihm auf die Schulter. »Oh Backe. Aber erst mal zurück zu dem Zeug hier. Kombinierte man diese Substanzen nun miteinander, konnte man den Gegner mittels Gas außer Gefecht setzen und seine eigenen Truppen, ganz ohne Atemschutzmasken in den Kampf schicken. Im Ersten Weltkrieg bedeutete das, auf Kommando raus aus dem Graben und auf breiter Front auf die Schützengräben des Feindes zu rennen. Bennet konnte allerdings bis zu seiner Abfahrt auf der *Lusitania* ein wesentliches Problem nicht in den Griff bekommen. Das Serum führte zu einer Übersensibilisierung der Augen, sodass die Männer am Tag vom Sonnenlicht geblendet wurden.«

»Hätten sich feindliche Truppen nicht mit einfachen Gasmasken schützen können? Die gab es doch schon, oder?«

»Ja, aber mit simplen Kohlefiltern. Die waren bei dem Zeug wirkungslos. Habe ich ausprobiert.« Hellmer zeigte auf den Käfig mit der Nummer 3.

»Warum haben die Nazis dann weiter daran herumexperimentiert, wenn es schon funktionierte, und was ist mit den armen Schweinen im Bunker passiert, die sich die Augen ausgekratzt haben?«, fragte Richard.

»Ich nehme an, man wollte den Nebeneffekt beseitigen.«

»Ich habe einen Artikel über Experimente an amerikanischen Soldaten mit bewusstseinsweiternden Drogen gelesen. Das gibt es schon, warf Freddy ein.«

Hellmer runzelte die Stirn. »Da hat er nicht ganz Unrecht.«

Langsam setzte sich das Puzzle in Richards Kopf zusammen. »Wer könnte sich heutzutage für eine solche C-Waffe interessieren?«, fragte Richard.

»Wir können erstens davon ausgehen, dass so was nicht im

Drugstore verkauft wird und somit schwer an das Gas ranzukommen ist. Zweitens, die Kombination aus Serum und Giftgas ist besonders für Leute interessant, die Größeres vorhaben. Das sind Militärs und Terroristen. Niemand weiß, dass das Zeug Nebenwirkungen hat.«

»Stimmt«, sagte Richard. »Die Bank war in dem Glauben, dass Bennet seine Erfindung abgeschlossen hat, die Briten hat das Zeug nie erreicht, und die Versuche der Deutschen waren streng geheim. Wenn man sich also die Frage stellt, wer hinter dem Zeug her ist, muss man unterscheiden zwischen dem, was Bennet seinen Auftraggebern zur Kenntnis gebracht hatte, was er selbst wusste, und wie der Stand seiner Arbeiten war, als er für die Deutschen gearbeitet hat.«

»Aber warum war es dann an Bord von U-20, wenn es auf Schlachtfeldern eingesetzt werden sollte?«, fragte Hellmer.

»Nebelt man ein feindliches Schlachtschiff damit ein, braucht man nicht mehr Männer, als auf ein U-Boot passen, um das Schiff zu kapern«, antwortete Richard.

»Könnte sein. In den Planken und in der Laterne, die Sie mir vor ein paar Tagen gebracht haben, konnte ich das gleiche Zeug nachweisen.«

»Oh, Scheiße. Die Laterne sollten Sie gar nicht untersuchen. Die war für Angela. Ist die noch ganz?«

»Ja.« Dann warf er kopfschüttelnd die Laterne zu Richard hinüber. »Das ist nicht alles. An dem Holz habe ich Spuren von C4-Sprengstoff gefunden.«

»Das passt zu dem Leck, das ich an dem Boot gesehen habe. Die wurden nicht von einem anderen Schiff gerammt, sondern jemand hat ein Loch in den Rumpf gesprengt.«

»Möglich.« Hellmer war schon wieder mit seinen Reagenzgläsern beschäftigt.

»Aber bei der Größe des Loches hätten die noch von Bord gehen können. Kann es sein, dass die Männer vorher an dem Gas verreckt sind?«

»Mag sein. Bringen Sie mir einen der toten Seeleute, und ich verrate es Ihnen.«

»Wo soll ich den hernehmen? Ausbuddeln?«

»Wenn es nottut. Kann ich Ihren Junior hierbehalten? Er kann mir zur Hand gehen.«

Freddy schaute ein wenig skeptisch aus der Wäsche.

»Es dauert nicht mehr lange, dann habe ich Bennets Erfindung

vollendet.«

»Und die wollen Sie an Freddy testen oder was?«

»Ja.«

»Wenn das schiefgeht, verliere ich auch noch das Umgangsrecht.«

»Hoffen wir, dass es gut geht.«

»Hallo! Ihr redet hier über mich?«, intervenierte Freddy. Die beiden Männer schauten ihn unschuldig an.

»Ja, wissen wir. Aber stell dir mal vor. Du kannst nachts in jeden Autoladen rein und dir rausholen, was du willst. Das Risiko solltest du eingehen. Bei deinen Noten musst du so hart arbeiten, dass du eher an einem Herzinfarkt stirbst, als dass du dir all die schönen Dinge leisten kannst.«

»Das ist ein Argument.«

»Gut. Bleib du hier, und ich melde mich mal bei Onkel Paul. Wenn ihr die nächsten zwei Stunden nichts von mir hört, schaut nach oben. Ich winke dann aus dem Flieger.«

Hellmer ging zum Chemieschrank und holte eine Flasche heraus.
»Traust du dir zu, dir die Injektion selbst zu setzen?«

24.

Richard ging oder besser schlich wie ein Pennäler, der zum Rektor gerufen worden war, den Gang hinunter Richtung Offiziersmesse. Besonders scharf war er nicht auf die Standpauke, die ihm aller Wahrscheinlichkeit nach bevorstand. Vom Geheimdienst des Gastlandes verwiesen zu werden, war eine Sache, dabei aber auch noch in aller Öffentlichkeit gefilmt zu werden, eine andere. Aber wozu hatte er einen ordentlichen Arbeitsvertrag mit großzügigem Kündigungsschutz? Wo war der eigentlich?

»Hi Giuseppe, ist noch Kaffee da?«

»Oh, der zukünftige ehemalige Kollege Boyle. Wie geht es Ihnen? Auf dem Weg zum Scharfrichter?«

»Es hat sich also schon rumgesprochen.«

»Nicht direkt. Hast du nicht den Flieger mit dem Banner im Schlepptau die Küste entlangfliegen sehen?«

»Witzbold. Also, was ist, noch Kaffee da?« Richard schlenderte lustlos auf die Kaffeemaschine zu.

»Jenna, haben wir noch eine Henkersmahlzeit im Kühlraum?«, rief Giuseppe der Köchin zu. »Mr Boyle würde seine jetzt gern einnehmen.«

»Leck mich.« Richard taten die Knochen weh, und er hatte keine Lust mehr, sich weiter dem Gespött der Mannschaft auszusetzen. Er schnappte sich den Becher, den Giuseppe für einen Augenblick aus den Augen gelassen hatte, wollte gerade in Richtung Tür verschwinden, als Giuseppes Hand vorschnellte und Richards Hand mit dem Kaffeebecher packte.

»Alles in Ordnung, Richard?«

»Nein, nichts ist in Ordnung. Ich hab's mal wieder versaut. Ich wollte einfach nur ein paar schöne ruhige Tage mit meiner Familie hier verbringen und stürze alle mitten ins Chaos. Angela wird begeistert sein.«

»Komm her!« Giuseppe zog ihn in eine Ecke des Raums, wo sie ungestört waren.

»Angela kennt dich und liebt dich, wie du bist. Hoffe ich jedenfalls. Du hast einen erstklassigen Job gemacht und dieser Svenja das Leben gerettet. Wenn der dänische Geheimdienst das anders sieht, dann steckt auch was anderes dahinter.«

»Danke für die tröstenden Worte. Vor Paul habe ich ja keine Angst, aber könntest du es Angela erzählen?«

»Kopf hoch! Oder heißt es Kopf ab? Den Unterschied haben sie uns beim Englischunterricht nie erklärt.«

Richard zog die Augenbrauen hoch und wandte sich zum Gehen, als die Köchin aus der Küche rief: »Richard, dein Essen ist angerichtet!« Sie schwenkte dabei das Bordtelefon hin und her.

Zwei Minuten später saß Richard vor seinem Scharfrichter. Zumindest fühlte es sich so an.

»Herzlichen Glückwunsch: USA, Irland, England, Dänemark, die weißen Flecken auf deiner Landkarte dehnen sich rasant aus.«

»Ich ...«

»Du hältst jetzt mal die Klappe. Wir sind verarscht worden.«

»Von wem?« Hoffnung keimte in Richard auf. Pauls Tonfall klang nicht nach einer Predigt.

»Ich hatte einen Anruf von der NSA. Sie wollen, dass du weitermachst. Und zwar genau da, wo du aufgehört hast.«

»Wieso? Und wieso verarscht?«

»Es war von Anfang an, nennen wir es, eine verdeckte Ermittlung.«

»Nicht schon wieder.«

»Doch schon wieder. Und diesmal benimmst du dich.«

»Worum geht's?«

»Das weiß ich noch nicht. Wir sind lediglich angehalten worden, mit unseren Untersuchungen fortzufahren. Was hat Hellmer rausgefunden?«

»Du weißt davon?«

»Natürlich weiß ich davon. Big brother is watching you.« Richard hob die Hand. »Und die Dänen?«

»Werden in Kenntnis gesetzt. Lukas wird dich gleich zu eurem Haus fliegen. Sobald ich mehr weiß, melde ich mich bei dir. Sag Angela, du bist die Leiter runtergefallen. Das erklärt die Schrammen in deinem Gesicht.«

»Und die Presse?«

»Hat sich die NSA bereits drum gekümmert. Die Berichte werden zensiert. Wird denen schmerzlich gefallen sein, aber du bist der Held des Tages. Mit ein bisschen Glück hast du guten Sex heute Nacht.«

»Ich muss unbedingt Svenja Jacobson sprechen.«

»Ich arrangiere das. Das Gute daran, wenn sich die NSA einmisch, ist, dass du deine Eskapaden nur noch unter Aufsicht veranstalten kannst.«

»Wie viel Aufsicht?«

»Viel Aufsicht. Habe ich ihnen zumindest geraten. Schon deiner Familie wegen.«

»Hast du die Jungs deswegen hierhergebracht?«

»Ja und ihr bekommt Personenschutz.«

»Warum sagst du mir nicht, worum es geht?«

»Ich weiß es doch selbst noch nicht. Mir wurde nur gesagt, dass wir etwas entdeckt haben, das von nationalem beziehungsweise internationalem Interesse ist.«

»Den Spruch kennen wir ja schon. Arbeiten wir direkt für die?«

»Nein, wir sollen nur unsere Ergebnisse zur Verfügung stellen. Dafür halten sie ihre schützende Hand über uns. Also

hau nicht gleich jedem etwas auf die Glocke, den du in der Nähe deines Hauses siehst. Diesmal betrifft es nicht dich allein. Ist das klar?«

»Yep.«

Freddy hatte inzwischen Blut geleckt. Er saß hoch konzentriert vor dem Gaschromatografen und wechselte die Probenbehälter.

»Na, Junior? Macht dir dein neuer Job Spaß?«

Freddy drehte sich um, sah Richard durch eine Sonnenbrille an und machte das Peace-Zeichen. »Hey maaan.«

»Die Herkunft lässt sich nicht leugnen«, sagte Hellmer.

»Er ist nur intelligenter.«

»Professor Dr. Dr. Hellmer ist zu Scherzen aufgelegt. Macht Spaß, ausnahmsweise mit einem männlichen Kollegen zu arbeiten, oder?«, stichelte Richard. Er setzte sich an den Computer neben Freddy. »Wie war nochmal der Zugang zu meiner Datenbank, Hellmer?«

»Ihre E-Mail als Benutzer und das Passwort ist
Xrt468Gt74@bgT.«

»So Junior, jetzt zeige ich dir mal ein paar Aufnahmen, die ein Spionagesatellit von dieser Gegend gemacht hat. Vielleicht finden wir dann das Labor, das wir suchen. Wenn man den Satelliten oft genug an der gleichen Stelle vorbeifliegen lässt, kann man Grashalmen beim Wachsen zusehen. Doch viel interessanter als die Echtbilder sind die thermischen Aufnahmen. Mit denen kann man sogar Menschen in geschlossenen Gebäuden lokalisieren.«

»Das habe ich schon in Filmen gesehen. Und wenn wir nichts finden?«

»Bekommst du einen Klappspaten von mir und fängst an zu buddeln. Also, Augen auf !«

»Meinst du, dass da unten noch Menschen leben?«

»Ich hoffe nicht. Wonach wir suchen, ist ein Bunker hier in der Gegend, der nicht mehr offiziell zugänglich ist, in dem aber immer noch Lebewesen wie der gute Fritz anzutreffen sind. Hier, siehst du?«

In einem Bunker unmittelbar an der Stadtgrenze von Løkken waren vereinzelte rote Punkte zu erkennen.

»Wow. Sind das auch Katzen?«

»Käme von der Größe hin. Dazu werfen wir einen Blick auf die Bilder von Vigsø und vergleichen die roten Punkte mal.«

»Genau, da wissen wir ja, dass dort die Katzen sind.«

»Kluges Köpfchen!«, kommentierte Hellmer, der inzwischen hinter die beiden getreten war.

»Hier, die haben die gleiche Größe und die gleiche Wärmeabstrahlung.«

»Wow. Ist das cool.«

»Es geht noch weiter. Wir müssen ja rausfinden, ob es das Labor sein könnte und nicht nur ein Bunker, in dem ein paar Katzen leben.

Im Tagebuch hat Bennet den kurzen Weg zur Arbeit beschrieben. Jetzt werfen wir einen Blick in das Melderegisterarchiv von Løkken, wo die Bennets damals gewohnt haben.«

»Wie wollen Sie denn da rankommen?«, fragte Hellmer.

»NSA.«

»Wieso NSA? Oh nein, schon wieder?«

»Schon wieder. Sie sollten Ihre Daten sichern.«

Ein Blick in das Register bestätigte Richards Vermutung. Er schaute noch mal ins Tagebuch und fand einen Hinweis, dass Thomas jeden Morgen die zwei Kilometer zum Labor mit dem Fahrrad fuhr. Richard griff die Entfernung zwischen dessen Wohnung und dem Haus ab.

»Hab dich.« Er tippte auf das Bild des Hauses auf dem Monitor.

»Dein Vater ist klüger, als ich dachte«, gestand Hellmer, an Freddy gewandt.

»Ich hab mich schon immer gefragt, was der eigentlich macht. Na, dann gute Jagd.«

Es war nicht ganz einfach gewesen, Jackson von dem Kran herunterzubekommen. Nur die Aussicht auf ein Eis in der Kantine verbesserte Richards Verhandlungsspielraum erheblich. Am Ferienhaus angekommen, stand er vor dem nächsten Problem. Aus der Luft hatte er die Patrouillen rund um das Haus sehen können. Er fragte sich nun, ob die dazu da waren, andere am Eindringen in das Haus oder ihn am Verlassen zu hindern. Das würde sich zeigen. Priorität hatte nun, Angela von den möglichen Gefahren abzulenken.

LØKKEN

Nachdem er seine Heldentat ordentlich heruntergespielt hatte, um kein Gemecker zu bekommen, berichtete er Angela von der großen blonden Frau und wie Svenja sich um ihn gekümmert hatte. Eigentlich wollte er darauf hinaus, dass er sich Sorgen um sie machte. Doch soweit kam er nicht mehr.

»Du lässt die Finger von ihr! Ist das klar?«

»Aber ...«

»Kein aber!«

»... ich hab doch gar nichts gemacht.«

»Was meint der Kleine denn, was die große blonde Frau gern mit ihm gemacht hätte?«

»Böse Sachen?«

»Ganz böse Sachen.« Angela setzte sich mit gespreizten Beinen auf Richards Schoß. Durch den dünnen Stoff des Sommerkleides konnte er die Wärme ihres Schoßes spüren. Sie begann langsam sein Hemd aufzuknöpfen.

»Erst sieht sie nach, wie viel Muskeln das Männchen hat.« Sie zog ihm das Hemd ganz aus, lehnte sich ein Stück zurück und betrachtete seinen nackten Oberkörper. Dann legte sie einen Finger auf einen großen Bluterguss, den er sich bei der Landung hinter dem Schreibtisch zugezogen hatte. Ihm wurde heiß.

»Nun prüft sie, wie viel Pain er ertragen kann im Kampf mit dem Säbelzahn tiger, der ihm seine Klauen in die Rippen stößt.«

Sie drückte fest zu, und er krümmte sich vor Schmerz. Gab aber keinen Mucks von sich.

»Wenn das Männchen diesen Test bestanden hat«, sie machte eine Pause und öffnete Knopf und Reißverschluss seiner Jeans, »... schaut sie nach, ob er alles hat, um kräftige, gesunde Nachkommen zu zeugen.«

»Macht die so was?«

»Da kannst du Gift drauf nehmen.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich eine große blonde Frau bin, die sich längst genommen hat, was Svenja nicht haben kann.«

Es war nicht das erste Mal, dass die beiden sich auf der Bank an der Klippenkante liebten. Beide genossen es gleichermaßen. Doch während Angela anschließend sanft im Dünensand einschlummerte,

gaben sich vor Richards Augen die Säbelzahnzange die Klinke in die Hand. Ob Frauen wirklich so dachten? »Mausi«: Er musste dringend Angelas Kosenamen überdenken.

Zu allem Überfluss rief Svenja am kommenden Tag an und hatte prompt Angela am Telefon. Die blieb erstaunlich gelassen.

»Die große blonde Frau!« Angela reichte ihm das Telefon.

»Boyle«, versuchte sich Richard, so förmlich wie möglich zu melden.

»Große blonde Frau?«, fragte Svenja.

»Was kann ich für Sie tun, Mrs Jacobson, wie geht es Ihnen?«

Ein wenig belustigt antwortete Svenja. »Gut und selbst? Oder können Sie nicht reden?«

»Danke der Nachfrage. Ich habe Ihnen gern das Leben gerettet. Meine Frau liebt Helden.« Er sah zu Angela hinüber.

Er hatte das Gefühl, nicht nur zwischen zwei Stühle geraten zu sein, sondern mitten in einem Nussknacker zu hocken, an dem die Damen abwechselnd schraubten.

»Ich habe gehört, dass Sie das Haus gefunden haben, in dem mein Urgroßvater gearbeitet hat.«

»Haben Sie gehört?«

»Ich kann Ihnen helfen. Ich habe selbst ein paar Jahre da gewohnt. Allerdings wüsste ich nicht, dass sich dort ein Labor befindet.«

»Wissen Sie nicht?«, fragte Richard mit skeptischem Unterton. Wenn Geheimdienste im Spiel waren, argwöhnte er überall deren Ohren. Trotz allem konnte die Frau ihm nützlich sein, wenn sie sich dort auskannte. »Gut. Wann können Sie dort sein?«

»Um 21 Uhr?«

»Da darf ich nicht mehr draußen spielen. Geht es nicht früher?«

»Bis dann.« Svenja legte auf.

»Na Richard? Willst du heute Abend mit der großen blonden Frau noch Sandburgen bauen?«

»Ich ...«, weiter kam er nicht.

»Du, Meister, wirst dich hoffentlich daran erinnern, was ich dir gestern gesagt habe.«

»Ich ...«

»Hau ab. Ich kann dich sowieso nicht aufhalten, und wenn du keine Zeugen haben möchtest, die mir von deinen Schandtaten berichten, solltest du unsere Bewacher im Volvo vor dem Haus abschütteln.«

»Okay«, und weg war er.

Es war gar nicht so einfach, mit dem schweren ATV unbemerkt vom Grundstück zu verschwinden. Ihm blieb nur der Weg durch die Dünenrosenhecken – ein dorniges Unterfangen. Wieso heißt das eigentlich Dornröschen? Die Dinger haben doch Stacheln, fluchte Richard.

25.

NØRRE LYNGBY

Die Dunkelheit hatte den Strand bereits eingehüllt, und die Sonne zeichnete einen glutroten Streifen über dem Meer an den Horizont.

Von Svenja war nur ihre Bekleidung, die im Sand lag, zu sehen. Richard sah sich um. Nichts. Er hörte ein leises Plätschern hinter sich im Wasser, drehte sich um und der Anblick, der sich ihm bot, war atemberaubend.

Wie aus einer Davidoff-Werbung für Männer, dachte er und verwarf den Gedanken, anstandshalber wegzusehen und ihr, wie es sich für einen Gentleman gehörte, ein Handtuch zu reichen. Er hatte eben keines dabei. Also verharrte sein Blick unverhohlen auf der wunderschönen Silhouette, die einer Nixe gleich aus dem Wasser emporstieg. Nur schade, dass es schon so dunkel war und Svenja die untergehende Sonne im Rücken hatte. Mit sanft hin und her schwingenden Hüften schritt sie auf ihn zu. Jede einzelne Bewegung drückte den Willen aus, ihn in ihren Bann zu ziehen. Ihr fehlt nur die Schlange um den Hals, dachte er. Dann wäre sie das Pendant zu Salma Hayek in dem Film *From Dusk Till Dawn*.

»Na, Mr Boyle? So spät und ganz allein noch in der Dunkelheit unterwegs?«

Svenjas Absichten schienen eindeutig, und die Reaktion seines Körpers darauf zeichnete sich deutlich im Schritt seiner Jeans ab.

»Sie haben doch nicht vor, mich zu verführen, mir in den Hals zu beißen und mein Blut zu trinken oder?«

»Angst?« Sie blickte unverblümt dorthin, wo es ihm in diesem Moment am peinlichsten war.

Er blickte an sich hinunter. »Nicht, dass ich die Gefahr nicht aufregend fände, aber auf Angst pflegt mein Körper anders zu reagieren.«

Dann stand sie direkt vor ihm. Sie führte ihren Mund ganz nah an sein Ohr heran. »Möchten Sie einen Schluck Tequila?«, hauchte sie lasziv, packte seine Hand und legte sie auf ihre Brust. »So ein Bad im Meer ist die beste Methode, dem geschundenen Leib etwas Gutes zu tun.« Während sie ihm das ins Ohr säuselte, begann sie mit beiden Händen sein Hemd hochzuschieben.

Vor Richards geistigem Auge öffnete sich ein Höhleneingang, vor dem ein Säbelzahn tiger lauerte. »Finger weg! Ich werde in ein paar Tagen heiraten. Kann ich also bitte meine Hand wieder haben?«

Sie ließ abrupt seine Hand fallen, trat einen Schritt zurück und begann ihre Haare auszuwringen.

»Fisher hatte recht. Sie sind ein aufrichtiger Kerl. Verzeihen Sie mir den Test. Wenn Sie sich jetzt bitte umdrehen würden.«

»Ich denke gar nicht daran. Fisher hat mir nämlich erzählt, Sie seien eine fürchterlich schamlose Frau.« Er drehte sich um.

Richard war bereits in den Keller des Hauses hinuntergegangen und drehte die Ausdrücke der Falschfarbendarstellung von der Wärmebildkamera des Satelliten hin und her, um sich orientieren zu können. Die Umrisse des Gebäudes waren gut zu erkennen, da das Mauerwerk die Wärme speicherte. Eine Wand strahlte in einem kräftigen Rot. Er schaute auf Datum und Uhrzeit der Aufnahmen. Das musste Süden sein. Der Gang mit den Tieren verlief Richtung Norden. Er dreht sich um und stand vor einem alten Weinregal.

Er leuchtete in die Fächer und tatsächlich, das helle Grau einer Bunkertür hob sich deutlich von der weiß gekalkten Wand ab. Er klopfte gegen das Holz. Es schien ziemlich feucht und war an einigen Stellen schon am Vermodern. Er legte die Aufnahmen in eines der Regalfächer, packte mit beiden Händen die Seitenwand und wollte das Regal mit einem heftigen Ruck von der Wand ziehen. Unter lautem Poltern brach die gesamte Konstruktion in sich zusammen, und er musste beiseite springen, um nicht von den Flaschen, die in der oberen Regalreihe lagerten, erschlagen zu werden. Eine der Flaschen fing er gerade eben noch auf. Der Rest zerschellte unter lautem Klirren auf dem Boden.

»Richard? Alles in Ordnung da unten?«

»Ja! Sind Sie angezogen?«

»Nein.«

»Dann kommen Sie runter.«

Svenja stieg langsam die knarrenden Stufen herunter.

»Es ist angerichtet für eine Weinprobe.« Er drehte die Flasche in der Hand und sah auf das Etikett: »Wurde ganz in der Nähe angebaut. Ein 1941er *Madeleine Angevine*.«

»Haben Sie ein Problem mit Regalen? Meins im Büro haben Sie auch schon kaputtgemacht.«

»Sehr komisch. Halten Sie mal, den gönnen wir uns, wenn wir fündig geworden sind.«

Er räumte die Holztrümmer beiseite und griff nach dem schweren Hebel, der die stählerne Tür verriegelte. Über siebzig Jahre war die Tür nicht geöffnet worden. Ein mulmiges Gefühl stellte sich in seiner Magengegend ein.

»Sind Sie sicher, dass Sie das tun wollen?«

»Nein.«

Er zog an dem Hebel. Doch auch hier schien der Rost über die Jahre die Tür verschweißt zu haben.

»Na? Nicht gut gefrühstückt?«, lästerte Svenja. »Soll ich mal?«

Richard spürte, wie ihm das Blut in den Kopf stieg.

»Kleinen Moment«, sagte er und verschwand im Nebenraum, der als Werkstatt gedient hatte. Er kam mit einem riesigen Vorschlaghammer zurück und baute sich vor der Tür auf.

Er holte ein paarmal kräftig aus und knallte das schwere Eisen so lange rund um den Hebel gegen die Tür, bis der Stiel brach.

Sie lachte. »Männer! Wenn Sie jetzt noch das Hemd ausziehen und ihren stahlharten Körper mit Dreck beschmieren, werde ich nicht mehr an mich halten können.«

Die Frau konnte einfach nicht die Klappe halten. Zur Ablenkung begann er zu singen: »Working in a coalmine, goin' down down down ...«

»Nun singt er auch noch.«

Richard pfefferte den Hammerstiel in die Ecke.

»Warum müsst ihr Kerle immer alles mit roher Gewalt versuchen?« Sie ließ ihn stehen, ging nach nebenan, wühlte eine Weile in den Schubladen des Werkzeugschranks und kam mit einer Dose *Caramba* zurück.

»Das war ein Frauenhaushalt, Mr Boyle, und hiermit pflegen wir Frauen alles lockerzumachen, was sich gegen unser Ansinnen wehrt.«

Er griff nach der Dose, sprühte den Rostlöser in den Mechanismus und schnappte sich anschließend die Flasche Wein. Damit konnten sie sich die Wartezeit verkürzen, die der Rostlöser brauchte, um seine Wirkung zu entfalten.

Nach fünfzehn Minuten war der Wein geleert und Richard griff nach dem Hebel. Er riss so kräftig daran, dass er, als dieser nachgab, er durch seinen eigenen Schwung nach hinten stolperte und auf dem Hintern landete.

»Auch eine Spezialität von Ihnen, oder?«

Sie griff nach dem Hebel, um die Tür aufzuziehen.

»Nicht aufmachen!«, rief er. Zu spät. Er hatte das metallische Klicken deutlich gehört und begann sofort im Kopf mitzuzählen: einundzwanzig, zweiundzwanzig, bei dreiundzwanzig hatte er sich bereits wieder aufgerappelt und warf sich mit einer einzigen Bewegung gegen die Tür und Svenja beiseite.

»Aua, Sie Rüpel!«

Ein ohrenbetäubender Knall hallte durch den Keller. Die Tür flog auf, und Richard, der immer noch davorgestanden hatte, wurde quer durch den Raum geschleudert.

»Und nun sitzt er wieder«, hörte er Svenja durch die Staubschwaden sagen. »Alles in Ordnung? Was war das denn?«

»Im Handbuch für Grabschänder nennt man so was Sprengfalle. Und bitte, nichts mehr anfassen.«

Als sich der Rauch verzogen hatte, betraten die beiden den Raum. Der war leer, eine Luftschleuse. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich eine weitere Stahltür mit einem großen Türspion aus Glas. Richard wischte den Staub ab und leuchtete mit der Taschenlampe hindurch.

»Ich will auch mal sehen«, kam es ungeduldig von hinten.

»Da gibt es nicht viel zu sehen, ein endloser Gang«, antwortete er.

Die Tür ließ sich ohne Probleme öffnen. Sie folgten dem Gewölbe, und ihm fielen die in den Beton eingelassenen Sprengkammern in den Seitenwänden auf. Wahrscheinlich war man hier auf einen möglichen Unfall mit dem Gas, der in Vigsø eingetreten war, eingerichtet. Die Sprengladungen waren noch vorhanden und womöglich noch scharf. Drähte führten an der Decke entlang. Wahrscheinlich zu einem Kommandobunker.

»Das ist unheimlich. Ich will hier wieder raus. Ich habe das Gefühl, ich trete ständig in Hundescheiße.«

»Katzenscheiße«, antwortete er.

»Katzenscheiße?«

»Ja. Seien Sie froh. Damit sinkt die Chance, dass Sie von Mäusen zerfleischt werden.«

»Hören Sie auf. Was meinen Sie, wo führt der Gang hin?«

»Der Länge nach müssten wir bald in Nørre Lyngby bei dem alten Hof angekommen sein.«

»Hoffentlich. Ich habe Angst.«

Er sprang über seinen Schatten und ergriff ihre Hand.

»Sehen Sie. Da ist das Ende.«

Diesmal stand die Tür einen Spalt weit offen. Sie hatten das Labor gefunden. Dem Aufbau nach war es ein Typ 638, ein Sanitätsbunker. Es gab einen Operationsraum und zwei Krankenzimmer, von dem eines zu einem Labor umfunktioniert worden war. Alles schien unberührt. In den immer noch bezogenen Krankbetten waren deutlich die Lagerstätten zu erkennen, in denen die Katzen schliefen, die Richard auf den Wärmebildaufnahmen entdeckt hatte. Er legte die Hand darauf. Sie waren noch warm. Zu sehen war allerdings nichts von den Tieren.

Er öffnete die Tür eines der Vorratsräume rechts vom Eingang. Er wich automatisch ein Stück zurück, als er im Taschenlampenschein erkannte, was er vor sich hatte. Ihm bot sich ein grausiges Bild. In Käfigen lagen die Überreste von mindestens zwei Dutzend Versuchstieren. Er schloss die Tür wieder und bedeutete Svenja, da nicht reinzugehen.

Die Versuchsvorrichtungen waren leer. Wenn sich dort einmal Flüssigkeiten in den Erlenmeyerkolben, Destillierbrücken und Extraktionsapparaten befunden haben sollten, waren diese längst verdunstet. Die beiden Gasschleusen waren erheblich aufwendiger konstruiert, als er es bisher in Büchern gesehen hatte. Kein Wunder, bei dem, was hier einmal hergestellt werden sollte.

Im Behandlungsraum befand sich eine Arbeitsecke mit einem kleinen Schreibtisch. Er stöberte in den angestaubten Unterlagen herum. Nichts. Mit einem Brieföffner brach er die Schreibtischtür auf. Darin wurde er fündig. Die fein säuberlich geführten Protokollhefte von Thomas Bennet. Daneben stand eine verstaubte Enigma. Auf den ersten Blick sah es so aus, als wären die Einstellungen die gleichen wie auf Svenjas Maschine. Perfekt! Wo war die eigentlich?, fragte sich Richard.

Svenja hatte es nicht lassen können und die Tür von einem weiteren Abstellraum geöffnet. Nach Fassung ringend, starrte sie auf die mumifizierten Reste dreier Männer in Doppelstockbetten, die die Experimente ihres Großvaters nicht überlebt hatten.

Richard legte seine Hand auf ihre Schulter. »Kommen Sie, Svenja. Da können sich andere drum kümmern. Ich habe alles, was ich

brauche. Irgendwas sagt mir, dass wir hier verschwinden sollten.«

»Okay, ich komme.« Sie wischte sich Tränen aus dem Gesicht. »Ich habe ja noch Sie. Oder?« Die alte schelmische Fröhlichkeit kehrte in ihre Augen zurück.

»Was geschieht jetzt damit?«, fragte sie und deutete auf den Seesack.

»Ich werde die Texte erst mal übersetzen.«

Sie fuhr ihm durch das Haar. »Lassen Sie uns nach oben gehen. Mir ist hier unheimlich. Und kalt.« Sie schmiegte sich an ihn.

Diesmal ließ er die Annäherung zu und schloss sie für einen Moment in die Arme. Sie zitterte.

»Wir sollten zurückgehen. Ich glaube, ich habe eine Abkürzung gefunden.«

Durch einen Abzug in der Decke gelangten sie in einen Geschützbunker, den Richard vom Strand aus gesehen hatte.

Er spürte eine leichte Vibration unter seinen Füßen.

»Haben Sie das gespürt?«

»Was?«, fragte Svenja, während sie an einem abgebrochenen Fingernagel pulte. »Scheiße, auch das noch.«

Draußen war ein Rumpeln wie von einer Lawine zu hören.

»Nichts wie raus hier. Die ...« weiter kam er nicht, als sich der Boden unter seinen Füßen schlagartig neigte, er ins Straucheln geriet und sich gerade eben noch an der Wand abstützen konnte, um nicht zu stürzen. Svenja, die völlig überrascht wurde, stolperte durch den Raum, direkt in seine Arme.

»Man soll nicht trennen, was zusammengehört«, hauchte sie ihm ins Gesicht. Bevor er etwas darauf erwidern konnte,

setzte sich der gesamte Bunker in Bewegung und rauschte die Böschung der Steilküste hinunter. Anstatt jedoch hart auf dem Strand aufzuschlagen, glitt er in einer wogenden Bewegung aus. Nachdem das Meer fast siebzig Jahre an der Steilküste genagt hatte, reichte das Gewicht der zwei aus, den massiven Stahlbetonbunker aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Die beiden sahen sich verdutzt an. Richard löste sich aus der Umarmung.

»Wir sollten hier verschwinden.«

Hockend schlitterten sie auf den Schuhsohlen in den nächsten Raum, den Geschützraum. Sie nahmen dabei so viel Fahrt auf, dass sie durch die Öffnung, wo einst das Geschütz montiert war, sausten, im weichen Sand landeten und den Hang hinunterpurzelten. Richard

war sofort wieder auf den Beinen und stapfte die letzten Meter noch einmal hinauf, um den Seesack aufzusammeln. Ein Blick auf die Abbruchkante verriet ihm, dass das Labor immer noch unter der Oberfläche verborgen war. Nur einige abgerissene Rohrleitungen und Kabelschächte ließen vermuten, dass sich unter dem Sand ein weiteres Gebäude befand. Er tastete nach seinem Telefon und rief Giuseppe an, damit sie den Bereich sofort zum Sperrgebiet erklären lassen konnten.

»Junge, Junge. Sie sind aber dienstbeflissen. Wie können Sie nach so einem Abgang so ruhig bleiben?«

»Reine Routine. Wo steht Ihr Wagen?« Richard marschierte los.

»Oben beim *Crow's Nest Inn*. Hey, warten Sie. Wollen wir nicht mal darüber reden, was eben passiert ist?«

»Nein.« Richard hatte die Spielchen satt und drehte den Spieß um. Jetzt hatte er, was er wollte.

Als sie ankamen, klang Countrymusik aus dem kleinen Restaurant. Es war Samstag Abend, und der Laden quoll über von durstigen Einheimischen und Ferienhausbewohnern, die ihren Sonnenbrand von innen mit einem kalten Tuborg Bier kühlten. Zwei Musiker mit Gitarren hingegen setzten alles daran, die Stimmung ordentlich aufzuheizen. Und es gelang ihnen. Svenja begann, kaum dass sie das Etablissement betreten hatte, zu tanzen.

Das *Crow's Nest Inn* war eine abgehalfterte Spelunke, die sich hinter dem Namen, der aus dem Film *Der Sturm* entliehen war, und seiner schönen Lage direkt über den Klippen versteckte.

War der Tag heiß gewesen, herrschte in dem Anbau eine Gluthitze, die der selbstgebaute Grill noch verschärfte. Ein Garant für einen ordentlichen Getränkeumsatz.

Richard saß im vorderen Bereich und betrachtete die Bilder historischer Segler, die an den Vorbesitzer und Zeiten erinnerten, als hier Gemütlichkeit vor Umsatz ging. Da gab es noch anständige Tische und Stühle, an denen einst die alten Fischer im Winter Karten spielten, Grog tranken und darauf warteten, dass das Eis brach, um wieder hinausfahren zu können. Der hintere Bereich der Kneipe bestand hingegen aus mehr Tresen als aus Sitzgelegenheiten. Die Gäste saßen auf einfachen Bänken an Campingtischen, wo ihnen köstlich zubereitetes Fleisch und Fisch des »Musikbuffets« für zweihundert Kronen serviert wurde. Das Essen war gut, das Bier kalt, die Musik erträglich, und alle schienen zufrieden.

Eine Bühne gab es nicht für die Band. Doch das konnte die Musiker aus Dublin und anderer Herren Länder nicht davon abhalten, auf dem *Irish Folk Festival* mit kräftiger Stimme und zu den Klängen akustischer Gitarren irisches Liedgut zu trällern, wie es das Plakat an der Wand versprach. Mit lallendem Unterton schmetterten sie die Songs in einer Art und Weise, wie es nur Tuborg Bier möglich machte. Man musste schon genau hinhören und einmal in Irland gewesen sein, um ihn von dem Ton unterscheiden zu können, den Guinness hervorrief. Die Tanzfläche entstand spontan, wenn die Musik entsprechend mitreißend oder die Gäste hinreichend betrunken waren.

Svenja klappte einem der Musiker den Cowboyhut vom Kopf und sah damit unwiderstehlich aus. Sie hatte prompt die volle Aufmerksamkeit aller männlichen Gäste. Sie schien sich zu amüsieren. Gut so.

Richard machte sich aus dem Staub und ging den Weg zum Strand hinunter, wo er sein ATV abgestellt hatte. Er startete den Motor, ließ die Räder durchdrehen und jagte davon. Nach einigen hundert Metern erregten zwei Paraglider am Nachthimmel seine Aufmerksamkeit. Was machten die denn hier im Dunkeln?

Wie riesige Greifvögel glitten sie die Dünenkante entlang, nicht minder elegant wie die Sturmmöwen, die mit wenigen, kräftigen Flügelschlägen den vermeintlichen Jägern zu entkommen versuchten, nur um hinter ihnen beizudrehen und sie aus sicherem Abstand neugierig zu beäugen.

Nachdem er ausgiebig beobachtet hatte, wie die »Piloten« die Schirme an den Zugleinen steuerten, wollte er nun wissen, wie schnell sie waren. Als er die Bunkeranlagen am Strand bei Løkken passierte, fielen ihm zwei Männer in einem schwarzen Mercedes auf. Die passten hier ungefähr so gut hin wie er auf einen Golfplatz.

26.

AALBORG

Wie geht es ihm? «, hörte Richard Angela die Nachtschwester auf der Intensivstation fragen. »Ist er ansprechbar?«

»Versuchen Sie es. Wir haben ihn so gut es ging versorgt, sauber

und hübsch gemacht. Der sah ja aus, als hätte ihn jemand durch einen Betonmischer gedreht. Die Jacke zerfetzt, die Hose haben wir ihm vom Leib schneiden müssen, und der Helm ist in der Mitte gespalten. Liegt auf der Fensterbank. Dass er sich überhaupt noch rührt, grenzt an ein Wunder.«

»Ich danke Ihnen.«

Angela lächelte die Ärztin unsicher an, schob den Mundschutz vor das Gesicht, setzte sich vorsichtig auf die Bettkante und griff nach Richards Hand. Seine Augen waren geschlossen. Sein Atem ging ruhig und langsam. Die Haare wuselig, die Lippen zu einem schelmischen Lächeln gespannt, flitzten die Augen unter den Lidern hin und her. So machte er einen ganz zufriedenen Eindruck, wie er da in die weiße Bettwäsche eingekuschelt lag. Aber wie immer schien sein rastloser Geist auch jetzt nicht zur Ruhe zu kommen.

Sie betastete die Abschürfungen an seiner Stirn, als sie jemanden hinter sich den Raum betreten hörte. Es war Giuseppe mit einem Kaffeebecher in der Hand. Angela stand auf und nahm ihn zur Begrüßung in die Arme.

»Was ist passiert? Was habt ihr beiden wieder angestellt?« Sie knuffte Giuseppe freundschaftlich gegen die Brust.

»Ich war nicht dabei. Ich hab ihn nur aufgesammelt.«

Er blickte in Richards Richtung. »Mach dir keine Sorgen um den. Nur ein paar gebrochene Rippen, Schrammen und eine kleine Blutung im Kopf.«

Angela wurde schwindelig. »Blutung im Kopf ?«

»Davon wird er schon nicht dümmer.«

»Aber wahrscheinlich auch nicht klüger«, antwortete sie.

»Der Chefarzt sagte mir, die Blutung befindet sich zwischen Schädeldecke und Hirnhaut. Solange er sich in den nächsten Tagen nicht prügelt, sollte es bald verheilt sein. Sie wollen ihn ein Weilchen zur Beobachtung hierbehalten.«

»Wollen sie? Ich bin gespannt, was er dazu sagt, wenn er aufwacht.«

Richard öffnete die Augen. Er blinzelte einige Male und setzte, als er Angela erkannte, ein breites Grinsen auf.

»Aua.«

»Das ist alles, was du zu sagen hast?«

»Ich versuch's noch mal: Ich war's nicht?«

»Auch falsch.«

»Ich mach das nie wieder?«

»Schon besser.«

»Verstehe einer euch Blondinen. Da liege ich hier halb tot in meinem eigenen Blut und soll mich dafür auch noch rechtfertigen.«

»Du bist nicht halb tot, sondern hast ein paar Schrammen und gebrochene Rippen, die wahrscheinlich schneller verheilen als die Ohrfeigen, die ich dir verpasse, wenn du hier wieder raus bist.«

»Was für ein böser Junge«, äffte Giuseppe Angela nach. Richard streckte die Arme Giuseppe entgegen. »Mein Lebensretter, mein Held!«

Angela sah die beiden Männer abwechselnd an und neigte den Kopf zur Seite. »Soll ich euch zwei Süßen einen Moment allein lassen? Mach ich gern. Oder besser: Erzählt mir dochendlich mal, was passiert ist.«

»Ich weiß nur noch, dass ich gerade das Visier von meinem Helm runterklappen wollte. Als Nächstes erinnere ich mich an einen wunderschönen Engel mit goldenem Haar, der liebevoll Weisen sang und mich in eine weiche Schlafstatt aus Wolken locken wollte ...«

»Richard!«

Bevor Richard sich weiter aufs Glatteis begeben konnte, schaltete sich Giuseppe ein. »Er ist in den Bunkieranlagen auf die Schnauze gefallen. Die Maschine ist ihm dabei auf die Birne geknallt. Wenn Cunningham sieht, was du aus dem nagelneuen Institutsvehikel gemacht hast, wird er es dir vom Taschengeld abziehen.«

»Das ist genau der richtige Begriff für die Bezahlung, die ich erhalte. Hast du meinen Seesack?«

»Ja, ist schon alles im Labor. Ich sag es ungern, aber wahrscheinlich hattest du wieder recht. Nur wenn du nicht besser aufpasst, tanzen wir eher auf deiner Beerdigung als mit Blümchen im Haar durch die Dünen auf deiner Hochzeit.«

»Hochzeit?«, fragte Angela und blickte abwechselnd zwischen den beiden Männern hin und her.

»Ups, ich muss dann mal«, versuchte sich Giuseppe aus der Affäre zu ziehen, als er Richards heimliches Kopfschütteln bemerkte.

Angelas Kopf schnellte wieder zu Richard herum. Sie holte tief Luft. Richard zog die Decke ein wenig höher und setzte schon einmal seinen Dackelblick auf. Bevor sich der zu erwartende Wortschwall über ihn ergießen konnte, jammerte er: »Ich kann es erklären, Mausi.«

»Was?«

»Ich geh dann mal«, warf Giuseppe ein.

»Du bleibst gefälligst hier. Ich brauche einen Zeugen.«

Einige Minuten später rauschte Angela wutentbrannt aus dem Zimmer. Richard schaute wortlos dabei zu, wie sich Angela den Kittel und den Mundschutz vom Körper riss und der Nachtschwester in den Schoß warf. Glücklicherweise war zu dieser Zeit niemand im Gang, der sich ihr in den Weg hätte stellen können.

Die letzten Sätze schmetterte sie in einer Lautstärke hinaus, dass man sie auch jenseits der Mauern des Krankenhauses noch hören konnte.

»Wenn der Spinner glaubt, dass ich ihn heirate, ist er verdammt schief gewickelt. Ich will einen Mann fürs Leben und keinen potenziellen Selbstmörder.«

»Hast du es ihr nicht erzählt?«, fragte Giuseppe.

»Wonach hört es sich an? Bin noch nicht dazu gekommen.«

»Nicht dazu gekommen?« Giuseppe schüttelte den Kopf.

»Ich treffe mich die Tage mit der Standesbeamtin, und dann suchen wir uns ein schönes Plätzchen für die Zeremonie aus. So ist der Plan.«

»Darf ich dich korrigieren, Meister? Wenn Angela den nicht in ihrem roten Büchlein exakt so notiert hat, hast du keinen Plan, sondern ein Problem.«

»Lass mich in Ruhe. Ich bin krank.« Einige Sekunden herrschte Stille.

»Ich wollte sie überraschen. Ich habe alles mit den Kindern vorbereitet. Fast alles ...«

»Ha!«, stieß Giuseppe aus. »Das wird ja immer besser. Wie hast du dir das vorgestellt? Morgens nach dem Frühstück sagst du ihr: Darling steig mal aus der Jogginghose, gleich kommt der Pastor und wir heiraten?«

Richard verzog vor Schmerz das Gesicht.

»Wenn du dich dein Leben lang so dämlich angestellt hast, ist es kein Wunder, dass dir deine Ex abgehauen ist.«

Richard schoss hoch und versuchte, Giuseppe einen linken Haken zu verpassen. Giuseppe wich geschickt zurück.

»Hey, hey, hey, da steckt ja doch noch Saft in dem alten Mann.«

Ein stechender Schmerz schoss durch Richards linke Gesichtshälfte, und ihm wurde schwarz vor Augen. Als er aus dem Bett zu kippen drohte, fing Giuseppe ihn auf und legte ihn behutsam zurück auf das

Kissen.

»Mach mal Pause, mein Guter, und schlaf ein wenig. Morgen komme ich wieder, und dann machen wir einen Plan.«

»Danke, Giuseppe.«

Richard schloss die Augen und erinnerte sich daran, wie er Angela den Heiratsantrag gemacht hatte. Auf dem Empire State Building in New York. Ein Klassiker. Die Entscheidung, dies zu tun, war irgendwo zwischen dem 86. und 102. Stockwerk gefallen. Das war Spontaneität. Die Liebe brauchte keinen Plan.

Damals pfiff ihm allerdings auch ein kalter Wind um die Ohren. Als er auf die Knie sank und ihr einen Heiratsantrag machte, war er der Einzige, dem in dieser zugigen Umgebung heiß war. Noch bevor sie antwortete, fragte er sich, wie man mit zweiundvierzig Jahren noch so weiche Knie bekommen konnte.

Und sie hatte sich ganz schön Zeit gelassen. Es müssen quälende zwei Sekunden gewesen sein. Was ihr in dem Moment wohl alles durch den Kopf geschossen war? Richard jedenfalls hatte richtig Maleschen, dass sie Nein sagen könnte. Doch damit hatte er sein Pulver noch nicht verschossen. Nein! Die Erinnerung daran, wie er alle Register gezogen hatte, ließ ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht huschen. Natürlich hatte er keinen Ring dabei, und so eilten sie los, Verlobungsringe bei Tiffany zu kaufen, und steckten sich die am Brunnen vor der Metropolitan Opera auf. So ging das. Ein Plan. Pah!

Am nächsten Tag fühlte sich Richard wieder fit und ließ sich sein Notebook und seine Notizen ins Krankenhaus bringen. Die Zeit, die er aus seiner Sicht völlig unnötig im Krankenhaus verbringen sollte, wollte er wenigstens dazu nutzen, die Umstände des Unterganges der *Britta* zu recherchieren.

Nach dem Gespräch in Hellmers Labor hatte er immer wieder über den Fischkutter nachdenken müssen. Nach zwei Tagen wurde er endlich fündig. Es war eine Randnotiz in einem Artikel über die Gefahren von Munitionsverklappung in der Nordsee. Darin wurde ein junger Seemann erwähnt, der mit schweren Verätzungen der Atemwege, vermutlich verursacht durch Senfgas, seit Monaten im Krankenhaus von Aalborg lag. Er hieß Martin Matson. Das war doch die Gelegenheit, mal etwas Abwechslung in den tristen Krankenhausalltag zu bringen.

Richard entfernte die Kabelage von seinen Armen und sprang aus

dem Bett. Zu forsch, wie ihm seine gebrochenen Rippen mitteilten. Vorsichtig lugte er nach links und rechts den Flur hinunter. Der Stationsdrachen, der offenkundig von Angela bestochen wurde, um ihn ans Bett zu fesseln, war nicht an seinem Platz. In den Krankenunterlagen fand er, wonach er suchte. Matson lag nur drei Zimmer weiter.

Nur das Pumpen des Beatmungsgerätes, das den armen Kerl unter dem Sauerstoffzelt am Leben hielt, war in dem Raum zu vernehmen.

»Matson?« Richard bekam keine Antwort. Die Augen des Jungen waren verbunden. Durch die Zwangsbeatmung, die gleichmäßig seinen Brustkorb hob und senkte, war nicht zu erkennen, ob er wach war oder schlief.

»Wer sind Sie?« Matsons Stimme war schwach.

»Mein Name ist Richard Boyle.«

»Ich kenne Sie nicht.«

»Ich arbeite an der Aufklärung Ihres Falles. Ich bin Wissenschaftler. Können Sie mir von dem Vorfall auf der *Britta* berichten?«

Matson erzählte Richard, was er an Bord der *Britta* erlebt hatte. Der Bericht kam stockend, und Richard musste ihm einige Male ein Glas Wasser reichen. Er konnte sich kaum an mehr erinnern als an die heftigen Schläge auf beziehungsweise in seinen Rücken, an eine Detonation und daran, wie er durch das Loch im Rumpf an die Oberfläche gestiegen war.

»Na, Mr Boyle, was treiben Sie sich denn hier herum? Dürfen wir denn schon das Bett verlassen?«, wurden sie von der Krankenschwester unterbrochen. Matsons Kopf sackte auf die Seite, er war erschöpft.

»Ich schon, und Sie?«

Die Schwester übergang den uralten Witz.

»Was ist mit seinen Augen?«

Sie warf einen Blick in den Krankenbericht am Fußende des Bettes. »Wir wissen es nicht. Hier steht: *Verätzung der Cornea*. Ich weiß nicht, was das heißt.«

Richard wurde nachdenklich. »Eine Verätzung der Hornhaut«, brummelte er vor sich hin.

»Sind Sie Arzt?«

»Nein.«

Matson stammelte etwas.

»Wie bitte?«, fragte Richard.

»Die Motoren, sie dröhnen in meinen Ohren, warum fahren die weg?
? Ich ertrinke doch ...«

»Wer?«, fragte Richard.

»Die auf dem Rennboot.«

Dann schwieg Matson. Richard wandte sich zum Gehen, als Overgaard auf einmal vor ihm stand. »Was machen Sie denn hier?«

»Das frage ich Sie. Ich wollte nachsehen, wie es dem Jungen geht und ob ich etwas für ihn tun kann.«

»Aus reiner Barmherzigkeit nehme ich an.«

»Nein. Wir haben Taucher da rausgeschickt und die anderen Männer geborgen.«

»Und? Haben es Ihre Männer diesmal überlebt?« Richard schmerzten die Rippen, und er bekam richtig schlechte Laune, die er unverhohlen an Overgaard ausließ. Der ließ sich aber nicht provozieren.

»Sie sind ein Zyniker, wie er im Buche steht. Wir konnten den Kapitän und zwei weitere Matrosen von dem gesunkenen Fischerboot bergen. Sieht alles danach aus, als wären die auf eine Mine gelaufen. Die Schäden am Rumpf sind gewaltig.«

»Quatsch!«

»Sie ...«

»Nein, Sie versuchen mich wieder für dumm zu verkaufen. Das stinkt mir. Die *Britta* liegt in einer Abwrackwerft in Hanstholm und nicht auf dem Meeresgrund. Und das bereits seit vielen Wochen.«

Overgaard schwieg.

»Warum legen Sie nicht endlich die Karten auf den Tisch?«

»Warum denn so empfindlich, Mr Boyle?«

»Weil es bereits fünf Tote gibt, und Sie spielen mit mir blinde Kuh, während da draußen Menschen sterben. Und welcher Idiot hat eigentlich die Pressekonferenz zu meinem Unfall einberufen?«

»Woher wissen Sie davon?«

»Fernsehen? Kennen Sie das?«

»Das war ich.«

»Und wieso?«

»Weil ich glaube, dass die Öffentlichkeit ein Recht hat zu erfahren, was hier vor sich geht.«

»Blödsinn. Das wissen Sie doch selbst nicht. Übermorgen interessiert sich keine Sau mehr dafür, und den Leuten ist es wichtiger, ob das Wasser der Nordsee Badetemperatur hat. Egal. Wie sind die anderen Seeleute gestorben?«

»Es sieht danach aus, als wären sie ertrunken.«

»Ertrunken?«, fragte Richard mit hämischem Unterton.

»Waren die gefesselt, oder warum finden die nicht den Weg aus ihrem eigenen Schiff ? Die ertrinken doch nicht einfach so. Genauso wenig, wie die Taucher einfach so in die Luft fliegen.«

»Natürlich nicht. Seit wann ist der Junge wach, und was hat er Ihnen erzählt?«

Richard würde einen Teufel tun, sich dem Mann anzuvertrauen, bevor er nicht wusste, was hier gespielt wurde.

»Sieht der wach aus?« Richard lächelte dümmlich.

»Entschuldigung ?« Die Schwester quetschte sich, sichtlich verunsichert, durch die Tür an den beiden Männern vorbei. »Ich hole jetzt den Chefarzt.«

»Wenn Sie mir nicht auf der Stelle sagen, was hier los ist, latsche ich auf die Pressekonferenz und übe mich in noch mehr Zynismus. Glauben Sie mir. Ich kann das noch viel besser und vor allem viel lauter.«

»Schon gut, schon gut. Geben sie mir vierundzwanzig Stunden. Dann untersuchen wir die Leichen der Marinetaucher. Unsere Pathologen in Esbjerg ...«, weiter kam er nicht.

Richard schob sich ganz nah an Overgaards Gesicht. »Sie haben zwölf Stunden, und ich leihe Ihnen unseren Dr. Hellmer aus. Der braucht eine Stunde. Alles klar?«

Als der Chefarzt den Gang hinuntergeeilt kam, hatte Richard bereits seinen Seesack gepackt und war im Begriff zu gehen.

»Mr Boyle, was ist hier los? Wo wollen Sie hin?«

»Ich bin wieder gesund, vielen Dank für alles.«

»Aber ...«

»Nichts aber. Danke für alles.«

Richard stapfte wutschnaubend zurück in sein Krankenzimmer, riss die Schranktür auf und zog sich hastig seine Sachen an. »Schluss jetzt«, brüllte er die Schwester und den Arzt an, die sich in der Tür postiert hatten. »Rufen Sie mir bitte ein Taxi. Sie werden auf meine werte Gesellschaft verzichten müssen.«

»Aber Ihre Frau ...«

»Nichts aber. Kannst ja petzen.«

»... und Ihr Chef hat gesagt ...«

»Hat gesagt, hat gesagt. Das kann er mir selbst sagen.

Da fahre ich jetzt nämlich hin. Zufrieden? Sie haben doch bestimmt einen von diesen Zetteln, den man unterschreiben muss? Oder?«

»Was für einen Zettel?«

»Na diesen Wisch, den jedes Krankenhaus einem unter die Nase hält, wenn man flüchtet.«

Nach Erledigung der ihm vertrauten Formalitäten nahm sich Richard ein Taxi. Unterwegs rief er Cunningham an und berichtete ihm, was Overgaard ihm zu verkaufen versucht hatte.

»Meinst du nicht, dass die auch mal recht haben könnten?«, fragte Cunningham.

»Mir kann doch keiner im Ernst erzählen, dass unter der *Britta* auf dem Meeresgrund eine Munitionskiste hochgegangen und eine der Kugeln an die Oberfläche aufgestiegen ist, sich ihren Weg in den Maschinenraum suchte, freundlich an das Schott anklopfte, bis ihr geöffnet wurde, wartete bis Matson sich wieder in die Bilge legte, nachdem er zwei seiner Kumpels herbeigerufen hat, bevor sie sich dann in der Lunge dieses armen Teufels einnistete. Das war doch nicht das Kennedy-Attentat.«

»Was hat der Junge dir erzählt?«

»Er kann sich an nichts erinnern, was auf dem Boot vorgefallen ist. Durch die Sprengung, die das Schiff auf den Meeresgrund geschickt hat, ist ein Loch im Schiffsrumpf entstanden. Matson ist durch das kalte Wasser zu Bewusstsein gekommen, mit letzter Kraft aufgetaucht und hat sich an der Oberfläche eine automatische Schwimmweste geschnappt. Dann ist er wieder bewusstlos geworden.«

»Was ist mit seinen Augen?«

»Konnten die mir im Krankenhaus auch nicht sagen. Aber ich habe da so eine Vermutung. Irgendwie passt die Geschichte in das Bild über den Kampfstoff, den Hellmer gefunden hat. Wir wissen ja jetzt, dass in dieser Gegend damit herumexperimentiert wurde.«

»Okay, Richard. Das reicht mir an Information. Ich übernehme die Verantwortung, und du findest endlich raus, wie das passiert ist, damit das unseren eigenen Leuten nicht widerfährt. Das hier ist kein Routineeinsatz mehr. Die Sicherheit meiner Crew hat absoluten Vorrang. Du hast freie Bahn. Von meiner Seite.«

»Was heißt das?«

»Bring mich nicht in Verlegenheit. Was ich nicht weiß, ... Du weißt schon. Und schaff deine Familie aus dem Schussfeld. Ich möchte keinen von denen im Krankenhaus besuchen oder auf dem Weg ins Leichenschauhaus begleiten müssen. Also such dir einen Standesbeamten, heirate deine Angela und setz sie alle in den

nächsten Flieger nach Hause.« Damit war das Telefonat beendet.

Angela war erwartungsgemäß nicht begeistert von Richards Ausbruch aus dem Hospital. Doch als er ihr die Umstände schilderte, konnte er ihr ansehen, dass sie wusste, er wäre ohnehin nicht aufzuhalten. Sie hörte Richard geduldig zu. Er war sicher, dass sie ihn für seine Aufopferungsbereitschaft bei allem, was er tat, liebte. Manchmal fragte er sich allerdings selbst, ob sie mit dem Tempo, das er vorlegte, mithalten konnte oder wollte.

27.

KELDYSH

»Das kannst du also auch nicht.«

Giuseppe war nicht der Einzige, aus dessen Mund sich Hohn und Spott über Richard ergossen. Allerdings war es auch nicht das erste Fahrzeug, das Richard zerlegt hatte. Für seine Begriffe war das ATV in einem noch ganz passablen Zustand. Es ließ sich noch schieben.

»Und du hast wirklich keine Ahnung, wie das passiert ist?«

Richard betrachtete das schwer beschädigte ATV. »Nein.«

»Ich aber.« Giuseppe kniete sich vor das abgerissene Vorderrad und stecke einen Schraubenzieher in ein kleines unscheinbares Loch in der Außenwandung des Reifens.

»Ein Loch?«

»Ein Loch und nicht irgendein Loch. Nein, doch nicht bei unserem Freund Richard. Ein ganz sauberes Loch, mit was drin.«

»Was ist, mach es nicht so spannend?«

Giuseppe griff in die Brusttasche seines Blaumanns und holte eine Kugel heraus.

Richard drehte das deformierte Spitzkerngeschoss zwischen den Fingern.

»Kein Wort zu Angela. Klar? Wo sind die eigentlich?«

»Alle Mann in Aalborg, ein Hochzeitskleid kaufen. Danke übrigens für die Einladung.«

»Ich habe niemanden eingeladen.«

»Aber Angela. Die ganze Crew. Wir haben alle eine selbst gebastelte Einladung bekommen.«

»Und wer bezahlt das?«

»Du!«

AALBORG

Angela brauchte ein Hochzeitskleid. Ihre Wut darüber, dass Richard sie nicht über seine Heiratspläne informiert hatte, war längst verflogen. Ganz im Gegenteil. Einen Mann, der auf solch eine Idee kam, musste man erst mal finden. Dass die zwei unterschiedliche Vorstellungen davon besaßen, wie das Leben im Allgemeinen und eine Hochzeit im Besonderen zu planen sei, stand auf einem ganz anderen Blatt. Jetzt würde sie das Heft in die Hand nehmen.

Als die Ampel der Klappbrücke über den Limfjord, der hier nicht breiter war als ein Fluss, auf Rot sprang, schrillten bei Angela alle Alarmglocken, und sie bremste den Dodge scharf ab. Ihre Träumereien beim Autofahren hatten den Strafzettelstapel im Handschuhfach ihres Wagens in den vergangenen Monaten beträchtlich anwachsen lassen. Und sie wollte Richard auf gar keinen Fall die Genugtuung geben, hier in Dänemark auch noch abkassiert zu werden.

»Äh, da klappt die Straße hoch«, kommentierte Jackson das Schauspiel.

»Ist ja auch eine Klappbrücke«, klugscheißerte Freddy, während er im Fußraum nach seinem Handy suchte.

Nachdem sie eine ganze Weile vor der geschlossenen Schranke gewartet hatten, wurde die Geduld aller Beteiligten auf der Suche nach einem geeigneten Parkplatz im Innenstadtbereich schwer auf die Probe gestellt.

Schließlich wurden sie fündig. Doch damit hatte das Vorspiel zum Kaufrausch noch kein Ende. Nun galt es, im Umgang mit dem Parkautomaten zu bestehen. Jackson stand als Erster Gewehr bei Fuß, bereit, jeden erforderlichen Knopf zu drücken, wenn er auch keine Ahnung hatte, was da eigentlich in dänischer Sprache stand. Das unterschied ihn nicht von den anderen, die versuchten, eine Methodik zu entdecken, da sie alle nicht der dänischen Sprache mächtig waren.

Kimberley zog einfach mal Richards Kreditkarte durch den dafür vorgesehen Schlitz, und siehe da, es tat sich was.

»Pah, Männer und Technik«, triumphierte sie.

Freddy sah auf das Ticket. »Und was soll uns das jetzt sagen? Ich sehe nur die Ankunftszeit, aber nicht, wie lange wir hier stehen können.«

»Leg es ins Auto«, sagte Angela ungeduldig.

Und schon war sie auf dem Weg in Richtung eines verheißungsvoll lockenden Home Stores.

Vier Stunden später hingen die Jungs in den Seilen.

»Wann treffen wir Papa?«, fragte Jackson, der vor lauter Langeweile begonnen hatte, den Schaufensterpuppen kleine Kügelchen aus Papier zwischen die Augen zu schießen. Die

üblichen BR Legetøj-Läden hatten alle das gleiche Sortiment, er kein Geld mehr, und es war kein Vater in der Nähe, dessen Herz man dafür erweichen konnte, seine Kreditkarte nicht für Klamotteneinkäufe zu quälen, sondern sinnvollerweise in Spielwaren zu investieren.

Freddy hatte sich mit dem Katalog Brillant-Hochzeitsmoden in einen abgelegenen Teil des Brautmodengeschäftes zurückgezogen und studierte die Dessous. Als Kimberley ihn dabei ertappte, lief er rot an. »Na Freddy, sind die Bilder auch wirklich brilliant?«, half sie ihm aus der peinlichen Situation. Ich rufe mal euren Vater an, damit der euch hier abholt.

Bereits nach dem ersten Klingeln hatte sie ihn an der Strippe.

»Hi, Richard.«

»Das Fräulein Stieftochter. Wie ergeht es euch?«

»Am liebsten würde ich gleich mit heiraten. Die Kleidersind so wunderschön. Nur deinen Jungs wird hier langweilig. Willst du sie nicht abholen? Dann könntet ihr noch am Flughafen vorbeifahren und Annie abholen.«

»That's the nigger in the woodpile«, kommentierte Richard das Anliegen seiner kleinen Lieblingsstieftochter.

»Richi ... Dafür suche ich auch ein tolles Kleid aus, und dein Sohn blättert bereits in einem Spielzeugkatalog.«

»Ich denke, ihr kauft ein Brautkleid?«

»Und dazu gehört ein schickes Hochzeitsdessous.«

»Das ist ein schlagendes Argument. Ich nehme mir ein Taxi und dann den Wagen mit. Okay?«

»Perfekt!«

Es war 14.05 Uhr, und Richard war mindestens dreißig Minuten zu

spät dran. Endlich angekommen, parkte er den Wagen im Halteverbot direkt vor dem Terminal. Der Dodge war ohnehin zu schwer, um ihn abzuschleppen. Es erschien ihm einfacher, fünfhundert Kronen zu berappen, als den ganzen Abend zwei missgelaunte Teenager zu ertragen.

Die Kofferausgabe war verwaist, und nur ein einziges Gepäckstück drehte einsam seine Runden auf dem Band. Richard sah sich kurz um und ging dann zur Information.

»Hi«, sagte er in flehendem Tonfall. »Ich würde gern Miss Annie Burling abholen. Sie müsste mit der Maschine aus Reykjavik um ...«, er sah auf die SMS, die Kimberley ihm geschrieben hatte, »um 13.35 Uhr eingetroffen sein. Könnten Sie sie bitte ausrufen lassen?«

»Miss Burling wurde bereits abgeholt«, antwortete die junge Frau auf Englisch.

»Sie wurde bereits abgeholt?«

»Ja, zwei Herren in schwarzen Anzügen.« Sie sah Richard an, und fügte hinzu. »Ist sie Musikerin? Ich frage nur, weil sie einen Gitarrenkoffer dabei hatte und die beiden Männer aussahen wie Bodyguards. Ich habe mich nicht getraut, sie zu fragen.«

»Ja, aber sie hat keine Bodyguards«, antwortete er ein wenig amüsiert über den Ausdruck auf dem Gesicht der Frau, das die Hoffnung widerspiegelte, hier in der Provinz einem Promi begegnet zu sein. Nur wer waren die Männer?

Kimberly und Richard hatten Annie in einem irischen Pub in Greenwich Village, New York kennengelernt.

Nachdem sie ausgiebig getrunken hatten, drückte Annie ihm, ganz ihrem unkomplizierten Wesen entsprechend, ihre Gitarre in die Hand und bat ihn, einige Stücke mit ihr zu spielen. Bis tief in die Nacht spielten sie Songs von U2, Bruce Springsteen und Johnny Cash. Seitdem waren Richard und Annie Freunde, Annie und Kimberley ein Paar und Angela in Panik, dass ihre Tochter ihr kein Enkelkind gebären würde.

»Rufen Sie sie bitte noch einmal aus. Eigentlich kann das nicht sein. Das Taxi bin ich.«

»Das kann ich gern tun, aber ich glaube nicht, dass es etwas bringt.« Sie schaute Richtung Ausgang. »Sie hat mit den Herren das Gebäude verlassen und ist mit ihnen in einem schwarzen Mercedes davongefahren.«

»Danke.«

Er wählte mit einem mulmigen Gefühl Kimberleys Nummer.

Als sie sich meldete, trällerte sie gut gelaunt ins Telefon.

»Wo bist du? Annie ist schon hier. Bis gleich.«

Kurz bevor er den Wagen aus dem Kreisel am Ortsende von Løkken Richtung Ferienhaus herausfahren konnte, fiel Richard der schwarze Mercedes mit britischem Kennzeichen und zwei Männern in dunklen Anzügen auf dem Parkplatz des Supermarkts auf.

»So ein Zufall.«

Er kannte den Wagen. Er erinnerte sich, dass er ihn kurz vor seinem Unfall mit dem ATV am Strand bei den Bunkern hatte parken sehen. Mit quietschenden Rädern startete der Mercedes durch und bog in den Kreisel ein.

»Aha.«

Wie Gladiatoren in ihren Streitwagen umrundeten die beiden Fahrzeuge mehrmals den Kreisel. Als die tief stehende Abendsonne den Innenraum des Mercedes hell erleuchtete, erkannte er die beiden Männer. Das waren die Typen vom Anleger.

»Was soll das werden, Papa?«

»Ich glaube, die Gestalten haben auf mich geschossen.«

»Wo?«

»Da, in dem schwarzen Mercedes.«

»Welcher Mercedes?«, fragte Jackson.

»Deer daaa!«, klugscheißerte Freddy und zeigte mit dem Finger darauf. »Lass uns zur Polizei fahren, Papa.«

»Zu spät!«

Richard sah, wie sich der Beifahrer geschickt aus dem Fenster schlängelte und eine Pistole in seiner rechten Hand hielt.

»Der richtige Moment, die Hacken scharfzumachen.« Er drückte das Gaspedal bis zum Bodenblech durch.

Nur weg vom Haus. Auch die Jungs hatten die Waffe inzwischen bemerkt.

»Papa, was machen wir jetzt?«

»Krabbelt nach hinten und legt euch flach auf den Boden.«

Giuseppe und er hatten auf der Überfahrt an einigen leistungssteigernden Details und Motoreinstellungen geschraubt. Jetzt sollte der Praxistest folgen. Richard trat das Gaspedal durch. Wow. Der Dodge entwickelte sein volles Drehmoment und schoss voran. Das Durchstarten des Wagens erinnerte an eine Stinger-Rakete, die von einer Abschussrampe abgefeuert wurde. Der Lärm der selbst gebastelten 4-Rohr-Auspuffanlage und der Qualm der

durchdrehenden 22-Zöller verstärkten diesen Eindruck noch.

Im Rückspiegel konnte er sehen, wie sich der Abstand zu dem völlig untermotorisierten Daimler schnell vergrößerte. Der Fahrer schien zu überlegen, ob er sich die Blamage einer Aufholjagd überhaupt antun sollte.

Als sie auf die Kreuzung zum Vrenstedvej zujagten, fiel Richard ein, dass sie es nicht mehr geschafft hatten, die Bremsen an die Leistungssteigerung anzupassen.

In einer Sekunde würde der Wagen nun siebenundzwanzig Meter zurücklegen, fünfzig waren es vielleicht noch bis zur Kreuzung.

Er nahm den Fuß vom Gaspedal. Der Vortrieb war so gewaltig, dass der Wagen, ohne die Bremse auch nur anzuhauen, ins Schlingern geriet.

»Egal was passiert, wenn ich sage ›los‹, springt ihr aus dem Wagen, versteckt euch da drüben im Wald und ruft Giuseppe an! Habt ihr die Nummer?«

»Ja«, antwortete Freddy mit zittriger Stimme.

»Papa ...«

»Macht, was ich euch sage und verhaltet euch mucksmäuschenstill, bis Hilfe kommt!«

An der Kreuzung angekommen, tippte Richard die Bremse an, schaltete runter in den zweiten Gang, riss das Lenkrad mit einem Ruck nach rechts und gab wieder Vollgas. Er sah dabei aus wie ein Dirigent, der jedem Zylinder einzeln seinen Einsatz anzuzeigen schien. Das Aufheulen des Motors glich einem Crescendo, als der Wagen um hundertachtzig Grad herumdriftete und im Qualm der durchdrehenden Räder zum Stehen kam. Es dauerte nicht lange, bis der Mercedes an der Kreuzung auftauchte. Der Beifahrer sah Richard mit aufgerissenen Augen direkt ins Gesicht.

»Surprise, Surprise!«

Der Dodge schnellte nach vorn und bohrte seinen aufheulenden Big-Block-Motor mit brachialer Gewalt in die Beifahrerseite des Mercedes. Der Aufprall war so stark, dass der Wagen sich mehrfach überschlug und erst zwanzig Meter weiter auf einer Wiese auf die Räder krachte und zum Stillstand kam.

»Raus jetzt!«

Die Jungs sprangen aus dem Wagen und verschwanden in dem kleinen Wald, während Richard noch versuchte, sich den Airbag aus dem Gesicht zu fummeln.

Noch bevor er seine verzogene Fahrertür öffnen konnte, schien die

Hölle über ihn hereinzubrechen. Direkt neben ihm auf der Kreuzung landeten zwei Hewey H-500-Helikopter, und vier schwer bewaffnete Ranger des Jægerkorpset sprangen heraus. Über ihnen kreiste eine dritte Maschine, aus der ein Scharfschütze den Mercedes ins Visier nahm. Zwischen dem Lärm der Turbinen und Rotoren wurden Befehle gebrüllt, Sirenen heulten aus Richtung Løkken, und das Schlimmste, Richards Schädel brummte vom Aufprall des Airbags, als würde jemand versuchen, mit einem Presslufthammer seine Gehirnwindungen zu begradigen.

Drei Soldaten rannten mit vorgehaltenen Maschinenpistolen auf das Fahrzeugwrack zu, während der vierte, dem Abzeichen nach Sanitäter, auf den Dodge zulief und die Beifahrertür aufriss.

Richard hatte keine Ahnung, was hier passierte, und warf sich reflexartig aus der Fahrertür. Für einen kurzen Moment wurde ihm schwarz vor Augen. Als er wieder klar sehen konnte, spürte er, wie der Soldat, der um das Fahrzeug herumgekommen war, ihn mit sanftem Druck auf den Rücken am Boden hielt und irgendetwas auf Dänisch zu ihm sagte.

Ein Pistolenschuss peitschte auf. Dann folgten zwei kurze Feuerstöße aus einer Maschinenpistole und ein einziger Schuss, den, der Richtung nach, ein Scharfschütze aus dem Helikopter abgegeben haben musste. Richard hob den Kopf und sah, wie die Soldaten sich von hinten dem Mercedes näherten. Einer ging auf die Fahrer, der andere auf die Beifahrertür zu, während der dritte die Waffe auf das zerborstene Heckfenster richtete. Als Erstes erreichte der Teamführer die Fahrertür des Wagens.

»Legen Sie die Hände auf das Lenkrad, Sir«, brüllte er in das Fahrzeug.

Keine Reaktion. Er öffnete mit vorgehaltener MP 5 die Tür und hob die Hand, als der Körper des Fahrers schlaff aus dem Auto sackte. Nur der Gurt hielt ihn davon ab, ganz herauszufallen.

Auf der Beifahrerseite machte der Hauptgefreite erst gar nicht den Versuch, die eingedrückte Tür des Mercedes zu öffnen. Er griff durch das zerschmetterte Seitenfenster mit der Linken hinein und legte dem völlig blutüberströmten Mann zwei Finger auf die Halsschlagader. Er blickte zu seinem Partner, schüttelte den Kopf und hob ebenfalls den Waffenarm. Entwarnung.

Auf einen Wink des Squadleaders sprang der Sanitäter des Teams auf und lief in Richtung des Mercedes.

Richard konnte noch in dessen Sprechfunk hören, wie einige Worte

gerufen wurden, die weder der englischen Sprache noch der dänischen entstammten. Es klang russisch. Dem Team war ein tödlicher Fehler unterlaufen.

Eine gewaltige Detonation zerfetzte die gespenstige Stille rund um den Ort der Geschehnisse. Metallsplitter surrten durch die Luft, und Wrackteile des Mercedes prasselten in einem Umkreis von hundert Metern um den Explosionsherd nieder. Der Hubschrauber, der über ihnen gekreist hatte, wurde wie ein Luftballon von der Druckwelle hin und her geworfen, und Richard konnte hören, wie die Kufen der beiden anderen über den Asphalt scharrten, als sie rückwärts geschoben wurden. Selbst der Dodge kam ins Wanken. Richard öffnete die Augen. Der blutige Arm eines Mannes rutschte von der Motorhaube. Der Sanitäter war in die Frontscheibe des Wagens geschleudert worden. Ein Querlenker des Mercedes steckte in seiner Brust. Richard konnte hören, wie mit jedem seiner Atemzüge das Blut in seinen Lungen gluckste. Einem ersten Impuls folgend, presste Richard seine Hände auf die offene Wunde. Dann gewann die Sorge um seine Söhne die Oberhand. Was konnte er schon tun für den Mann. Er riss das Mikro vom Helm des Mannes und brüllte hinein.

»Ich brauche einen Sanitäter, wir haben hier einen Schwerverletzten.«

Er drückte noch einmal die Hand des Mannes.

»Hilfe kommt gleich.«

Als er sich von ihm lösen wollte, verstärkte sich dessen Griff, und sein Blick flehte ihn an, nicht zu gehen. Richard sah in die Augen eines Todgeweihten. »Hilfe kommt«, wiederholte er und löste mit der anderen Hand den festen Griff des Sterbenden.

»Ich muss nach meinen Söhnen sehen.«

Er rannte, die Namen seiner Kinder rufend, in das Unterholz. Äste schlugen ihm ins Gesicht, und er stolperte über Wurzeln.

»Freddy, Jackson, seid ihr okay?«

Die Jungs lagen mit den Gesichtern ins Moos gedrückt nur einige Meter neben der Straße. Richard erreichte Jackson als Ersten. Er zitterte am ganzen Leib. Freddy hob den Kopf.

»Können wir jetzt gehen? Mir ist das hier zu laut!« Tränen rannen über seine Wangen.

»Alles in Ordnung ?« Er tastete die Jungs gründlich ab. Er konnte keine Verletzungen finden.

»Lasst uns hier abhauen.« Hand in Hand liefen sie aus der Schonung, weg vom Explosionsort. Selbst Jacksons Neugier schien

vollkommen verfliegen. Hinter einer Polizeisperre sah Richard einen Krankenwagen und hielt geradewegs darauf zu. Hier hatte die Detonation keinen Schaden angerichtet. Zwei Rettungshelfer kamen ihnen entgegen, während die Polizisten völlig fassungslos den Dreien hinterherblickten.

Dort wo der Mercedes auf der Wiese gestanden hatte, klaffte ein Krater, in den noch vier Autos hineingepasst hätten. Der dritte Huey war inzwischen gelandet. Rund um den Explosionsherd stand der traurige Rest der Kommandoeinheit mit gesenkten Waffen und sah auf das Gewirr aus Karosserieresten, Erdklumpen und den sterblichen Überresten ihrer Kollegen. Ein Leutnant steuerte zielstrebig auf Richard zu.

»Sie haben meinen Kameraden sterben lassen«, brüllte er ihn bereits aus einiger Entfernung an. Als er Richard erreichte, stieß ihm ohne Vorwarnung vor die Brust.

Richard, bis zum Stehkragen voll Adrenalin, ergriff den Arm des Mannes und drehte ihn mit einer schnellen Bewegung auf den Rücken. »Mann, bleib ruhig!«

»Lass meinen Papa!«, schrie Jackson und trat einige Male gegen dessen Schienbein. Richard registrierte eine Bewegung aus den Augenwinkeln. Christensen und Petur Overgaard kamen auf sie zugelaufen. Richard ließ von dem Mann ab und gebot ihm mit erhobenem Zeigefinger, sich zu beruhigen.

»Sind denn hier alle irre? Behandelt man so seine Gäste?«, brüllte Richard Overgaard an.

»Wenn hier einer irre ist, dann sind Sie es ja wohl. Sich auf ein Spielchen mit solchen Gestalten einzulassen«, erwiderte der.

»Ach, und was hätte ich Ihrer Meinung nach tun sollen? Denen Erdbeertee anbieten und Räucherstäbchen anzünden?«

»Vielleicht hätten Sie die Polizei rufen sollen, als Mrs Burling nicht wie verabredet am Flughafen war?«

»Woher wissen Sie das?« Overgaard lächelte allwissend.

»Warum grinsen hier eigentlich alle so blöd? Hat euch der ewige Südwestwind die Gesichtszüge verschoben?«

Jetzt platzte Overgaard der Kragen. »Sie mögen das hier ja für ein großes Abenteuer halten. Ich habe gerade vier meiner Männer dabei verloren, Ihnen den Arsch zu retten.«

»Danke!«, brüllte er Overgaard ins Gesicht. »Vielen Dank!«

Das Schlachtfeld wurde mit einem Sichtschutz aus weißen Laken vor neugierigen Blicken abgeschirmt. Jede Menge Schaulustige waren durch die Schüsse, die Explosion und die wie ein Atompilz über der Stadt schwebenden Detonationswolke angelockt worden. Richard setzte Freddy und Jackson in eines der gepanzerten Einsatzfahrzeuge, damit sie aus dem Trubel rauskamen. Dort drückte der Lütte unter Aufsicht einer jungen Polizistin sofort alle Knöpfe, die sich in Reichweite befanden. Nur an das MG durfte er zu seinem Verdruss nicht ran.

Freddy, der einen stattlichen Verband für einen kleinen Kratzer bekommen hatte, nahm schüchtern Blickkontakt zu einer kleinen Dänin unter den Zuschauern auf, die den jungen Helden anhimmelte.

Ist der eigentlich schon aufgeklärt, überlegte Richard, während er von allen Seiten mit Fragen bombardiert wurde.

Er gab das Nötigste zu Protokoll und rief dann seine Jungs zu sich.

»Kein Wort zu eurer Mutter, Angela oder irgendwelchen Presseheinis«, ermahnte Richard die beiden.

»Mein Gott, wie oft ich diesen Satz schon gehört habe«, sagte Freddy, stützte die eine Hand in die Hüften und hielt die andere auf.

»Wieso ich?« Richard wandte den Kopf zu Christensen, der neben den dreien stand. Der verstand sofort und lächelte.

»Hätte ich fast vergessen, eure Belohnung dafür, dass ihr die Kerle gestellt habt.« Er drückte den Jungs jeweils fünfhundert Kronen Kopfgeld in die Hand.

»Und ich?«, fragte Richard.

»Sie, Mr Boyle, Sie bekommen einen Erholungsurlaub auf Staatskosten, wenn Sie es nicht schaffen, mir das hier irgendwie plausibel zu machen. Hau'n Sie ab jetzt.«

»Wie denn? Zu Fuß?«

»Ich lasse Sie nach Hause bringen.«

»Danke.«

»Bitte.«

Jackson war enttäuscht, als sie nicht in den 6-achsigen Transportpanzer, sondern in einen Volvo einsteigen sollten. Aber nur so lange, bis er das Funkgerät entdeckte und ihn die nette Polizistin, auf deren Schoß er es sich bequem gemacht hatte, damit rumspielen ließ und er das Blaulicht anschalten durfte.

Die Vorkommnisse des Nachmittags fanden noch am selben Abend ihren Sendeplatz im Fernsehen. Die mediale Aufmerksamkeit, die Richard und seinem Handeln geschenkt wurde, begann ihm langsam auf die Nerven zu gehen. Hier konnte man keinen Schritt mehr machen, ohne unter Beobachtung der Öffentlichkeit zu stehen.

Die Jungs fanden es super, gefilmt worden zu sein, die Mädels waren mit sich selbst beschäftigt, Angela strafte Richard mit Missachtung, und ihr Sohn Ethan feixte sich einen, weil er eine ungefähre Vorstellung davon hatte, was Richard erwarten würde, wenn Angela ihn unter vier Augen zu packen bekam. Die hatte auch Richard. Genoss er sonst einmal gern die Momente allein zu zweit, war er an diesem Abend gesellig wie selten.

Trotz oder gerade wegen der relativen Ruhe, die nur die Ruhe vor dem Sturm sein konnte, hätte Richard nie gedacht, dass er sich einmal darüber freuen würde, Overgaards Nummer auf dem Telefondisplay aufblinken zu sehen. So schnell änderten sich die Dinge.

»Ja?«

»Können wir uns in einer halben Stunde am Strand treffen?«

»Wieso?«

»Ich habe Informationen über den Anschlag.«

»Können Sie mir das nicht am Telefon sagen?«

»Nein.«

»Okay, wo? In zehn Minuten bei der Bank an der Klippe?«

»Okay.«

Niemand nahm Notiz davon, dass Richard sich die Jacke überzog und das Haus verließ. Die frische Luft schmeckte salzig und wirkte wie ein Lebenselixier. Als er am Klippenrand ankam, wartete Overgaard bereits auf ihn.

»Was gibt es so Dringendes?«

»Unser Bombenkommando hat herausgefunden, dass der Sprengsatz in dem Mercedes ferngesteuert wurde.«

»Und das heißt? Weitere Komplizen?«

»Davon müssen wir ausgehen.«

»Und obwohl Sie das wissen, holen Sie mich jetzt von meiner Familie weg. Sie sind doch von der Polizei, kümmern Sie sich drum. Ich jedenfalls gehe zurück zum Haus und besorge mir eine Knarre.«

»Die bekommen Sie von mir. Und noch einiges mehr, wenn Sie für

uns arbeiten.«

Richard stutzte. »Ich gehe jetzt.«

»Bleiben Sie hier. Wir haben Ihre Familie unter Schutz gestellt – ihr wird nichts passieren. Solange Sie kooperieren.« Richard schwang herum und machte einen Schritt auf

Overgaard zu.

»Wollen Sie mir drohen?«

»Himmel, Sie sind aber auch empfindlich. Vergessen Sie es. Gehen Sie nach Hause, packen Sie Ihre Koffer und hauen Sie so schnell wie möglich ab.«

»Und wenn ich das nicht tue?«

»Dann schmeißen wir Sie doch noch aus dem Land. Und zwar noch vor Ihrer Hochzeit. Was glauben Sie, was Ihre Zukünftige dazu sagen würde?« Overgaard zog seine Zigaretten aus der Hemdtasche und bot Richard eine an. »Lassen Sie uns die Friedenspfeife rauchen. Sie könnten uns wirklich helfen.

Tun Sie es für die. Sie retten vielleicht viele Menschenleben.« Richard nahm sich eine Zigarette, zündete sie mit seinem eigenen Zippo an und ließ den Blick über das Meer schweifen.

»Dann rücken Sie doch mal damit raus, was Sie haben.«

»Nicht viel. Wir wissen nur, dass irgendwer nach irgend was in unserem Land sucht, von dem wir selbst nicht wissen, was und wo es ist. Sie hingegen scheinen nah dran zu sein.«

»Richard, nennen Sie mich Richard.«

»Petur.«

Die beiden Männer reichten sich die Hand.

Petur blickte über den Rand seiner Sonnenbrille.

»Können wir jetzt offen reden?«

»Wenn Sie die dusselige Brille abnehmen. Es ist fast dunkel.«

Overgaard steckte ein wenig verlegen seine Sonnenbrille in die Brusttasche seiner Jacketts.

»Wir haben die Männer aus dem Mercedes identifizieren können. Unser Verdacht hat sich bestätigt. Sie sind Mitglieder eines Waffenhändlerrings, der den radikalen Islamisten zuzuordnen ist.«

»Und was wollen die hier?«

»Es geht um einen Waffendeal.«

»Was für Waffen?«

»Sagen Sie es mir.« Richard zog die Stirn hoch.

»Woher weiß ich, dass ich Ihnen vertrauen kann?«

»Sie haben wohl zu viel Spionageromane gelesen?«

»Nein, ich lebe nur seit vielen Jahren in unmittelbarer Nachbarschaft zu den USA.«

»Wir wollen an die Hintermänner ran und können es uns nicht leisten, die Fußtruppen zu verscheuchen.«

»Und ich wäre der Lockvogel?«

»So ähnlich.«

»Sie glauben doch nicht ernsthaft, dass ich das Leben meiner Familie weiter aufs Spiel setze.«

»Die werden wir schützen.«

»Das habe ich ja gerade gesehen.«

»Sie stehen doch hier vor mir oder?«

»Ja, und zwar genau so lange, bis meine Zukünftige das mitbekommt.«

»Sie weiß es bereits.«

»Sind Sie irre? Sie haben mit ihr gesprochen? Wissen Sie, was die mit mir macht, wenn ich gleich nach Hause komme?«

»Sind Sie ein Mann oder eine Maus?«

»Den blöden Spruch habe ich schon mal gehört. Ist nicht gut ausgegangen.«

Richard sah in Richtung des Ferienhauses. Wie auf Kommando tauchte Angela auf der Veranda auf und schaute zu ihnen hinüber.«

»Was haben Sie ihr angeboten? Eine Hochzeit auf Schloss Rosenberg ?«

Overgaard lachte auf. »Da bin ich gar nicht drauf gekommen. Nein, wir haben eine Lebensversicherung für Sie abgeschlossen mit ihr als Begünstigte.«

»Ha, ha, ha. Was für ein goldiger Humor. Sind Sie Brite?«

»Okay, Richard, was ist Ihr Preis?«

»Ein Auto.«

»Ein Auto?«

»Einen Fisher GT 500 E.«

»Wo soll ich den denn herbekommen?«

»Zeigen Sie mal, was Sie können.«

»Das ist jetzt nicht Ihr Ernst.«

»Mein voller Ernst. Ich gehe zu meiner Familie, lass mich teeren und federn, und wenn Sie mich rittlings auf einem Esel aus der Stadt reiten sehen, holen Sie mich zum Trost morgen mit dem Wagen ab, und wir reden weiter.«

»Ich halte es für keine gute Idee, dass man uns noch öfter zusammen sieht.«

» Kommt kein Mensch drauf. Mit den Klamotten gehen Sie glatt als Autoverkäufer durch. Und die Brille nicht vergessen, das wirkt authentischer.«

Richard legte die Hand auf Overgaards Schulter. »Lassen Sie uns morgen reden. Okay? Für heute reicht's.« Er wandte sich noch einmal um.

»Was für einen Deal haben Sie mit ihr gemacht?«

»Fragen Sie sie doch selbst. Bin gespannt, ob Sie eine Antwort bekommen.«

Richard ging auf Overgaard zu. »Ernsthaft, lassen Sie mich nicht ins offene Messer rennen. Die Frau kann echt böse werden.«

»Haben Sie Vertrauen. Sie wollen sie doch heiraten. Dazu kann ich Ihnen nur gratulieren. Eine tolle Frau.«

»Ist ja gut, das weiß ich selbst.«

»Sie weiß genau, dass sie Sie nicht davon abhalten kann, Ihren Job zu machen. Deswegen hat sie bei uns ein stattliches Aufgebot an Personenschutz eingefordert, damit ihr für die Hochzeit nicht noch der Bräutigam verloren geht. Sie liebt Sie«, betonte Overgaard gefühlvoll.

»Aha. Also big brother is watching me?«

»Da können Sie Gift drauf nehmen.«

Jetzt wusste Richard wenigsten, warum Angelas Zorn noch nicht über ihn gekommen war. Ganz im Gegenteil, sie war handzahn. Und dass es ihr gelungen war, hinter seinem Rücken den Deal mit Overgaard einzufädeln, erfüllte sie sicherlich mit Genugtuung.

»Miststück«, flüsterte er ihr ins Ohr, als er zurück auf die Veranda kam.

»Dann warte mal ab, bis du deine Kreditkartenabrechnung bekommst«, konterte sie.

29.

Gegen 8 Uhr flog die Schlafzimmertür auf, und Jackson kam hereingestürmt.

»Du musst unbedingt sehen, was vor dem Haus steht.«

»Du sollst anklopfen.«

Richard drehte sich schwerfällig zum Fenster. »Ich will noch

schlafen.«

»Hä? Wie bitte?«, erwiderte Jackson, der inzwischen schon wieder auf dem Weg nach draußen war.

Das Nächste, was Richard hörte, war das Aufheulen eines Motors. Panisch sprang er aus dem Bett. Fritz, der wie immer auf seiner Schulter gelegen hatte, versuchte sich mit aller Kraft festzukrallen, da ihm der Zeitpunkt, das Bett zu verlassen, offenbar zu früh erschien. Von einem scharfen Schmerz gepeinigt, lief Richard, nackt wie er war, aus dem Zimmer, während sich der Kater ans Fußende setzte und sich Richards Hautpartikel von den Krallen leckte.

Auf der Treppe kam ihm Kimberly entgegen.

»Du bist nackt, Stiefvater, und dein Sohn sitzt hinter dem Steuer eines fremden Autos.«

Er warf die Hände vor die Lenden und zögerte kurz. Doch die Sorge darüber, was draußen gerade passierte, ließ ihn weiterlaufen, als Kimberley an ihm vorbei war.

»Noch mal, das will hier niemand sehen.«

Als er an der Haustür ankam, stand dort bereits Freddy, den ein solches Motorengeräusch anzog wie das Licht die Motten.

»Papa, du bist nackt.«

»Was machst du da Jackson? Komm sofort aus dem Wagen raus!«

»Kannst du dir bitte mal was anziehen.«

»Jackson!«

»Papa!«

Richard griff sich eine Jacke von der Garderobe und schwang sie sich um die Hüften.

»Komm raus da, verdammt noch mal!«

Freddy ergänzte den Satz mit »... mach, was dein Vater dir sagt, Jackson.«

Jackson hatte wieder diesen gewissen Gesichtsausdruck. Er hatte Richard sooft beim Autofahren beobachtet, dass er nicht einmal mehr Fahrstunden brauchen würde, um die praktische Prüfung für seinen Führerschein zu bestehen. Doch der Respekt vor seinem Vater gewann die Oberhand. Er schaltete den Motor aus, legte den ersten Gang ein und zog die Handbremse an. Ganz so, wie er es gelernt beziehungsweise sich abgeschaut hatte.

Richard riss die Tür auf. »Perfekt, jetzt aber raus da.«

»Nein, warte! Mach mal die Haube auf.«

Gesagt, getan. Woher auch immer der Junge wusste, wo die Entriegelung zu finden war. Freddy gesellte sich zu ihnen. Unter der

Haube fand sich allerdings nicht der zu erwartende V8-Motor.

»Wow, ein GT 500 E«, staunte Freddy.

Jackson kam mit einem Briefumschlag in der Hand aus dem Auto.

»Der lag auf dem Fahrersitz.«

Richard setzte einen strafenden Blick auf, nahm den Umschlag entgegen und öffnete ihn.

»Mit besten Empfehlungen und viel Spaß damit. Ich bin gespannt auf Ihr Urteil und den Fahrbericht. Hey Hey, Eric Fisher.«

»Das ging ja fix.«

Angela kam im Morgenmantel aus der Tür.

»Was macht ihr da?«

»Jackson übt Auto fahren«, antwortete Freddy, während Kimberly den Kopf aus der Tür streckte und ihren Kommentar dazu abgab.

»Ach du Scheiße, jetzt sabbern die Kerle wieder den Teppich voll. Lass die bloß eine Runde drehen, sonst kannst du den ganzen Tag kein vernünftiges Wort mehr mit denen reden. Ich geh wieder ins Bett.«

Angela sah Jackson mit einem Blick an, den sonst nur Grundschullehrerinnen beherrschten. »Na, dann fahr mal Brötchen holen.« Sie drehte sich um und verschwand Richtung Schlafzimmer.

»Darf ich?«, fragte Jackson mit glänzenden Augen.

»Nein«, antworteten Richard und Freddy gleichzeitig.

Nach einem schnellen Frühstück machte sich Richard auf die Socken, Overgaard zu treffen. Doch nicht, ohne sich zuvor noch eine Standpauke seiner Stieftochter Kimberley anhören zu müssen.

»Willst du deinem Sohn das durchgehen lassen?«

»Schon vergessen? Ich bin nur noch der Erzeuger und habe kein Recht mehr, mir um ihn Sorgen zu machen. Ich habe kein Sorgerecht mehr.«

»Schließt das auch mit ein, dass du deine Kinder an Schießereien, Militäreinsätzen und Bombenexplosionen teilhaben lässt? Ganz davon abgesehen, dass sie, wenn es nach dir ginge, mit elf Jahren Auto fahren dürften. Nur weil sie es können.«

»Die Betonung liegt auf können« gab Richard zurück. Allerdings war er sich sehr wohl bewusst, dass Kimberley vollkommen recht hatte. Die Nummer hier könnte schnell dazu führen, dass man ihm auch noch das Umgangsrecht entzog. Davor hatte auch er Angst.

Punkt 1 Uhr marschierten die drei in die Kartbahn. Richard lachte, als er Overgaard sah. Kein Anzug, keine Krawatte und keine

Sonnenbrille.

»Richard. Haben Sie gut geschlafen? Und du?« Er wandte sich an Jackson. »Willst du mal Rennfahrer werden?«

Freddy drehte sich zu Richard um.

»Woher weiß der von dem Wagen?«

Als Antwort zwinkerte Richard mit dem linken Auge. Overgaards Blicke sprangen zwischen Richard und den Jungs hin und her.

Richard sah ihn fragend an. »Und? Haben Sie die Bahn für die Jungs reserviert?«

Overgaard verstand und ging an den Tresen. Als er wieder kam, drückte er den Jungs jeweils einen Kassenbon in die Hand. »Die Bahn gehört euch.«

Den beiden gingen die Augen über.

»Und?«, fragte Richard.

»Danke, Mr Overgaard!«

»Ihr dürft Onkel zu ihm sagen«, stänkernte Richard.

»Habt Spaß, eine kleine Entschädigung für die gestrige Aufregung.«

Und schwupp waren die zwei verschwunden.

Overgaard sah ihnen nach. »Ein paar tolle Jungs haben Sie da, Richard.«

»Mein ganzer Stolz.«

»Wie haben sie die gestrigen Erlebnisse weggesteckt?«

»Wir hatten noch nicht einmal Zeit, in Ruhe darüber zu reden. Bis jetzt waren sie ausreichend abgelenkt.«

»Wir haben für so was erstklassige Therapeuten. Wenn Sie Hilfe brauchen.«

»Danke, aber jetzt mal Butter bei die Fische.«

»Wie bitte?«

»Egal, wie machen wir weiter? Was wissen Sie?«

»Wir wissen, dass es um einen Waffendeal geht, den die gleiche Bank finanziert, die auch das Forsetas-Projekt finanziert.«

»Sie glauben also, dass der Offshore-Windpark nur ein Ablenkungsmanöver ist, um hier in Dänemark in Ruhe agieren zu können?«

»Das haben wir zunächst auch vermutet. Allerdings ist Prinz Fridtjof Schirmherr der Unternehmung. Er und Fisher sind gute Freunde. Wir haben Fisher überprüft. Der ist sauber. Ein wenig anders sieht es mit Mulligan aus. Wir haben keine Ahnung, was er hier zu suchen hat.«

»Bei einem Windkraftprojekt meinen Sie?«

»Er leitet bei Mulligan, Webster & Partner die Abteilung für Rüstungsgeschäfte.«

»Oh, der gute Elias. Dem bin ich schon begegnet. Was sucht der hier überhaupt?«

»Sagen Sie es mir. Wir vermuten einen Zusammenhang mit U-20.«

»Keine Ahnung. Wer waren die Kerle, die hinter mir her waren?«

Overgaard öffnete einen Aktenordner mit der Aufschrift FORTOLIG – *geheim*.

»Sind wir im Geschäft, Richard?«

»Ja, allerdings habe ich einige Bedingungen. Erstens: Sie geben meiner Familie jeden erdenklichen Schutz.«

»Okay.«

»Zweitens: Ich kann mein Team mit ins Vertrauen ziehen.«

»Okay, aber seien Sie vorsichtig, wem Sie was erzählen, und«, er tippte auf den Ordner, »geben Sie nur Informationen weiter, für die Sie von mir die Freigabe bekommen haben. Das hier ist vertraulich.«

»Drittens: Sollte ich in Konflikt mit dem Gesetz geraten, halten Sie mir den Rücken frei.«

»Das gilt aber nicht für zu schnelles Fahren.«

»Viertens: Ich bekomme von Ihnen alles, was Sie über die *Lusitania* haben.«

»Wieso die *Lusitania*?«

»Ist so ein Steckenpferd von mir. Und verarschen Sie mich nicht. Ich will alles haben. Im Gegenzug bekommen Sie von mir mein Wort, dass ich die Materialien nur für den internen Gebrauch nutzen werde.«

»Ich sehe zu, was ich finden kann.«

»Fünftens.«

»Was kommt denn noch?«

»Ich darf den Wagen behalten.«

»Oh, Mann.« Overgaard schüttelte den Kopf. »Wir versuchen hier die Welt zu retten, und Sie verhandeln um ein blödes Auto.«

»Sagen Sie das mal Fisher. Das blöde Auto ist Teil seines Plans, die Welt zu retten.«

»Ich rede mit ihm. War's das?«

»Nein, ich brauche ein zweites Auto für die Familie.«

»Kein Problem. Können wir dann fortfahren?«

»Yep.«

»Einen der Männer konnten wir identifizieren.«

»Wie das denn? Haben Sie den wieder zusammengesetzt?«

»So ähnlich – wir haben einen genetischen Fingerabdruck am Türgriff der Beifahrertür von ihm nehmen können und sind in unserer Terroristendatenbank fündig geworden.«

»Aha.«

Sein Name ist Jegor Sorokin, Tschetschene. Wurde in Pakistan ausgebildet und hat bereits als Siebzehnjähriger unter dem Kommando des islamistischen Fundamentalisten und Rebellenführers Bassajew im Kampf gegen Russland gedient.«

»Wer ist Bassajew ?«, fragte Richard.

»Schamil Salmanowitsch Bassajew, er galt lange Zeit als der meist gesuchte Mann in Russland und scheint für die Geiselnahme in einem russischen Krankenhaus verantwortlich zu sein, bei der hundertfünfzig Menschen getötet wurden. Hat es bis zum Kommandeur der tschetschenischen Streitkräfte und für einige Monate zum Premierminister gebracht. Am zehnten Juni 2006 wurde er vom russischen Geheimdienst liquidiert. Sorokin beobachten wir schon eine ganze Weile. Er war bisher bei uns als Schläfer eingestuft. Auf ihn aufmerksam geworden sind unsere Kollegen vom Politiets Efterretningstjeneste, kurz PET, erstmalig während der Ermittlungen zu dem versuchten Anschlag gegen die *Jylland Posten*, welche die MohammedKarikaturen veröffentlicht hat. Sorokin konnten wir allerdings nie etwas nachweisen.«

»Und was will Sorokin, Entschuldigung, wollte der von mir?«

»Das frage ich Sie.«

»Keine Ahnung.«

»Es muss in Zusammenhang mit U-20 und Ihren Recherchen stehen. Vielleicht vermuten sie auf dem U-Boot noch Giftgas, das sie freisetzen wollen oder was auch immer. Es wäre ja nicht der erste Anschlag, den sie gegen Dänemark planen.«

»Woher bekommen Sie solche Informationen?«

»Aus verschiedenen Quellen. Wir kooperieren sehr eng mit Heimatvereinen und ähnlichen Gruppierungen. Der Deal ist einfach. Wir lassen die zufrieden, im Gegenzug melden sie uns verdächtige Personen, die diesen Frieden zerstören wollen. Glauben Sie mir. Letztendlich möchten die genauso ihre Ruhe haben wie wir auch. Wenn jemand aus ihrer Mitte anfängt, seinem Gastgeberland zu drohen oder gar Menschen zu töten, gefällt denen das genauso wenig wie ehrlichen Christen, Moslems, Buddhisten oder jedem x-beliebigen Kegelclub. Sorokin gilt als einer der Logistiker einschlägiger Organisationen. Er ist nie durch besonderen Mut aufgefallen. Nicht er

selbst, aber einige seiner engsten Vertrauten konnten als die Beschaffer von Waffen und Sprengstoff identifiziert werden, sind inzwischen verurteilt oder abgeschoben. Sie haben doch deutsche Vorfahren. Können Sie noch Deutsch?«

»Natürlich.«

Overgaard entnahm dem Ordner Kopien von Artikeln der *Hamburger Nachrichten* und reichte sie ihm. Er überflog die Papiere, die von einem Prozess gegen vier islamistische Attentäter berichteten, die im Dezember 2010 einen Bombenanschlag auf die *Jylland Posten* geplant hatten.

»Und der zweite Mann?«

»Den kennen wir noch nicht, beziehungsweise von dem haben wir noch keine verwertbaren Reste gefunden.«

»Kurz bevor das Auto in die Luft flog, habe ich durch das Sprechfunkgerät des Sanitäters einen Mann etwas rufen hören. Es war kein Allahu-Akbar-Schlachtruf, sondern Russisch.«

»Das ist ein wertvoller Hinweis. Sind Sie sich sicher, dass es Russisch war?«

»Ja.«

»Sorokin sprach auch Russisch.«

»Das kann aber nicht Sorokin gewesen sein. Sie sagten, er saß auf der Beifahrerseite?«

»Das vermuten wir, da haben wir die Fingerabdrücke gefunden.«

»Ich konnte sehen, wie einer Ihrer Leute ein Zeichen gab, das darauf hindeutete, dass der Mann auf der Beifahrerseite bereits tot war. Und zwar bevor die Bombe hochging.«

Overgaard blätterte in dem Bericht über den Anschlag.

»Sie haben recht. Der Scharfschütze im Hubschrauber hat ausgesagt, dass er den Beifahrer ausgeschaltet hat, als dieser die Schüsse auf unsere Männer gab. Jetzt weiß ich, warum Sie den Job haben.«

»Das können Sie mal Cunningham erzählen, wenn er mir die Rechnung für den Wagen und das ATV schickt.«

Overgaard lachte laut auf. »Keine Sorge, die übernehmen wir gern. Ein Russe ...«, überlegte er laut und blätterte dabei in seinen Unterlagen.

»Was gefunden?«

»Weiß ich noch nicht.« Overgaard wollte den Ordner zuklappen, als Richard mit der Hand auf die offene Seite schlug und das Papier zu sich zog.

»Ich darf mal.« Es handelte sich um eine Liste aller mutmaßlichen Transaktionen von Waffenhändlern nach Syrien, die über Russland unter Beteiligung ausländischer Banken finanziert wurden. Richard stach der Name sofort ins Auge: Mulligan & Webster, New York.

»Ist vor einer Stunde reingekommen. Ein Dossier der UN-Kommision zur Aufklärung der Giftgasangriffe des Assad-Regimes auf Zivilisten in den Vororten von Damaskus. Ich weiß, was Sie jetzt denken.«

»Dann kann ich mir ja die Spucke sparen. Wenn überhaupt, berührt das unsere Untersuchungen nur am Rande. Dass Mulligan den Waffenhandel in Drittländer finanziert, ist nichts Neues. Interessant ist nur die Beteiligung Russlands daran.«

»Aber das ist doch bekannt, dass die Russen Syrien mit Waffen beliefern.«

»Neu ist aber, dass eine amerikanische Bank solche Geschäfte finanziert.«

»Sie meinen mit Syrern?«

»Nein.« Richard sah noch einmal auf die Liste. »Die EU-Staaten diskutieren derzeit, ob sie das Waffenembargo für die syrische Opposition lockern sollen. Die Russen sind bereits dick im Geschäft. Sie werden einen Teufel tun, ihr eigenes Zeug an die Gegner des Assad-Regimes zu verkaufen. Der könnte darauf ziemlich beleidigt reagieren. Was liegt da näher, als Mittelsmänner Geld und Waffen im Ausland beschaffen zu lassen, um nicht in den Verdacht zu geraten, auf zwei Hochzeiten zu tanzen.«

»Finden Sie das nicht ein wenig weit hergeholt?«

»Nein. Wenn die Europäer jetzt Waffen an die syrische Opposition liefern, geht den russischen Waffenhändlern ein lukrativer Markt verloren. Da werden die nicht tatenlos zusehen. Denn je mehr Waffen die Opposition hat, desto mehr braucht das Regime. So steigert man auf beiden Seiten die Nachfrage und erschließt sich einen neuen Markt.«

»Aber warum eine amerikanische Bank? Das ist doch viel zu offensichtlich.«

»Nicht irgendeine Bank, sondern eine, die seit über hundert Jahren im Geschäft ist und genau weiß, wie sie ein Waffenembargo umgehen kann. Mulligan & Webster. Bringen wir das Ganze nun in Kontext mit dem Angriff auf die *Britta* ...,«

»Das ist nicht bewiesen.«

»... dann ließe sich daraus konstruieren, dass die Entwicklung des

Windparks nichts weiter als eine groß angelegte Suchaktion nach einer C-Waffe ist, die niemandem gehört und keinem Herkunftsland zugeordnet werden kann. Und somit auch nicht russischer Herkunft ist. Man braucht nicht mehr als die Formel und ein kleines Labor, um das Zeug in irgendeinem Gewerbegebiet illegal herstellen zu lassen und es dann als humanitären Impfstoff in das Land einzuführen. Ob das Labor dabei in den USA, Russland, Pakistan oder Tschetschenien steht, spielt keine Rolle.«

»Sie meinen allen Ernstes, dass die russische Regierung da mitmischt?«

»Nein, nicht die Regierung, sondern russische Waffenhändler. Der russische Präsident braucht nur die Augen zu schließen. Er verkauft so oder so. Für die Chinesen gilt das Gleiche. Ich an Ihrer Stelle würde mich mal bei den Saudis umsehen.«

»Warum denn jetzt die Saudis?«

»Saudi-Arabien hat seinen Botschafter zurückgezogen, als die Mohammed-Karikaturen erschienen. Außerdem unterstützen sie die syrische Opposition. Die kaufen im Moment in Milliardenhöhe Waffen von den Russen und schleusen die zu den Rebellen durch.«

»Stimmt. Ich habe auch darüber gelesen.«

»Dass es sich dabei um Maschinengewehre, Panzerabwehrwaffen, also konventionelle Waffen handelt, stößt kaum noch jemandem auf. Wer verkauft, verdient. Bei C-Waffen ist das anders. Deren Einsatz wird von der Weltöffentlichkeit geächtet. Da lohnt sich schon ein bisschen Heimlichtuerei. Wenn die das Giftgas nun hier testen, ist das für die nicht mehr als ein willkommener Kollateralschaden, und sie haben es den Dänen endlich heimgezahlt, ohne sich selbst die Finger schmutzig gemacht zu haben. Und es würde erklären, warum sich die NSA hier rumtreibt.«

»Sie meinen die Verhaftungen der Iraker in Chicago, die das Attentat auf den Tivoli-Park in Kopenhagen geplant haben?«, fragte Overgaard.

»Und David Headley und all die anderen Söhne reicher Eltern, die gute Beziehungen zu amerikanischen Finanzinstituten hegen. Eigentlich ist mir das alles schnurz. Mich interessiert nur, wer mir ans Leder will. Kümmern Sie sich also um den Russen, und ich suche weiter nach den C-Waffen.«

»Jetzt seien Sie doch mal ehrlich, Mr Boyle. Die haben Sie doch längst, oder was haben Sie in dem Bunkerlabor gefunden?«

»Machen Sie Ihre Arbeit, ich mache meine. Sie bekommen von mir

zu gegebener Zeit ein Dossier, sobald ich die Funde aus dem Bunker ausgewertet habe und sicher sein kann, dass es das Material ist, hinter dem die Kerle her sind.«

»Das ist ein Deal.« Die beiden Männer gaben sich die Hand.

»Eines noch. Was ist das dort für ein Siegel auf dem Deckel Ihres Ordners.«

»Das hier?«, fragte Overgaard. »Ist von unserer staatlichen Druckerei.«

»Aha.« Richard sah auf die Kartbahn. »Ich glaube, Sie müssen nachzahlen.«

Auf der Bahn brüllte ein Mann etwas auf Dänisch und versuchte mit einem waghalsigen Sprint über die Rennbahn Jackson einzufangen. Der dachte gar nicht daran anzuhalten, nur weil die Zeit abgelaufen war.

Overgaard lachte. »Haben Sie Lust?«

»Ich bin dabei.«

30.

KELDYSH

Nachdem Richard die Kartbahn als Verlierer wieder verlassen hatte – die Kleinen waren viel leichter als er, und die Dänen machten wahrscheinlich den ganzen Winter nichts anderes – fuhr er schnurstracks mit den Jungs zur *Keldysh*. Sie lag heute direkt am Pier in Løkken vor Anker. Der Anblick war beeindruckend, so hoch, wie das Schiff über den Pier hinausragte. Die Angler, die sich dort meist schon in den frühen Morgenstunden versammelten, blickten ehrfürchtig die glatte rote Stahlwand hinauf – kein guter Tag zum Angeln. Es herrschte rege Geschäftigkeit. Heute widmete sich das Team den Untersuchungen des Bunkerlabors. Wasserproben sollten Aufschluss darüber geben, ob sie irgendwelche gefährlichen Altlasten beinhalten. Hier am Pier würde ein Anleger entstehen, von dem aus man die Wartung des Windparks durchführen wollte. Auf den ersten Blick erschien das nicht logisch, so weit weg vom Umspannwerk. Doch aus regionalpolitischer Sicht war es ein geschickter Schachzug, um den Menschen vor Ort Arbeit zu verschaffen. Außerdem war Fisher ein gewiefter Rechner. Die Liegegebühren in Esbjerg waren zu hoch

und Aalborg zu weit vom Meer entfernt. Hier, in dieser Gegend bekam er noch Mittel aus europäischen Entwicklungsfonds zur Förderung ländlicher Regionen. Irgendwas musste geschehen in diesem Landstrich. Jedes zehnte Haus war mit einem Schild *Til Salg* – Zu verkaufen – geschmückt.

Richard hoffte, dass er seine Kinder mit auf eine Tauchfahrt nehmen konnte, wenn ihm der Sicherheitsoffizier keinen Strich durch die Rechnung machte.

»Guten Morgen, Giuseppe ist das Tauchboot klar?«

»Guten Morgen, Richard. Ja, aber leider kannst du die Jungs nicht mitnehmen.«

»Ich hab's befürchtet. Norton, unser Sicherheitsfanatiker?«

»Nein, Mr Elias Mulligan der Fünfte hat sich für heute angekündigt.«

»Der Banker?«

»Ja.«

»Sehr gut.«

»Wieso das?«

»Mit dem wollte ich sowieso sprechen.«

»Paul wird nicht sonderlich begeistert sein.«

»Seit wann duzt du ihn?«

»Seitdem ich ihn letzte Nacht mit Kirschberry, oder wie das Zeug heißt, unter den Tisch gesoffen habe.«

»Wann kommt er?«

Giuseppe hob die Hand und zeigte auf die Silhouette eines Eurocopters im Landeanflug auf die Heliplattform der *Keldysh*.

»Wer geht mit ihm runter?«

»Ich.«

Richard fasste Giuseppe um die Schulter. »Aber Giuseppe, das geht doch gar nicht. Was würde denn unser Norton dazu sagen, wenn du mit so viel Restalkohol im Blut unser schönes ROV auf Grund setzt.«

»Cunningham lässt dich vierteilen, wenn du das auch noch zu Schrott fährst. Und mich gleich mit.«

»Soll ich mit Norton reden?«

»Willst du mich erpressen?«

»Yep.«

»Warum bist du so scharf darauf ? Du führst doch was im Schilde.«

»Ich komme an den Kerl sonst nicht ran. Ich habe vor einer halben Stunde mit ihm telefoniert und um einen Termin gebeten, aber er lehnt kategorisch ab.«

»Was willst du von ihm?«

»Reden.«

»Reden? Ich nehme an, du Weihst mich nicht weiter ein, oder?«

»Nein. Top secret. Was will der da unten eigentlich?«

»Irgendwer hat ihm erzählt, dass es da Haie gibt.«

»Ja und? Das sind Katzenhaie.«

»Hai ist Hai. Zumindest für einen Snob aus der New Yorker High Society.«

»Willst du ihn selbigen zum Fraß vorwerfen, dann fahr du mit ihm. Wir sagen einfach, Mulligan hat drauf bestanden.«

Jackson zupfte an Richards Jacke. »Und was mache ich?« Die Enttäuschung war ihm deutlich ins Gesicht geschrieben. Doch keine Beschwerde kam über seine Lippen. Giuseppe ging vor ihm in die Hocke.

»Was hältst du davon, wenn du deinen Dad mit dem Kran ins Wasser setzt? Da kannst du ihm mal zeigen, was du bei mir gelernt hast.« Jacksons Augen begannen zu leuchten, und er wischte sich eine dicke Träne von der Wange.

»Und mir wäre es eine ganz große Ehre«, ergänzte Richard.

»Wir klinken ihn fünf Meter über dem Wasser aus. Das spritzt bestimmt bis zum Kran hoch, und er macht eine ordentliche Arschbombe. Was sagst du?«

Jacksons heftiges Kopfnicken zeugte von der Begeisterung für das Vorhaben, und ohne ein weiteres Wort ließ er seinen Vater stehen und stapfte Richtung Kran.

»Danke, Giuseppe, in jeder Hinsicht.«

Der Hubschrauber setzte geschmeidig auf dem Achterdeck der *Keldysh* auf. Richard ging mit Freddy hinauf, um einen Blick auf dieses für den Jetset veredelte Flugvehikel zu werfen. An der Seite prangte die Aufschrift *Fisher Industries*. Die beiden Pratt & Whitney-Motoren erstarben, und bald kamen auch die über zehn Meter langen Rotoren zum Stillstand. Dieses fast acht Millionen Dollar teure Spielzeug für Millionäre war ursprünglich für den Einsatz über See und zum Transport von Ölplattform-Crews konzipiert worden.

Einen Moment tat sich nichts, bis der Kopilot aus dem Cockpit sprang und von außen die Kabinentür öffnete. Elias Mulligan erhob sich erst jetzt aus den weißen Ledersesseln, blickte von rechts nach links und genoss die Aufmerksamkeit. Lässig trat er hinaus auf das Flugdeck.

Dies wäre der richtige Moment gewesen, um ein kleines Stars & Stripes-Fähnchen zu schwenken, Beifall zu klatschen, in hysterisches

Geschrei auszubrechen und in Ohnmacht zu fallen. Stattdessen ging Richard einfach auf Mulligan zu und reichte ihm die Hand.

»Willkommen an Bord, Mr Mulligan.« Er zuckte kurz mit der Hand. »Hier auf See begrüßen wir uns mit einem ordentlichen Handschlag.«

Mulligan ergriff widerwillig Richards Hand und drückte so fest zu, wie er konnte. Richard hielt dem Druck gelassen stand.

»Ich werde heute Ihr Steuermann sein.«

»Mr Morales?«

»Nein, Richard Boyle.«

»Ach ja, Sie sind das. Dann los.«

Sie begaben sich gemeinsam auf das Bootsdeck und zwängten sich in die enge Kanzel des Tauchboots.

»Was ist daran eigentlich so gefährlich?«, fragte Mulligan. »Sie haben das doch bestimmt schon häufig gemacht, oder?«

»Nö, aber ich bin schon einmal vor Hawaii mit einem Glasbodenboot mitgefahren, um bunte Fische zu beobachten. Macht irre Spaß.« Eine kurze Pause entstand.

»Wozu sind denn die Schalter hier vorne alle? Brauche ich die?«, rief Richard zu Giuseppe hoch, der dabei war, den Haken des Krans in die Öse einzuklinken.

»Du brauchst gar nichts zu machen. Dein Sohn ist ein aufgewecktes Kerlchen, der steuert das Boot mit der Fernbedienung. Du musst erst eingreifen, wenn er die Verbindung zu euch verliert. Ich bin mir sicher, du schaffst das. Ist so ähnlich, wie einen Kampfjet fliegen.«

»Ach so«, antwortete Richard und zog die Einstiegs Luke zu, verriegelte sie und gab dem »Kranführer« das Zeichen zum Absetzen. Das ROV wurde sanft angehoben und schwenkte über die Reling. Richard sah aus der Kanzel hoch zum Kran und sah, dass Jackson tatsächlich selbst den Steuerhebel bediente.

»Cool, mein Jüngster hat's voll drauf«, sagte er zu Mulligan gewandt. Befriedigt stellte Richard fest, dass sich erste Schweißperlen auf dessen Stirn bildeten.

Giuseppe hatte wahrscheinlich gar nicht so schnell eingreifen können, wie Jackson den Knopf zum Ausklinken des ROVs gedrückt hatte. Gott sei Dank befand sich das Boot nur noch einen knappen Meter über dem Wasser. »Verdammte Brut«, murmelte Richard, »er hat's wirklich getan.« Er konnte sich Jacksons zufriedenen Gesichtsausdruck lebhaft vorstellen. »Na? Alles gut? Lustig, oder? Wenn Sie erst die Haie gesehen haben, haben Sie auf Partys richtig was zu erzählen.«

»Entschuldigen Sie bitte, Mr Boyle. Ich würde es sehr begrüßen, wenn Sie sich auf ihre Arbeit konzentrierten. Und jede weitere Verhöhnung meiner Person unterlassen. Ich werde das nicht hinnehmen. Ich erwarte, dass Sie mir als Vertreter unseres Kunden, also Ihres Auftraggebers, den notwendigen Respekt zollen und der Unternehmung die erforderliche Aufmerksamkeit widmen. Sonst sehe ich mich gezwungen, Sie von Ihren Aufgaben freistellen zu lassen oder wie Sie es ausdrücken würden: Sie zu feuern. Haben Sie mich verstanden?«

»Nun beruhigen Sie sich mal. Ist alles gut. Apropos Auftraggeber. Ich habe bei meinen Recherchen einige interessante Entdeckungen gemacht. Ihre Bank macht doch seit jeher Geschäfte mit Waffen. Wie passen da Ihre heutigen Aktivitäten im Energiebereich ins Bild? Mit Strom lässt sich doch nicht mehr Geld verdienen als mit Bomben und Granaten, oder?« »Das Thema ist komplex. Ich glaube nicht, dass Sie das so ohne Weiteres verstehen würden.«

»Erklären Sie's mir. Was machen Sie hier? Sie sind doch Leiter der Abteilung Rüstungskredite.«

»Worauf wollen Sie anspielen? Ich möchte die Tauchfahrt genießen.«

»Einfach nur die Frage beantworten. Alles andere lenkt mich zu sehr ab, und hinterher ergeht es uns noch wie den beiden Marinetauchern. Bum ...! Sie haben sicherlich davon gehört.«

Richard sah zu Mulligan rüber. »Oh, ich sehe gerade, Sie haben gar keine Notfallsauerstoffflasche auf Ihrer Seite. Das ist ja doof. Ich habe eine.«

»Was wollen Sie, Mr Boyle? Hören Sie auf mit diesen Spielchen.«

»Also, ich fasse mal zusammen. Ihre Bank hat schon zu Beginn des Ersten Weltkrieges kräftig im internationalen Waffenhandel mitgemischt. Es geht sogar das Gerücht, dass ihr Urgroßvater an ein paar Stellschrauben gedreht hat und mit verantwortlich ist für den Eintritt der USA in einen Krieg, in dem Tausende Amerikaner ums Leben gekommen sind. Richtig ?«

»Ich kenne dieses Gerede. Was hat das mit mir oder dem Projekt Forsetas zu tun?«

»Um es kurz zu machen: Ihr Haus hat damals die Entwicklung eines Kampfstoffes finanziert, die ein gewisser Thomas Bennet an die Briten verkaufen sollte. Die Deutschen wussten davon, haben angeblich die *Lusitania* versenkt, um an das Zeug zu kommen, und

haben genau hier, wo Ihr sauberer Mr Fisher einen Windpark errichten möchte, weiter mit dem Zeug herumexperimentiert.«

»Wir haben nie mit den Deutschen Geschäfte gemacht, und selbst wenn, war alles legal, und es geht Sie nichts an. Die Menschen haben sich immer gegenseitig bekämpft. Das liegt nun mal in ihrer Natur.« Richard ignorierte den letzten Satz, obwohl er kurz davor war, an die Decke zu gehen.

»Wir wissen inzwischen, dass sie auf keine Mine aufgelaufen sind, und die Leichen wiesen die gleichen Symptome auf wie die Versuchstiere, die ich in Bunkern der Deutschen einige Meilen südlich von hier gefunden habe.«

»Deswegen haben wir Sie ja engagiert«, antwortete Mulligan so gelassen wie möglich.

»Nein, haben Sie nicht. Sie haben uns beauftragt, nach Minen und anderen Kampfmitteln aus dem Zweiten Weltkrieg zu suchen, die das Fischerboot gesprengt haben und den Standort des Windparks gefährden könnten. Ich schätze, wir haben dabei genau das gefunden, wonach Sie wirklich gesucht haben. Oder können Sie mir erklären, was Sie, Leiter der Abteilung für Rüstungsgeschäfte hier zu suchen haben?«

Mulligan blieb die Antwort schuldig.

»Das könnte mir ja alles noch egal sein, aber je mehr ich über das Zeug herausfinde, umso dringlicher scheint es Männern in schwarzen Anzügen ein Bedürfnis zu sein, sich meinen Kopf als Trophäe an die Wand zu nageln.«

»Dann passen Sie mal gut auf sich auf ...«

Richard zog das Boot in eine scharfe Linkskurve und steuerte auf die offene See zu. Mulligan krallte sich an der Steuerkonsole fest.

»Wo fahren wir hin?«, fragte Mulligan mit bebender Stimme. Es war unübersehbar, dass es ihm missfiel, nicht Herr der Lage zu sein.

»Sehen Sie mal, da vorn!«

Im trüben Wasser tauchte das Wrack eines alten Frachters, der S/S *Hermod* auf.

»Der Kahn ist vollgestopft mit Munition und dem Scheißzeug, das Ihre Bank finanziert hat«, log Richard.

»Was soll das, Mr Boyle? Bringen Sie mich zurück. Ich habe damit nichts zu tun. Wenn meine Anwälte Sie nicht bis zum Ende Ihres jämmerlichen Daseins verklagen sollen, bringen Sie mich jetzt besser zurück.«

»Falsche Antwort.«

Blitzschnell packte Richard Mulligans Nacken. Mit einem heftigen Ruck nach vorn schlug er seine Stirn auf die Armaturentafel und hielt ihn dort in dieser Position fest.

Während er das Boot stoppte und in einen Schwebeszustand versetzte, riss er Mulligans Kopf wieder zurück und herrschte ihn an.

»Pass auf, Arschloch! Hier gibt es mehr Geheimdienstler und zwielichtige Gestalten am Strand als Sandflöhe. Auf mich und meine Familie wurde geschossen. Und du blödes Arschloch drohst mir mit deinen Anwälten?«

Mit schmerzverzerrtem Gesicht und nach Luft schnappend versuchte Mulligan seine Fassung wiederzugewinnen.

Richard brauchte einen handfesten Beweis gegen Mulligan, eine Aussage für das Diktiergerät, das in seiner Tasche steckte. Also kam nun Plan B zum Einsatz.

Er nahm den Schub der beiden Turbinen vollends zurück und ließ das Boot auf Grund sinken.

»Sie wollen Haie sehen, Mr Mulligan? Das können Sie haben.«

Richard beugte sich vor und drückte einen Knopf, der mit einem Aufkleber *Danger* versehen war. Wasser strömte in das Innere des Bootes.

»Wissen Sie, was jetzt gerade passiert?«

Mulligan war noch viel zu sehr mit den Schmerzen seiner gebrochenen Nase beschäftigt, als dass er hätte antworten können.

»Das Fluten der Kabine dient im Notfall dazu, einen Druckausgleich zu schaffen, der es der Crew ermöglicht, die Kanzel zu öffnen und auszusteigen. Eigentlich. Wir beide warten jetzt einfach mal so lange, bis die Bude voll ist. Derweil tropft weiter Blut aus Ihrer Nase ins Wasser. Das mögen die Haie, die riechen das auf zehn Meilen. Aber Sie wollten ja Haie sehen, und Sie werden sie sehen. Das Wrack da vorn gehört zu ihren bevorzugten Jagdrevieren. Sagen Sie nicht, Ihre Wünsche würden nicht erfüllt werden.«

Währenddessen war das Wasser den beiden Männern bereits bis zum Hals gestiegen.

»Wie ich schon sagte, blöd, dass Sie keine Sauerstoffflasche haben. Schauen wir mal, ob Sie auf dem Weg nach oben ersaufen oder die Haie Sie vorher erwischen. Ich tippe auf die Haie. Nicht erschrecken. Ich sprengte jetzt die Kanzel weg.«

Richard steckte sich das Mundstück der Sauerstoffflasche in den Mund und lehnte sich wie ein Pilot im Schleudersitz nach hinten.

»Stopp!«

Richard drückte noch einmal den Knopf, und es ertönte das Surren der Lenzpumpen, die das Schiff wieder leerpumpten.

»Keine Haie?«, nuschelte Richard mit dem Sauerstoffgerät im Mund.«

»Es reicht, Sie haben gewonnen«, näselte Mulligan.

»Na, geht doch. Dann erzählen Sie mal.«

»Erst bringen Sie mich zurück.« Durch das kalte Wasser und das Klappern der Zähne war Mulligan kaum zu verstehen.

»Eh, eh, soll ich die Ventile wieder öffnen?«

»Die Sache ist doch völlig aus dem Ruder gelaufen. Niemand sollte verletzt oder getötet werden. Sie konnten nicht ahnen, dass die so bescheuert sind und das Zeug direkt hier vor der Küste ausprobieren. Aber denen ist alles egal. Das sind Fanatiker, ein Menschenleben bedeutet ihnen nichts. Den Rest erzähle ich Ihnen, wenn wir wieder auf der *Keldysh* sind. Ich will jetzt zurück.«

»Okay.« Richards Linke schoss auf Mulligans Kinnspitze zu und schickte ihn für den Rest der Fahrt ins Land der Träume.

»Wer schläft, sündigt nicht – arschloch.«

Giuseppes Stimme ertönte aus dem Bordlautsprecher. »Was ist da unten bei euch los, Richard?«

»Ich komme rauf. Der Kerl ist bewusstlos geworden. Ich brauche einen anderen Kopiloten.«

»Ich glaube es nicht«, brummelte Giuseppe.

31.

Eine Stunde später saß Richard mal wieder vor Cunninghams Schreibtisch, nachdem er sich Mulligan über die Schulter geworfen und zur Sanitätsstation gebracht hatte.

»Was zum Teufel ist in dich gefahren?«, fuhr Cunningham ihn an. Ich hoffe, du hattest einen guten Grund, Mulligan bewusstlos zu schlagen. Der Mann ist unser Auftraggeber.«

»Er ist hingefallen«, gab Richard unschuldig wie ein Kind zur Antwort. Während er mit der Rechten ein Augenlid herunterzog, griff er in die Innentasche, holte das Diktiergerät hervor und warf es Cunningham auf den Schreibtisch. Cunningham drückte den Startknopf.

»Wie hat das denn im Wasser überlebt?«

»Waterproof. Hör genau hin!«

Richard beobachtete das Mienenspiel Cunninghams, das nicht viel Gutes verhiess. Knappe fünf Minuten später legte Cunningham das Gerät auf den Tisch, drehte sich in seinem Stuhl herum und sah aus einem der Bullaugen.

»Wie bist du ihm auf die Schliche gekommen?«

»Gar nicht.«

»Du schlägst unseren Auftraggeber blutig und wirfst ihn den Haien zum Fraß vor, weil es in deinem Bauch gluckert? Du bist doch nicht ganz bei Trost. Schluck das nächste Mal ,ne Magentablette.«

»So doll hat er gar nicht geblutet, und Haie waren da auch keine. Ich hatte heute morgen ein Gespräch mit dem Dänischen Nachrichtendienst über Banken, Waffenhändler und

...« Richard berichtete ausführlich über das Gespräch mit Overgaard. »Da habe ich eins und eins zusammengezählt und wollte Mulligan mal in Ruhe auf den Zahn fühlen. Die Fakten sprachen für sich.« Er richtete sich stolz im Sessel auf wie ein Jagdhund, der auf eine Belohnung wartete.

»Warum hast du mich nicht früher eingeweiht?«

»Weil ich mir nicht sicher war. Außerdem hatte ich Bedenken, du könntest glauben, ich jage nur wieder Hirngespinnsten um die *Lusitania* nach.«

»Tust du ja auch, oder?«

»Aber aus gutem Grund. U-20?«

»Ja, ja, versteh schon. Ich hatte dir allerdings gesagt, du sollst nicht wieder so ein Spektakel veranstalten.«

»Mach ich ja gar nicht.«

»Und wie nennst du die Aktion mit Mulligan?«

»Eigentlich wollte ich mit Mulligan zu dem U-Boot tauchen und ihn mit dem Arsch auf den Granaten absetzen. In der Hoffnung, er würde mir schon sagen, was da eigentlich läuft, wenn er ausreichend Schiss hätte.«

»Und was hat dich von dieser Heldentat abgehalten?«

»Er hat sich verplappert. Er sprach von seinen Auftraggebern. Hatte ich die Bank als Ganzes den bösen Jungs zugeordnet, wurde mir in diesem Moment klar, dass er auf eigene Rechnung handelt. Ich vermute, dass er am Vorstand der Bank vorbei, seinen eigenen Deal eingefädelt hat. Ich habe einen Freund in New York angerufen, und der hat mal ein wenig rumgeschnüffelt: Der Bank selbst geht es hervorragend. Warum sollte die also einen lukrativen Auftrag wie

Forsetas zugunsten der Abteilung Rüstungskredite gefährden, die gerade einmal fünf Prozent des gesamten Ergebnisses einfährt? Die Gewinne aus Investitionen der Bank in erneuerbare Energien machen schließlich mehr als fünfzig Prozent aus. Mulligan der Fünfte hingegen pflegt einen äußerst opulenten Lebensstil und ist hoch verschuldet.«

»Rüstungskredite«, murmelte Cunningham. »Sind die hinter dem Zeug her, was du in den Labors gefunden hast?«

»Davon gehe ich aus. Was sonst sollten die von mir wollen. Die werden sich kaum für verrostete Munition vom Meeresgrund interessieren. Du solltest dich mal mit Christensen und Overgaard unterhalten.«

»Wie ist das Gespräch zwischen euch gelaufen?«, fragte Cunningham.

»Sie bekommen von mir, was ich weiß, dafür passen sie auf mich auf.«

»Dass ich nicht lache. Passen auf dich auf.«

»Okay, auf meine Familie. Wie ist das eigentlich mit den Interessen der NSA zu vereinbaren?«

»Deren Problem. Wir gehen davon aus, dass die voneinander wissen und miteinander kooperieren.«

Giuseppe, der die ganze Zeit über im Türrahmen zu Cunninghams Büro gestanden hatte, wurde von Hansen angefunkelt.

»Giuseppe, bitte kommen.«

»Ja?«

»Geh bitte zum Flugdeck. Mulligans Hubschrauber hat um Landeerlaubnis ersucht.«

»Ablehnen! Lasst den nicht landen«, rief Richard quer durch den Raum.

Giuseppe drehte sich blitzartig um und lief in Richtung Sanitätsstation.

Kurz darauf klingelte das Bordtelefon. Cunningham nahm ab und schaute Richard aus zusammengekniffenen Augen an.

»Mulligan ist weg!«

»Verdammt.« Richard sprang auf und rannte Richtung Flugdeck. Der Eurocopter war bereits über dem Schiff zu hören, und als Richard aus dem Niedergang kam, hob er mit Mulligan an Bord wieder ab. Richard sprintete auf den Hubschrauber zu und bekam tatsächlich noch das Vorderrad zu fassen.

Im Film sind da immer Kufen dran, dachte Richard, als der Pilot über das Wasser hinausschwenkte, den Halt verlor und im kalten

Wasser der Nordsee landete.

»Mann über Bord!«, hallte es aus den Lautsprechern. Lukas beugte sich über die Reling. »Was machst du da?«, rief er Richard zu. »Du hättest dich wenigstens so lange halten können, bis wir die Wetten platziert haben.«

Nachdem sie ihn aus dem Wasser gefischt und er mal wieder den spöttischen Beifall aller kassiert hatte, ging er klatschnass wie er war zurück in Cunninghams Kajüte.

»Was war denn das wieder für eine bescheuerte Aktion?«, fragte Cunningham.

»Ich glaube nicht, dass er auf dem Weg zu seiner Schwester ist und petzen will.«

»Das glaube ich auch nicht. Aber lass gut sein, Richard. Wir lassen jetzt die Finger von der Sache. Das geht inzwischen weit über einen Forschungsauftrag hinaus.«

»Lass gut sein? Die haben versucht, mich umzulegen.«

»Verdammt Richard, du willst in ein paar Tagen heiraten. Möchtest du bei der Hochzeit anwesend sein? Ist dir eigentlich klar, dass du wieder Verantwortung für eine Familie übernimmst?«

Richard saß da wie ein kleiner, gescholtener Junge und tropfte den Teppich voll.

»Du hast doch Kontakt zu diesem Overgaard?«

»Ja. Mehr als mir lieb ist.«

»Drück ihm deinen Bericht in die Hand, und dann ist der Fall für uns abgeschlossen. Punkt, aus, basta. Die sollen sich mit dem Scheiß abplagen, der in ihren Bunkern oder auf dem Meeresgrund rumfliegt. Wir müssen das Zeug nur aufspüren.«

»Kannst du gar nicht. Was ist mit der NSA?«

»Das ist mein Problem.« Cunningham wurde langsam, aber sicher lauter. »Ich werde weder das Schiff noch Leib und Leben meiner Mannschaft aufs Spiel setzen. Lieber breche ich die Aktion ab.«

»Niemand kommt zu Schaden«, antwortete Richard.

»Genau, weil du nämlich jetzt die Füße stillhältst.«

»Das geht nicht.«

»Du treibst mich zur Verzweiflung. Wieso nicht?«

»Ich habe Overgaard zugesagt, ihn bei den Recherchen zu unterstützen.«

»Verdammt noch mal, Richard. Was hält mich eigentlich davon ab, dich in den nächsten Flieger nach Vancouver zu setzen? Dann hat die

liebe Seele ihre Ruhe.«

»Das machst du nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil dir Angela nie wieder eine Marzipantorte backen wird.«

»Bist du immer noch zu Scherzen aufgelegt? Ich meine es ernst, mein Guter!«

Jetzt wurde es brenzlich. »Mein Guter« hatte so ziemlich jede erdenkliche Bedeutung außerhalb der eigentlichen Aussage. Eine klassische Antiphrase.

»Und wie soll es jetzt weitergehen?«

»Das habe ich dir doch gerade erklärt. Schreib deinen Bericht, gib den bei Overgaard ab und kümmere dich um deine Bodengutachten. Und jetzt will ich nichts mehr hören. Raus!«

»Das glaubst aber auch nur du«, murmelte Richard, als er den Raum verließ.

32.

TVERSTED

Der Schatten eines Seeadlers huschte über die Baumwipfel etwas östlich von Tversted. Mulligan erschrak. Er fühlte sich unwohl in seiner Haut. Angst stieg in ihm auf. Er war es nicht gewohnt, an vorderster Front zu stehen und Unangenehmes selbst zu erledigen. Das hatten ein Leben lang andere für ihn getan. Nun steckte er mittendrin im Schlamassel und konnte nur noch versuchen, seinen eigenen Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Er sah keine andere Möglichkeit, als an seiner eigenen Schwester Verrat zu begehen, wollte er heil aus der Sache herauskommen.

»Mr Mulligan, hier drüben!«

Mulligan wirbelte herum und erwartete, einen Pistolenlauf auf die Stirn gedrückt zu bekommen, als er in das freundlich lächelnde Gesicht von Yuri Orlov blickte. Er entspannte sich.

»Mr Orlov. Sie hätte ich hier nicht erwartet. Ich wusste nicht, dass Sie ...«

»Wissen Sie, Mr Mulligan, gewisse Dinge sollte man selbst in die Hand nehmen und nicht Handlangern überlassen.«

»Ich gehe davon aus, dass Sie damit nicht mich meinen?« Orlov

blieb die Antwort schuldig. »Was haben Sie für ein Problem, Mr Mulligan, dass Sie mich von einer Partie Golf wegholen, obwohl ich an Loch 18 drei unter Par war?«

»Das tut mir leid, Mr Orlov, aber ich befürchte, man ist uns auf der Spur.«

»Uns? Wieso uns?«

»Ich glaube, dass ein Engagement meiner Person nicht länger vonnöten sein wird.«

»Ihr Engagement? Mr Mulligan. Wir haben eine Vereinbarung. Nicht mit Ihrer Schwester und auch nicht mit Ihnen, sondern mit Ihrer Bank. Danach ist Ihr Haus der Lieferant, und wir sind die Abnehmer. Einzelne Personen interessieren uns nicht. Wir haben bei Mulligan & Webster einen Kredit von 250 Millionen Dollar aufgenommen für ein Labor, das immer noch nicht arbeiten kann, weil Sie nicht geliefert haben, was Sie uns versprochen haben.«

»Ich habe Ihnen gar nichts versprochen.«

»Sie heißen Mulligan. Das reicht mir, um Sie in die Verantwortung zu nehmen. Ich nahm an, ich könnte voll und ganz auf Ihre Diskretion vertrauen. Stattdessen schnüffeln hier

überall Geheimdienste herum, und ständig muss ich Leute zum Schweigen bringen.«

»Das stimmt schon«, erwiderte Mulligan, »aber ...«

»Kein Aber! Das kostet alles Geld. Hinzu kommt, dass der Konflikt in Syrien nicht ewig andauert. So viele Diktatoren ohne Gewissen gibt es auf dieser Welt leider nicht mehr. Zumindest nicht solche, die die finanziellen Reserven besäßen, für die Erhaltung ihrer Macht auch adäquat zu bezahlen. Wenn die Amerikaner da erst einmarschieren, ist es zu spät. Dann werden wir nichts mehr verkaufen. Gar nichts. Dabei haben wir umfangreich investiert, sind ein Risiko eingegangen. Ich bin Geschäftsmann, Mr Mulligan & Webster. Werden Sie in einem solchen Fall auf die Rückzahlung der Kredite verzichten? Wohl kaum.«

»Mr Orlov. Die Verantwortung für Ihre Verpflichtungen muss ich ablehnen.«

»Meinen Sie? Kennen Sie die Redensart ›Mitgefangen, mitgehangen‹?«

»Wären Sie gleich zu mir gekommen, wäre die Sache nicht aus dem Ruder gelaufen.«

Orlov lächelte und nahm Elias in den Arm. Ein tödlicher Schulterschluss.

33.

SKAGEN

Luise und Walter Rosenbaum staksten mit hochgekrempelten Hosen durch die Strömung an Dänemarks nördlichster Spitze. Vor Wind, Gischt und Regen durch Treckingjacken im Partnerlook geschützt, genossen sie es, dort, wo Nord- und Ostsee zusammenflossen, durch das flache Wasser zu waten. Walter Rosenbaum wurde unsanft aus seinen Tagträumen gerissen, als seine Frau einen markerschütternden Schrei ausstieß. Mit einer Welle war ein lebloser Körper angespült worden und dümpelte zu ihren Füßen mit dem Gesicht nach oben. Starr vor Schock stand sie da und schrie und schrie und schrie.

Walter betrachtete ihre nackten Waden, an denen sich der Kopf der Leiche rieb. Seine Hand löste sich von der seiner Frau, und er griff nach dem Fotoapparat, richtete ihn auf den Toten, suchte nach einem Ausschnitt, der die Beine nicht zeigte und drückte auf den Auslöser. Empört über das Verhalten ihres Mannes, wurde Luise Rosenbaum aus ihrer Schockstarre gerissen, drehte sich zu ihm und verpasste ihm eine schallende Ohrfeige. Dann stapfte sie die 50 Meter zurück zum Strand. Walter stand einfach nur da und stellte von der Foto auf die Videofunktion um. Als aus dem Mund des toten Mannes ein kleiner Krebs kroch, wurde ihm schwarz vor Augen, die Kamera landete im Wasser und er auf dem Hintern. Dort blieb er so lange sitzen, bis die Polizei eintraf.

34.

KELDYSH

Als Richard am nächsten Tag zu seinem Arbeitsplatz auf der *Keldysh* zurückkehrte, fand er eine Notiz von Cunningham am Monitor seines Rechners: »Mulligan ist tot.« Er rief Cunningham an. »Wo bist du?«

»In Aalborg.«

»Wieder auf einer dieser Schnittchenfresserveranstaltungen?«

»Warte, ich gehe kurz raus.«

Richard hörte, wie sich Cunningham bei jemandem entschuldigte, einen Stuhl rückte und den Raum verließ.

»Wie unauffällig, Paul.«

»Das ist mir doch egal. Die hören unsere Telefonate sowieso ab.«

»Mulligan ist tot?«

»Ja, seine Leiche trieb bei Skagen im Meer und war gerade auf dem Weg in die Ostsee, als ein Touristenpärchen sie gefunden hat. Er hatte eine Kugel im Kopf. Das geht doch nicht auf deine Rechnung, oder?«

»Warum sollte ich ihn umlegen? Haben deine neuen Freunde sonst noch einen Verdacht?«

»Ja. Elias scheint sich mit Terroristen eingelassen zu haben.«

»Ach, nee. Haben die auch was Neues?«

»Die Dänen haben Unterlagen gefunden, wonach die einen weiteren Giftgasanschlag auf einen Freizeitpark in Kopenhagen verüben wollen. Das deckt sich wohl mit Hinweisen, die sie von den Schweden erhalten haben. Mulligan sollte sie mit dem Kampfstoff beliefern. Jetzt herrscht helle Aufregung, weil sie nicht wissen, ob die Terroristen das Gas bereits haben oder nicht.«

»Auch nicht neu. Haben sie. Wenn ich das Puzzle richtig zusammensetze. Es dürfte sich um das Zeug handeln, das sie auf der *Britta* ausprobiert haben. Da fällt mir ein, ich bekomme noch 375 Dollar von dir.«

»Wofür?«

»Für die Laterne.«

»Was für eine Laterne?«

»Ein Positionslicht aus Kupfer, das als Probe diente.«

»Für 375 Dollar? Warum zahlst du so viel Geld für eine Laterne? Du klaust doch sonst alles, was der guten Sache dient.«

»Sie hat mich so angelächelt.«

»Die Laterne oder die Frau, die sie dir verkauft hat? Da reden wir noch drüber.«

»Aber Paul, du bist doch bestens mit den Unkosten von Geheimdienstoperationen vertraut.«

»Das ist aber hier keine Geheimdienstoperation. Aus welchem Budget soll ich das nehmen? Fishers? Was soll der mit einer Laterne? Der finanziert eine ganz ordinäre geomorphologische Untersuchung

des Meeresbodens.«

»Da seid du und Fisher aber die Letzten, die das glauben.«

»Fahr doch mal eine Runde im Tauchboot mit ihm.«

»Yep.«

»Ich muss wieder rein. Verhalt dich erst mal ruhig. Klar?«

»Ich seh mir mal seine Kabine an. Wissen die Dänen eigentlich, dass er die auf dem Schiff hat?«

»Keine Ahnung. Halt dich da raus, Richard. Es ist nicht unser Job, Terroristen zu fangen.«

»Aber den Kampfstoff zu bestimmen und seine Quelle zu finden.«

»Ich denke, das haben wir. Die alten Bunkieranlagen freizulegen, zu durchsuchen und das Zeug zu vernichten gehört nicht mehr zu unseren Aufgaben. Fertig, aus, basta.« Cunningham legte auf.

Von wegen. Richard machte sich auf den Weg zu Mulligans Kabine. Die hatte er sich einrichten lassen, nachdem das Bergungsschiff in die Luft geflogen war. Allerdings wurde er dort nie gesehen. Auch jetzt war sie verschlossen. Ohne große Umschweife trat Richard die Tür ein. Alles schien unberührt. Die Bettwäsche lag unangetastet auf der Koje, im Badezimmer fanden sich keine Waschutensilien, und der Schrank war leer. Zwar schien es Richard zu einfach, aber er sah trotzdem unter dem Bett nach. Und tatsächlich, dort lag ein Aktenkoffer. Richard zog ihn hervor. Er war verschlossen. Mit dem Leatherman-Tool, das Richard immer bei sich trug, war der schnell geöffnet. Im Inneren fand Richard Unterlagen, die bewiesen, dass Waffenhändler an die Formel des Giftgases wollten. Die Herren in den schwarzen Anzügen. Klar, eine wild gewordene Bande radikaler Islamisten würde wohl kaum in eine Bank in New York marschieren und einen Kredit für ihren nächsten Anschlag aufnehmen. International agierende Waffenschieber hingegen bewegten sich sicher auf dem Parkett der Hochfinanz, wo sie sich mit den notwendigen Informationen und mit Geld versorgten, Einfluss nahmen auf die Senatoren und somit auf die Politik. Doch Elias finanzierte normalerweise Waffengeschäfte in Milliardenhöhe. Das wusste Richard. Der verhökerte nicht ein paar Granaten an durchgeknallte Extremisten. Einige Seiten weiter fand er Notizen mit Initialen und ausländischen Telefonnummern auf dem Briefpapier der Abteilung Energy Investments. Die leitete Judith Mulligan. Richard klappte den Koffer zu und eilte in sein eigenes Büro. Er musste sich noch einmal die Aufnahme von der Tauchfahrt mit Mulligan anhören.

Er spulte das Band vor. Da war die Passage: „Sie konnte nicht ahnen, dass die so bescheuert sind und das Zeug direkt hier vor der Küste ausprobieren.« Sie, nicht er oder die, sie. Sieh an. Richard klappte den nächsten Aktendeckel auf. Darin befand sich ein Haftzettel mit den Ankunfts- und Liegezeiten der königlichen Jacht, eine Kopie des Fahrplans und eine Karte mit den entsprechenden Koordinaten vor der Hafeneinfahrt von Frederikshavn. Ach du Scheiße!

35.

FR EDERIKSHAVN FORT BANGSBO

Am Abend fuhr die ganze Familie auf die andere Seite Nordjütlands nach Frederikshavn. Overgaard hatte Richard dort ein kleines Restaurant am Jachthafen empfohlen, das *NerD*. Dort lockten in gemütlicher Atmosphäre sehr schmackhafte Gerichte, die kulinarisch alles zu bieten hatten, was Weiden, Meer und Bauernhöfe in Dänemark hergaben.

Was Richard seiner Familie verschwiegen hatte, war, dass gleich nebenan der Heimathafen der Ersten Flotte der dänischen Marine lag und die königliche Jacht *Dannebrog*. Ihr galt Richards besonderes Interesse.

Als sie um 18 Uhr dort eintrafen, füllte sich die Terrasse des Lokals bereits, und sie mussten schnell sein, um noch genügend Tische für die ganze Familie zusammenstellen zu können. Richard hatte gegen den Rat Angelas keinen Tisch reserviert. Sie schien zum Glück damit beschäftigt, die Namen der einzelnen Gerichte auf der Speisekarte zu studieren. Richard wog sich bereits in Sicherheit und bereitete seinen Abgang vor, indem er sein Mobiltelefon zückte und ein imaginäres Gespräch mit Cunningham simulierte: »Paul, tu mir das nicht an. Wir stehen hier gerade vor einer Auswahl der besten Fischgerichte, die ich je gesehen habe.«

Angela horchte auf. Richard mochte keinen Fisch, das war sein erster Fehler. Der zweite Fehler bestand darin, dass Richard Jacksons Interesse an allem, was nach einem Kriegsschiff aussah, nicht berücksichtigt hatte. Über den Sportboothafen hinweg lugten die Radartürme von Fregatten und Schnellbooten. Jackson trötete das hinaus, bevor Richard ihm ein Brötchen in den Mund stopfen konnte.

Angela drehte sich langsam zu Richard um, und ihr Blick verriet ihm, dass sein Täuschungsmanöver nicht funktioniert hatte.

»Hau schon ab! Aber über deine Lügerei unterhalten wir uns noch, Darling.«

»Bin gleich wieder da.« Er schnappte sich seinen Rucksack und verschwand schnellen Schrittes um die Ecke. Nicht schnell genug, denn Jackson meldete an, dass er mit wollte. Richard überlegte kurz. Es wäre gar nicht so schlecht, den Kleinen dabei zu haben. Der konnte Schmiere stehen.

»Na, dann komm.«

Die beiden verschwanden in Richtung Mole, auf der ein Hochspannungsdraht entlanglief, der Unbefugte von einem Betreten des militärischen Sicherheitsbereiches abhalten sollte.

Richard hielt sich für befugt im Sinne der guten Sache.

Am Ende von Pier 2 warteten Giuseppe und Svenja mit einem Schlauchboot auf ihn. So wollten sie im Schutz einer der einlaufenden Fähren aus Göteborg in den vom Meer her offenen Marinehafen gelangen. Auf diese Weise ließen sich die Radaranlagen, die die Hafeneinfahrt vor unberechtigttem Zugang schützten, umgehen.

»Na Svenja? Spielen Sie jetzt mit offenen Karten?«

Sie versuchte abzulenken und schmiegte sich an ihn. »Dabei würde ich viel lieber mit Ihnen spielen«, hauchte sie ihm ins Ohr. Richard schob sie sanft zurück. »Da drüben sitzt meine Frau. Fragen Sie die mal, ob Sie mit mir spielen dürfen.«

»Was meinen Sie, Richard?«

»Der Aktenordner, in dem Sie mir die dechiffrierten Texte des Tagebuches Ihrer Urgroßmutter gezeigt haben, ist von der gleichen Sorte wie die, die Overgaard benutzt. Das Siegel auf dem Deckel ist von der staatlichen Druckerei. Richten Sie Ihrem Kollegen aus, das nächste Mal soll er einen Profi auf mich ansetzen. So, wie Sie versucht haben, mich rumzukriegen, hätten Sie mir gleich eine Keule über den Schädel ziehen und mich in Ihre Höhle schleppen können. Ehrlich gesagt, bin ich enttäuscht, dass Sie es nicht mit ein wenig mehr Raffinesse angegangen sind.«

»Nachdem ich Sie mit Ihrer Frau gesehen habe, habe ich ihm gleich gesagt, dass das nicht klappt. Aber der Mann tickt eben ein wenig anders als Sie. Dafür haben Sie jetzt meinen ganzen Respekt. Zufrieden?«

»Yep.« Richard schaute durch das Fernglas. Da lag sie, die *Dannebrog*. Sie hatte im Schutz des einzigen U-Boot-Bunkers

festgemacht. Der stammte noch aus der Zeit der deutschen Besatzung und diente heute dazu, Arbeiten an den Schiffen vorzunehmen, die von keinem Spionagesatelliten entdeckt werden sollte.

Die ansonsten rege Geschäftigkeit um das Boot und der laufende Schiffsdiesel ließen vermuten, dass es bald auslaufen würde.

Richard hatte recht. Kaum war die Prinzenfamilie an Bord, begannen die Vorbereitungen zum Auslaufen. Es waren noch gut dreißig Minuten bis zu der von Elias notierten Uhrzeit.

»Gib mir dein Handy, Giuseppe.«

»Wozu brauchst du das jetzt?«

Noch ehe Richard antworten konnte, streckte ihm Jackson voller Stolz sein Mobiltelefon entgegen.

»Da!« Mehr sagte oder fragte er erst gar nicht, weil er seinen Vater gut genug kannte, um zu wissen, dass er nicht viele Worte verschwenden, sondern handeln wollte.

»Wie ich vermutet habe: keine Netzverbindung.« Richard ging an das Radar. Auf dem Monitor war nur ein flimmerndes Bild zu erkennen. Auch das GPS-Signal war ausgefallen. Er nahm das Bordfunkgerät und versuchte die *Keldysh* zu rufen. Statt einer Antwort erklang nur ein statisches Rauschen aus dem Lautsprecher.

»Wie kommst du da drauf, dass die Terroristen es auf die Jacht des Prinzen abgesehen haben?«

»Ich erkläre es dir später, fahr mich zum Jachthafen an den Anleger beim Restaurant. Aber pronto.«

»Wir müssen eine Fähre abwarten, sonst entdecken sie uns.«

»Sieh auf die Instrumente, die sind blind wie ein Maulwurf im Dunkeln.«

Als sie am Anleger ankamen, setzte er ohne Zeit zu verlieren Jackson mit einem einzigen Schwung auf den Steg, hielt ihn an beiden Armen und blickte zu ihm hinauf. Er sprach mit ernster Stimme. »Du rennst so schnell du kannst rüber zu den anderen. Du redest nur mit Angela und niemand anderem, der dir dazwischenquatscht. Sag ihr, dass Papa gesagt hat, ihr sollt hier so schnell wie möglich abhauen. In Richtung Osten, weg von der Küste. Sie sollen alles stehen und liegen lassen. Und wenn ich sage sofort, dann meine ich sofort. Sag ihr, ihr habt noch achtzehn Minuten. Wie lange habt ihr noch?«

»Achtzehn Minuten.«

»Wozu?«

»Abzuhauen.«

»In welche Richtung ?«

»Osten.«

»Guter Junge. Los jetzt! Und Sie gehen mit, Svenja.«

»Ich denke gar nicht dran.«

»Jetzt haben Sie Schiss, was? Lauf los, Jackson! Bring mich rüber zum Bangsbo-Fort, Giuseppe. So schnell es irgend geht.« Kaum hatten sie die Hafenausfahrt passiert, tauchte hinter ihnen ein Schnellboot der Marine auf und richtete seine Bordkanone auf das Zodiak.

Das Zodiak mit seinen beiden 350-PS-starken Außenbordern war viel zu schnell für die Küstenpatrouille, und die drei gewannen schnell an Vorsprung. Es war wie das Katz-und-Maus-Spiel bei Tom & Jerry. Gerade, wenn Jerry sich in Sicherheit wog, kramte Tom Plan B und eine Zille hervor. In diesem Fall verballerte er damit allerdings keine Steinchen, sondern 8-Millimeter-Geschosse, die das Zodiak in einen kalten Sprühregen hüllten. Gott sei Dank ließ die Treffsicherheit der Geschützbedienungen zu wünschen übrig.

Die zwei Seemeilen bis zu Bangsbo-Fort waren schnell überwunden.

»Was hast du vor?«

»Ich habe mit meinen Jungs eine Besichtigungstour durch das Fort gemacht. Der Guide rühmte sich und seine Freunde vom Militärstützpunkt dafür, dass die Kanonen dort oben voll funktionsfähig sind.«

»Am *Grundlovsdag*«, ergänzte Svenja, »dem Tag der dänischen Verfassung, lassen die es ordentlich knallen von da oben.«

»Da hat jemand seine Hausaufgaben gemacht«, honorierte Richard Svenjas Wissen. »War der Geschichtslehrer hässlich? Oder warum haben Sie aufgepasst?«

Sie streckte ihm die Zunge heraus. »Beeindruckt?«

»Nein. Von da oben haben wir einen guten Ausblick auf die Hafeneinfahrt. Ich hoffe, dass wir das Boot, mit dem die Terroristen die königliche Jacht angreifen wollen, von dort ausfindig machen können. Dann brauchen wir nur noch eine Granate und hoffen, dass wir besser treffen als die Hobbyschützen hinter uns.«

»Auch auf die Gefahr hin, dass ich mich wiederhole: Wie kommst du darauf, dass die Terroristen es auf die Jacht des Königs abgesehen haben?«

»Erkläre ich dir später.«

»Unsere Ausrüstung dient im Allgemeinen dazu, Forschung zu

betreiben und nicht Kriegsschiffe anzugreifen. Woher willst du die Munition nehmen? Soll ich umdrehen und die Jungs hinter uns bitten, uns mit ein paar Granaten auszuhelfen?«

»Steh mal auf«, sagte Richard.

Er hatte die Granate, die er in Irland von der *Lusitania* geborgen hatte und Hellmer bei geeigneter Gelegenheit zur Untersuchung unterjubeln wollte, in dem Fach unter dem Sitzpolster des Zodiaks versteckt. »Da ist ja das gute Stück.« Er holte sie heraus und küsste sie.

»Die hast du hier versteckt? Unter meinem Arsch? Schon wieder? Du bist doch vollkommen irre«, schrie Giuseppe hysterisch.

»Yep.«

Sie flogen mit Höchstgeschwindigkeit über die Wellenkämme, als Giuseppe das Tempo zurücknahm.

»Was machst du?«, fragte Richard.

»Wo wollen wir an Land gehen?«

»Guter Einwand.« Richard überlegte kurz und zeigte dann mit dem Zeigefinger auf das südliche Ende der Küstensiedlung.

»Da, wo die zerzausten Bäume am Ufer stehen. Von da aus ist es die kürzeste Distanz zu einem der Geschütze.«

Die waren kaum zu übersehen, da sie in der Abenddämmerung angestrahlt wurden. Ob es Glück war oder Intuition, Giuseppe schob den Gashebel mit einem Ruck nach vorn. Es krachte, knirschte, und das Boot schoss in die Höhe. Kein Granattreffer, sie waren über eine alte Mole hinweggedonnert, die kurz unterhalb des Wasserspiegels lag.

Angekommen sprangen die drei aus dem Zodiak. Giuseppe machte sich nicht einmal die Mühe, die Zündung auszuschalten, so eilig hatte er es, aus dem Schussfeld der Marineschnellboote zu gelangen. Dann liefen sie über ein Privatgrundstück und den Bindesbøllsvej entlang, überquerten im Spurt den Europavej und hielten auf einen Erdrutsch zu, der die Steigung zur Bunkeranlage einigermaßen schnell überwinden ließ.

»Scheißzigaretten«, fluchte Richard, als er den immer noch steilen Anstieg hochhechelte. Allen voran Svenja, die leichtfüßig wie eine Elfe und mit einem Vorsprung von gut zehn Metern den Hügelkamm erreichte.

»Grinsen Sie nur. Ihr Frauen habt den Vorteil, dass ihr den Morgen auf dem Stepper im Sportstudio verbringt, während eure Männer hart für den Familienunterhalt schuften und die Kinder im

Kindergarten *Backe, backe Kuchen* singen. Wir Kerle können dann froh sein, wenn der Personal Trainer nicht zum Scheidungsgrund avanciert«, prustete Richard.

»Ich kann Sie so schlecht verstehen, Mr Boyle. Vielleicht ein Päuschen und eine Zigarette?«

Richard stapfte an ihr vorbei und blieb abrupt stehen, als er in die Mündung der Maschinenpistolen blickte. Er stützte die Hände auf die Knie und wandte den Kopf zu Svenja. »Das kommt nur davon, dass Sie so viel quatschen. Sonst hätten die uns nie gefunden.«

»Stopp, militärischer Sicherheitsbereich«, schrien die jungen Kerle immer wieder auf Dänisch und fuchtelten mit den durchgeladenen Waffen vor ihren Nasen herum.

Richard hob freundlich lächelnd den Kopf und sah sie an.

»Wollen wir mit denen reden?«

»Nein, wollen wir nicht«, antwortete Giuseppe. Richard hob die Hände und ging direkt auf den vorderen der beiden Soldaten zu, die sich aneinanderkauerten wie zitternde Schafe, die von einem Wolfsrudel umkreist wurden.

»Svenja, sagen Sie ihnen, dass wir uns freuen, sie zu treffen, weil bewaffnete Schurken hinter uns her sind.«

Während Svenja die Worte auf Dänisch wiederholte, legte Richard den Rucksack ab und öffnete mit beiden Händen die Jacke, um zu zeigen, dass er unbewaffnet war. Als Svenja den Satz beendet hatte, suchten die Männer automatisch den Hang nach Verfolgern ab. Das war der richtige Moment. Richard machte einen letzten Schritt nach vorn, ergriff den Lauf des Gewehrs und zog so heftig daran, dass der Mann nach vorn stolperte und Giuseppe ihm einen Schlag auf den Kehlkopf verpassen konnte, während Richard den Schwung nutzte, um auf Armeslänge an den hinteren Soldaten zu kommen und ihm einen Hieb auf die Halsschlagader zu versetzen. Beide Männer sackten bewusstlos zusammen.

»Sind sie tot?«

»Nein, bringen Sie sie in eine stabile Seitenlage. In dreißig Minuten sind die wieder auf und kotzen im schlimmsten Fall ihr Abendbrot aus.«

Richard und Giuseppe schnappten sich Waffen, Munition und Handgranaten der Soldaten und verschwanden in der Geschützstellung.

»Und nu?«, fragte Giuseppe. »Der Verschluss fehlt.« Richard erinnerte sich, wo er den gesehen hatte.

»Mach du dich vertraut mit der Ausrichtung des Geschützes. Ich bin gleich wieder da. Und Svenja soll kommen. Wir brauchen sie hier.«

Zielsicher, als wäre es sein eigenes Wohnzimmer, lief Richard durch den Munitionierungsraum an den Quartieren vorbei zum Ausgang und steuerte auf das kleine Museum zu. Er sah auf die Uhr. Er hatte noch zehn Minuten.

Noch im Sprint riss er die Waffe hoch und zerschoss das Fenster neben dem Eingang. Wie ein Hürdenläufer sprang er aus vollem Lauf in das Innere des Gebäudes.

Da war er ja. Der Verschluss stand an der gleichen Stelle wie bei seinem letzten Besuch. Dann war der Entfernungsmesser bestimmt immer noch nebenan zu finden. Und richtig, da lag er. Mit dem Gewehrkolben schlug Richard kurzerhand die Glasvitrine ein und griff sich das sperrige Okular samt Kompass und Tabellenheft mit den ballistischen Kurven, Feldtelefon und Kabeltrommel.

Ganz so elegant, wie er hineingekommen war, schaffte er es nicht wieder hinaus. Die Gerätschaft wog so viel, dass er es bereute, Giuseppe nicht mitgenommen zu haben. Er warf sein Gewehr beiseite, hievte den Krempel durch das Fenster und begann zu laufen. Noch sieben Minuten.

»Svenja, auf den linken Sitz und Giuseppe, auf den rechten. Giuseppe, bekommst du es hin, den Verschluss einzusetzen?«

»Yep.«

Richard griff in seinen Rucksack, holte die Granate heraus und führte sie in den Lauf ein.

»Passt! Ich gehe nach oben auf den Beobachtungsstand und montiere den Entfernungsmesser. Hier, setz dir die Kopfhörer auf. Du gibst die horizontalen Daten an Svenja weiter. Erklär's ihr.«

Und weg war er. Alles lief wie geschmiert. Richard stellte den Entfernungsmesser ein.

»Da sind sie.«

»Entfernung 3649 Meter, Richtung 46,03 Grad.« Er wartete einen Moment.

»Habt ihr,s?«

»Ja«, kam die Antwort nach zwei Sekunden.

»Feuer!«

Das Geschütz entsendete unter lautem Donner seine tödliche Ladung.

Das Geschoss teilte das aus Karbon gefertigte Boot bereits durch die Wucht des Aufpralls in zwei Teile, als es auf Höhe der Fahrerkabine eindrang. Richard stellte sich die erstaunten Gesichter im Cockpit des Powerbootes vor, wie sie auf die mit einem Zeitzünder versehene Granate vor ihren Füßen starrten und zwei Sekunden vergingen, bis der Sprengkörper in einem Feuerball aus Trümmern und Kerosin detonierte.

»Treffer, Admiral Hornblower. Sie sinkt über den Bug.« Giuseppe streckte Richard die rechte Hand entgegen.

»Gib mir Fünf.«

Richard schlug ein, immer noch angespannt von der bangen Frage, ob das Gas freigesetzt worden war.

»Unsere Verfolger haben wir auch abgeschüttelt. Die sind gerade am Wrack angekommen.«

»Und?«

»Was und?«

»Leben sie noch, atmen sie noch, bewegen sie sich noch?«

Giuseppe senkte das Fernglas und grinste Richard an.

»Sie haben mal wieder die Welt gerettet, Mr Bond.«

»Stehen Sie bequem und nennen Sie mich James, Miss Moneypenny.«

»Wir haben nur ein Problem, Mr Bond. Die halbe dänische Flotte bewegt sich gerade auf unseren Standort zu.«

Richard kniff die Augen zusammen. »Raus hier!«, brüllte er. Sie hechteten durch das Stahlschott in den Nahkampfraum, von dem die Treppe nach draußen führte. Da knallte es auch schon, und eine Feuerwalze versengte den am Boden Liegenden die Haarspitzen. Eine Stinger-Rakete, magisch angezogen vom heißen Lauf der Kanone, war in den Geschützturm eingeschlagen.

Die massive Stahlbetonkonstruktion rettete den dreien das Leben. Im Dritten Reich hatte man eben für die Ewigkeit gebaut. Zu einem Hoch auf die Nazis wollte Richard sich dann allerdings doch nicht hinreißen lassen.

Giuseppe kramte wortlos in seiner Jacke und holte sein Mobiltelefon hervor.

»Wen rufst du verdammt noch mal jetzt an? Deine Mutter?«

»Nein, Cunningham. Entweder er kündigt dir, oder ich gehe freiwillig.«

»Svenja, holen Sie Overgaard ans Telefon oder wer immer Ihr Führungsoffizier ist, und sagen Sie denen, die sollen das Feuer

einstellen.«

»Führungsoffizier?«, fragte Giuseppe erstaunt.

»Die junge Dame weiß genau, was ich meine.«

»Ich erreiche ihn nicht.«

»Wir müssen weg hier. Ich glaube nicht, dass das alte Gemäuer einem weiteren Beschuss standhält.«

»Was ist eigentlich mit den beiden jungen Soldaten?«, fragte Svenja mit Sorgenfalten auf der Stirn.

»Ach du Scheiße! Liegen die da noch?«

Richard riss die Tür auf und spurtete die Treppen hoch zu der Stelle, wo sie die beiden zurückgelassen hatte. Sie waren unversehrt und schlummerten tief und fest. Richard packte den ersten bei seinem Gürtel und schleifte ihn in den nächsten MG-Unterstand. Dann war der zweite dran.

Richard hatte gerade die halbe Strecke bewältigt, als erneut eine Rakete in den Bunker einschlug. Unter der Gewalt der Detonation sackte das Gebäude diesmal einfach in sich zusammen. Richard befand sich in einem Gewissenskonflikt. Der Junge oder die Frau und sein Freund? Er schleifte den Soldaten weiter und ließ ihn unsanft in den Unterstand gleiten. Dann rannte er auf den Bunker zu, als Maschinengewehrsalven vor ihm in den Boden einschlugen. Ohne Rücksicht darauf zu nehmen, fing er an, in dem Schutt zu wühlen. Plötzlich war alles ruhig um ihn herum. Das »feindliche« Feuer war eingestellt worden. Immer wieder brüllte er die Namen von Giuseppe und Svenja. Er riss sich die Hände blutig bei dem Versuch, sich zu der Munitionskammer oder vielmehr zu dem, was von ihr übrig geblieben war, vorzuarbeiten.

Das Gewirr aus Stahl und Beton war so ineinander verkeilt, dass er nach wenigen Minuten verzweifelt aufgab. Er sackte auf die Knie und begann zu weinen.

»Lassen Sie ihn ruhig noch ein bisschen heulen«, hörte er eine Stimme hinter sich. »Das hat er verdient.«

Sein Kopf schnellte herum, und er sah Giuseppe, der mit dem Daumen auf eine alte Holzlatrine deutete, in die sie sich gerettet hatten.

»Wir konnten es nicht mehr aushalten und haben uns gerade ein kuscheliges Plätzchen gesucht, als hier die Hölle losbrach«, sagte Svenja.

»Sie liebt die Gefahr«, stimmte Giuseppe ein. »Deswegen musst du

nicht gleich weinen. Du hast ja Angela.«

»Ich hab Staub in den Augen. Warum ist das so ruhig hier?«, erwiderte Richard.

Svenja schwenkte das Telefon zwischen den Fingern. »Wie Sie herausgefunden haben, habe ich Beziehungen.«

Richard klopfte sich den Staub von der Jacke.

»So, ich verziehe mich, ehe hier der Rummel losgeht.« Er hatte die Nase voll und wollte wissen, wie es seinen Liebsten ergangen war und wo sie abgeblieben waren. Wenigstens das Telefon hatte den Raketenbeschuss überlebt, und ein Netz gab es auch wieder.

Außer der üblichen »Kritik an seinem Umgang« hatte er nicht viel auszustehen. Dem Gesprächsverlauf konnte er entnehmen, dass es für die Frauen am schlimmsten gewesen war, ihre halbvollen Teller stehen zu lassen. Tatsächlich Sorgen um ihn machte sich kaum noch jemand.

Er nahm eine Abkürzung den Hang hinunter, um weiteren Begegnungen mit Militärs und unangenehmen Fragen auszuweichen. Weit kam er allerdings nicht, da hatte ihn Overgaard schon aufgespürt. Er lehnte lässig an der Fahrertür seines Volvos und applaudierte.

Richard sah auf sein Dienst-Handy und warf es in die Büsche. »Als Kind habe ich es schon gehasst, wenn meine ›Mutti‹ wissen wollte, wo ich bin.«

»Was bleibt mir anderes übrig, als Ihnen zu danken, auch wenn Sie ein weiteres historisches Baudenkmal dem Erdboden gleichgemacht haben. Eine andere Möglichkeit gab es wohl nicht, die Terroristen aufzuhalten?«

Richard sah sich um. »Sehen Sie's doch einfach mal so. In fünfzig Jahren ist das wieder eine historische Ruine. Sie haben doch mehr Bunker. Und nein, es gab keine andere ...«

Overgaard hob beschwichtigend die Hand. »Kommen Sie. Ich bringe Sie nach Hause.«

»Nein, ich habe da noch was zu erledigen. Bringen Sie mich zu meinem Wagen, und ich brauche Svenja. Giuseppe können Sie zum Schiff bringen und ihm eine Dusche spendieren. Und sorgen Sie dafür, dass uns die NSA zufrieden lässt.«

»Sorry, aber wir würden wenigstens gern wissen, wie Sie darauf gekommen sind, dass ein Anschlag auf den Prinzen und seine Familie verübt werden sollte.«

Richard griff in die Innentasche seiner Jacke und holte die Notiz

heraus, die er in Mulligans Kabine gefunden hatte. »Ich habe mich gefragt, warum Elias Interesse an dem Schiff haben könnte. Dann habe ich versucht, die Positionsdaten der *Dannebrog* über eine Online-Schiffsauskunft aufzurufen. Doch das AIS-Signal war abgeschaltet. Das konnte nur bedeuten, dass sich Mitglieder der königlichen Familie an Bord befanden.«

»Da haben Sie richtig gelegen.«

»Der Hinweis auf einen Anschlag von Terroristen auf den Tivoli-Park in Kopenhagen, von dem Sie mir berichtet hatten, erschien mir damit als ein Täuschungsmanöver, um eure Kräfte dort zu bündeln.«

»Das ist denen auch gelungen.«

»Sie sollten sich mit den Kollegen von der NSA unterhalten. Ich könnte mir vorstellen, dass die Sie ganz bewusst mit falschen Informationen versorgt haben.«

»Wieso sollten sie?«

»Ein Anschlag auf die junge Familie könnte Dänemark dazu bewegen, sich wieder an einem bewaffneten Militärschlag gegen Syrien zu beteiligen. Bisher war die Bereitschaft in Europa dafür eher gering.«

»Was haben Ihnen die Amis eigentlich getan?«

»Wie kommen Sie darauf, dass die mir was getan haben?«

»Na ja, Sie beschuldigen gerade die USA, einen Anschlag auf das dänische Königshaus wissentlich und in intriganter Art und Weise zugelassen zu haben.«

»Die haben mich gerade eben dazu gebracht, mit der Granate, die ich mir so mühselig in Irland beschafft habe, einem Beweisstück, das hätte belegen können, dass die *Lusitania* als Waffen- und Munitionstransporter missbraucht wurde, ein Boot in der Ostsee zu versenken. So was ärgert mich.«

Overgaard lachte auf. »So was ärgert Sie? So, so.«

»Füttern Sie die Presse, dann verschwinden die Amis schon von allein. Die mögen keine Publicity.«

Sie haben doch sonst nicht viel für die Presse übrig. Die trägt ihre Kämpfe wenigstens nur mit Worten aus. Bei Ihnen fliegt immer gleich was in die Luft.«

»Dafür recherchiere ich gründlicher. Und wo gehobelt wird, fallen nun mal Späne.«

»Tauschen Sie doch mal den Hobel gegen eine Nagelfeile. Damit lässt es sich viel filigraner arbeiten.«

»Sie meinen, so wie Svenja. Es hat mich mindestens so viel Mühe

gekostet, mir die vom Leib zu halten, wie der ganze Rest meiner Nachforschungen.«

»Sie ist gut, oder?«

»Weiß ich nicht, habe ich nicht ausprobiert. Und nur weil sie keine Bohrmaschine zur Zahnbehandlung nutzt, bedeutet das noch lange nicht, dass es nicht wehtut.«

»Was haben Sie jetzt vor?«

»Ich werde Mrs Mulligan einen Besuch abstatten und meine Nachforschungen abschließen.«

»Was hat sie mit den Terroristen zu tun?«

»Das wissen Sie doch längst, oder? Wenn nicht, können Sie es in meinem Bericht lesen.«

»Warten Sie, Richard. Ich muss das wissen, sonst kann ich Ihnen den Rücken nicht freihalten.«

»Ich denke, die Mulligans haben lange vor uns von der Existenz der Labors hier in Dänemark gewusst. Ihre Bank hatte immerhin die Forschungsarbeiten von Thomas Bennet finanziert. Irgendwann sind sie wahrscheinlich über die alten Unterlagen ihres Urgroßvaters gestolpert und haben einen Deal eingefädelt. Elias Mulligan hat sich verquatscht. Er wusste davon. Aber initiiert hat das Geschäft seine Schwester. Eine Überprüfung ihres Kreditrahmens hat ergeben, dass sie und ihr Mann sich bei Fehlspekulationen hoch verschuldet haben. Raten Sie mal, womit.«

»Aktien?«

»Fonds für Windkraftanlagen in der Nordsee. Die haben ihr Insiderwissen erst dazu nutzen wollen, groß abzusahnen, und als das Projekt vor den deutschen Inseln in den Sand gesetzt wurde, gewährten sie Fisher einen Kredit, damit der den Karren wieder aus dem Dreck zieht. Weil das kurzfristig aber nicht ihren privaten Bankrott abgewendet hätte, haben sie sich diesen kleinen Nebenerwerbszweig erschließen wollen.«

»Wozu brauchen Sie Svenja?«

»Ich glaube, dass sie einen besseren Zugang zu Judith Mulligan finden wird als ich. Eigentlich ist die Mulligan eine ganz nette und patente junge Frau, die Kinder und Familie hat und sozial engagiert ist. Vielleicht kann ich sie dazu bringen, uns die Hintermänner zu nennen.«

»Und wenn Ihnen das nicht gelingt?«

»Dann gehört sie Ihnen.«

»Warum nicht gleich?«

»Ich will die Unterlagen haben, die belegen, dass die Bank, die USA und Großbritannien von diesen Experimenten und den Waffendeals gewusst haben.«

»Sie haben nur einen Versuch«, mahnte Overgaard. »Danach übernehmen wir.«

»Passt.«

36.

AALBORG

Richard stand an ihren Wagen gelehnt Martin Vanquish Cabriolet, als Judith Mulligan mit einem Aktenkoffer aus dem Gästehaus auf Fishers Anwesen kam.

»Mr Boyle, was wollen Sie denn hier?«

»Ich möchte mit Ihnen reden.«

»Weg da.« Sie schleuderte das Gepäckstück ohne Rücksicht auf die filigran gearbeiteten Ledersitze und riss die Tür auf.

Richard widerstand dem Reflex, sie am Arm zu packen und am Einsteigen zu hindern. Im Gegenteil. Gentleman, wie er war, drückte er die Tür sanft zu.

»Reden Sie mit mir. Die Sache geht nicht gut aus für Sie. Verraten Sie mir Ihre Hintermänner, und ich lege ein gutes Wort für Sie ein.«

Judith schob sich die Sonnenbrille auf die Nase und sah ihn verächtlich an. »Sie haben meinen Bruder auf dem Gewissen. Er ist tot, Mr Boyle. Tot!«

Judith ...«, weiter kam er nicht. Sie drückte den Startknopf. Der Zwölfzylinder heulte auf, und der Wagen schoss die Einfahrt hinunter. Richard stand in der Staubwolke, wie bestellt und nicht abgeholt.

Svenja lachte sich beinahe schief. »Na, Richi? Das sind Sie nicht gewohnt, dass man Sie so abblitzen lässt, oder?«

Richard schwang sich in den Wagen.

»Hören Sie auf, so zu wiehern. Sie sollten mich unterstützen, Mrs Bond und sich hier nicht amüsieren. Mein Gefühl sagt mir, dass sie die USA nicht lebend erreichen wird.«

Er startete den Wagen, gab Vollgas und warf Svenja das Telefon in den Schoß. »Suchen Sie mir ihre Nummer raus.« Eigentlich hatte er nicht damit gerechnet, aber Judith nahm den Anruf tatsächlich

entgegen.

»Wie haben Sie es herausgefunden?«, fragte sie ihn ohne Umschweife.

»Bankenaufsicht. Seit die Banken einen wegen jeder kleinen Kontoüberziehung durchleuchten, habe ich mir einen Freund bei der Bankenaufsicht zugelegt. Das verbessert in den meisten Fällen die eigene Position bei Kreditverhandlungen wie von Geisterhand.«

Es waren nur noch wenige Meter. Dann hatte er sie eingeholt. Er setzte seinen Wagen auf der rechten Spur neben den Aston Martin. Judith sah unwiderstehlich aus, wie sie in ihrem kurzen Rock, der kaum ihre Schenkel bedeckte, in die roten Ledersitze geschmiegt saß und das Haar im Wind flatterte. Nur eine Träne, die unter der Sonnenbrille ihre Wange hinunterlief und der Kajal, der eine schwarze Spur auf ihrem sonst makellosen Gesicht hinterließ, trübten den Anblick.

»Bitte Judith, halten Sie an. Am Flughafen wartet Overgaard auf Sie. Sie kommen hier nicht weg.«

»Wie sind Sie auf mich gekommen?«

»Ihr Bruder, Gott hab ihn selig, war nicht intelligent genug, einen derart geschickt getarnten Deal einzufädeln. Außerdem hat er sich bei unserer kleinen Tauchfahrt verplappert.«

Judith drehte den Kopf zur Seite. »Ich habe keine Ahnung, wovon Sie reden. Leben Sie wohl, Mr Boyle.«

Sie zog zweimal an den Schaltwippen am Lenkrad, und der Aston machte einen Satz vorwärts.

»Holla!«

Svenja sah Richard nachdenklich an. »Wenn ich gewusst hätte, dass Sie ein Frauenverstehler sind, hätte ich Sie raffinierter umgarnt.«

»Das ist das Problem mit euch Frauen. Selbst bei Tempo zweihundertfünfzig quatscht ihr noch wie ein Wasserfall, anstatt euch auf den Verkehr zu konzentrieren. Scheißelektrokarre.«

Der Aston gewann mit jeder Sekunde an Boden, und Richard konnte kaum folgen. In einem wilden Zickzackkurs durch den Feierabendverkehr auf der Autobahn beschleunigte Judith, bis der Begrenzer bei zweihundertfünfzig Stundenkilometer dem Vortrieb Einhalt gebot. Richards einzige Chance war die Standspur.

»Lassen Sie das, Richard, das geht nicht gut«, schrie Svenja hysterisch auf.

Richard wünschte sich Bonds alten Aston Martin herbei, dann könnte er Svenja einfach aus dem Auto katapultieren, und er hätte seine

Ruhe. Er suchte eine Lücke, um eine Kollision an der nächsten Ausfahrt zu vermeiden. Ein kurzes Antippen der Bremse, einen Gang zurück, Vollgas und der Mustang schoss zwischen einem VW Golf und einem BMW hindurch. Ein Blick in den Rückspiegel sagte Richard, dass es gut gegangen war. Wahrscheinlich hatte der alte Herr in dem BMW ihn nicht einmal wahrgenommen, als er zwanzig Zentimeter vor seinem Kühlergrill seinen Weg kreuzte.

Nun donnerten die Wagen mit nur noch dreihundertfünfzig Metern Abstand in den Tunnel, der unter dem Limfjord durchführte. Das Röhren der beiden Motoren war wie Musik in Richards Ohren. Am anderen Ende angekommen, sah er einen Blitz wie von einem Radargerät. Der Aston brach vor ihm völlig unkontrolliert nach links aus. Judith versuchte, den Wagen abzufangen. Die Geschwindigkeit war viel zu hoch. Weder ihre Fahrkünste noch die kleinen elektrischen Assistenzsysteme konnten bei diesem Tempo die Gesetze der Physik außer Kraft setzen. Der Wagen geriet völlig außer Kontrolle.

Judith dürfte nicht einmal mehr mitbekommen haben, wie der Aston in einen Lichtmast krachte, der das Fahrzeug in zwei Teile riss.

Richard trat auf die Bremse und kam wenige Meter vor der Unfallstelle zum Stehen. Er sprang aus dem Auto und rannte auf das Wrack zu. Motorblock und Vorderachse waren hundertfünfzig Meter weiter in die gegenüberliegenden Leitplanken gekracht. Der Anblick ließ ihn kurz stutzen. Kein Blut, keine offenen Wunden. Judith sah aus, als ob sie schlief. Der Kopf war nach vorn auf den Airbag gesackt. Doch die Haltung verriet ihm, dass sie sich das Genick gebrochen hatte.

»Warum hast du nicht angehalten?«, flüsterte Richard.

In beiden Fahrtrichtungen war der Verkehr zum Erliegen gekommen. Niemand sonst schien in Mitleidenschaft gezogen worden zu sein. Er schnappte sich den Aktenkoffer und rannte auf den GT-500 zu.

Svenja saß wie erstarrt auf dem Beifahrersitz und sah ihn fragend an. Er schüttelte den Kopf, startete den Motor und fuhr langsam los. Als sie das Wrack passierten, standen bereits die ersten Schaulustigen herum. Er hupte sich den Weg frei und rollte durch das knirschende Glas der zerborstenen Frontscheibe an der unheimlichen Szenerie vorbei.

Von wo der Schuss gekommen war, ließ sich laut Polizeibericht nicht mehr feststellen. Allerdings handelte es sich um das gleiche Kaliber

und die gleiche Waffe, die auch auf Richards ATV am Strand abgefeuert worden war. Judith Mulligan hatte teuer bezahlt für das, was sie getan hatte. Echtes Mitgefühl konnte Richard nicht für sie empfinden, genauso wenig wie für ihren Mann, der noch am gleichen Tag, als ihm die Nachricht vom Tod seiner Frau übermittelt worden war, in den USA festgenommen wurde.

Fisher kam sauber aus der Sache raus. Laut Overgaard ließ sich eine Beteiligung seiner Person an den Waffengeschäften nicht nachweisen und galt als sehr unwahrscheinlich. Seine enge Beziehung zum Königshaus und die Freundschaft zu Prinz Fritjof sprachen dagegen.

Svenja war für einige Zeit völlig von der Bildfläche verschwunden. Richard sah sie erst wieder, als sie Overgaard in einem nagelneuen Jeep Wrangler von einer Besprechung abholte. Jetzt war sie es wahrscheinlich, die in Zukunft ihr Haar in dem Spiegel neben dessen Bürotür ordnen würde. Drei Monate später heirateten die beiden. In einem Brief entschuldigte sie sich für die plumpen Annäherungsversuche mit der Begründung, dass sie in den Fußstapfen ihrer Urgroßmutter nur ihren Job gemacht habe. Das kratzte doch ein wenig an Richards Ego.

Der Kredit mit der Bank wurde gekündigt. Es fand sich schnell ein anderer Finanzier, und die Arbeiten in der Nordsee konnten ohne Unterbrechung fortgeführt werden. Bei Mulligan & Webster herrschte indes rege Geschäftigkeit. Die alten Herren in ihren dunkelblauen Zweireihern in der

43. Etage würden die kommenden Wochen und Monate erheblich weniger Zeit auf dem Golfplatz verbringen. Zu sehr waren sie damit beschäftigt, die Verantwortung für den Waffendeal auf die Etagen unter ihnen zu verteilen und einige ihrer bis gestern noch als Nachfolger gehandelten Spitzenmanager den Gerichten und der Presse zum Fraß vorzuwerfen – *business as usual*.

In Kopenhagen wurde eine Terrorzelle ausgehoben, die offiziellen Verlautbarungen zufolge einen Anschlag auf den Tivoli-Freizeitpark im Herzen Kopenhagens geplant hatte. Als Richard das in der Zeitung las, musste er schmunzeln. Wenn alles aufgeklärt war, warum genoss er dann immer noch Personenschutz?

Nachdem die Abhöraktionen der Amerikaner durch einen ehemaligen Mitarbeiter bekannt gemacht geworden waren, gerieten die Geheimdienste vieler europäischer Länder unter erheblichen Rechtfertigungsdruck. Der Fall Forsetas kam den Verantwortlichen aus

Politik und Behörden gerade recht, um das Abhören von Telefonaten und das Lesen von E-Mails im Rahmen der Terrorismusbekämpfung zu legitimieren. Dänen, Schweden, Briten, Deutsche – sie alle rühmten sich der außerordentlich guten Zusammenarbeit und klopfen sich gegenseitig auf die Schultern.

Die USA und Russland schienen hingegen erstmalig an einem Strang zu ziehen. Die Nachrichten über eines der größten Chemiewaffenarsenale der Welt führten im UN-Sicherheitsrat zu einem schnellen und konsequenten Handeln. Die Syrier lenkten ein und erklärten sich bereit, ihre C-Waffen vernichten zu lassen.

Da es sonst keiner tat, klopfen sich die Herren Boyle, Morales, Hellmer und Cunningham gegenseitig auf die Schultern und feierten in einer Go-Go-Bar in Aalborg mit der gesamten Crew und ihren neuen Freunden von den Geheimdiensten und vom Staatsschutz einen standesgemäßen Junggesellenabschied. Die Rechnung ging an Overgaard.

37.

LØKKEN

Richard saß auf der Veranda und beobachtete, wie die Wolken vom Wind über den blauen Himmel getrieben wurden. Heute war sein Hochzeitstag. In der einen Hand verglommte eine Zigarette und in der anderen hielt er einen Becher mit heißem Kaffee. Darin schwammen vier Aspirin. Er hatte keine Ahnung, wie er den Tag überstehen sollte. Das Gewusel um ihn herum stand in unmittelbarem Wettbewerb zur Wirkung der Kopfschmerztabletten.

»Turnschuhe? Du willst mich in Turnschuhen heiraten?«, hörte er Angelas hysterisch angehauchte Stimme hinter sich.

»Äh, nein. Ich dachte, barfuß am Strand?«

»Barfuß? Am Strand?«

»Nicht?«

»Willst du mich heiraten?«

»Ja.«

»Dann mach die Hacken scharf und besorg dir ein paar vernünftige Lederschuhe!«

»Okay.« Wenigstens hatte er dann erst mal seine Ruhe.

»Ach so«, fügte er hinzu, »ich bin mir sicher, dass du am

Strand bereits alles vorbereitet hast, oder?«

»Wieso? Wenn der Herr sich einmal umschaute, wird er feststellen, dass WIR alles HIER vorbereitet haben.«

Richard erhob sich schwerfällig aus seinem Stuhl. Tatsächlich. Auf der anderen Seite des Hauses war bereits alles mit Gräsern aus den Dünen, Muscheln vom Strand und Kornblumen von den Feldern geschmückt. Die Frauen und die Kinder hatten ganze Arbeit geleistet. Wo die bloß all die Stühle herhatten? »Stimmt«, sagte er an Angela gewandt, »trifft sich gut. Ich müsste nämlich eben noch einmal los, Schuhe kaufen.«

»Und komm mir nicht mit Flipflops, Gummi- oder Cowboystiefeln wieder. Soll ich nicht besser mitkommen?«

»Nein, ich schaff das.«

Als er an Kimberley vorbeikam, fragte die ihn: »Hast du eigentlich schon einen Brautstrauß?«

»Na klar.« Er nahm sich einen Kugelschreiber vom Tisch und schrieb das Wort Blumen in großen Lettern in die Innenfläche seiner Hand.

Nachdem er für seine Verhältnisse übermenschliche Anstrengungen unternommen hatte, war er im dritten Schuhgeschäft fündig geworden. Aus dem Regal lächelten ihn ein paar Camel-Boots an. Die erfüllten alle Kriterien. Sie waren braun, keine Flipflops, keine Cowboystiefel und aus Leder.

Als Richard zurückkam, hatte sich die Hochzeitsgesellschaft bereits versammelt. Angela hatte die gesamte Schiffsbesatzung und sogar Svenja und Overgaard eingeladen.

Ups, wird wohl langsam Zeit, Meister. Richard hastete ins Haus. Er stieg in seinen schwarzen Anzug und band sich eine Krawatte um. Er war gerade im Begriff, das Schlafzimmer zu verlassen, als Svenja um die Ecke kam und laut auflachte. Sie blickte auf seine Schuhe und stieß ihn unsanft in den Raum zurück.

»Ausziehen!«

»Svenja, nicht jetzt. Ich heirate gleich.«

»Klappe halten!« In Windeseile durchstöberte sie seinen Schrank und warf ihm eine Jeans und ein weißes Hemd auf das Bett.

»In zwei Minuten sind Sie entweder umgezogen oder tot.«

In letzter Sekunde spurteten die zwei auf die Veranda. Abgesehen von der Braut war er der Letzte, der zu seiner eigenen Hochzeit erschienen war.

Angelas weißes Kleid wehte in der sanften Brise, als sie von ihrem Sohn zu dem reichlich geschmückten Tisch der Standesbeamten geführt wurde. Richard war klar, es wäre nun an der Zeit gewesen, sich romantische Gedanken darüber zu machen, wie er Angela bis zu ihrem Lebensende auf Händen tragen würde, doch ihr Anblick verschlug ihm den Atem.

Er dachte an Sex. Das war immer so, wenn er erst mal zur Ruhe kam.

Giuseppe knuffte ihn in die Seite. »Mach mal den Mund zu, sonst siehst du später auf deinen Hochzeitsfotos ziemlich dämlich aus.«

Auf die Frage, ob er Angela zu seiner Frau nehmen wollte, antwortete er aus tiefster Überzeugung mit Ja.

38.

IRGENDWO ÜBER DEM ATLANTIK

Die Rückreise wurde von der dänischen Regierung spendiert. Ein wenig abenteuerlicher, als es sich die Damen gewünscht hätten, aber für die Jungs ein weiteres Highlight ihrer Ferien. Eine Militärmaschine sollte sie von Kopenhagen aus auf die Halbinsel Wollaston Forland am Young Sund an Grönlands Ostküste mitnehmen, wo es mehr Schlittenhunde gab als Soldaten. Dann würde es weitergehen über das ewige Eis in die Fjordlandschaften im Westen Grönlands nach Kangerlussuaq. Angela weigerte sich standhaft, eine kuschelige Hochzeitsreise mit dem Hundeschlitten quer durch die Eiswüste zur Baffin Bay zu unternehmen. Von Kangerlussuaq ging es dann weiter mit Air Greenland über Toronto nach Alberta zu Richards Eltern. Dort liefen die Vorbereitungen für die zweite Hochzeitsfeier bereits auf Hochtouren.

Fritz hatte sich in Richards Schoß zusammengerollt, und sie fielen direkt nach dem Start in Kangerlussuaq in einen tiefen Schlaf.

Als das Essen serviert wurde, verwickelte Fritz die Stewardess in einen erbitterten Kampf um das letzte nicht vegetarische Menü an Bord. Er entriss der hysterisch keifenden Frau das *Hähnchen Cordon bleu*, schlang es herunter und machte sich auf die Suche nach einem gemütlichen Plätzchen für einen Verdauungsschlaf. Die gleißend hellen Reflexionen des Sonnenlichtes, die das ewige Eis abstrahlte,

blendeten ihn derart, dass er kurzerhand ins Cockpit marschierte und der Kopilotin die Sonnenbrille von der Nase klaute.

Auf der Flucht vor der wütenden Frau versperrte ihm ein Steward, der aussah wie Mulligan mit einem Maschinengewehr, den Weg. Er verschanzte sich hinter dem Servierwagen, auf dem er die amerikanische Flagge gehisst hatte. Der Kater entkam dem ersten Feuerstoß durch geschickte Sprünge über die Sitzlehnen. Bei dem Versuch, von der linken auf die rechte Sitzreihe zu wechseln, landete er auf der Glatze eines schlafenden Mannes. Seine Krallen hinterließen acht parallel verlaufende Kratzer, die aussahen wie ein sauber angefertigtes Tattoo.

Der Mann riss die Augen auf, betastete seine Wunden und erblickte den Stewart mit der Waffe. Ohne zu zögern, schnellte der Glatzköpfige hoch. Bei dem Versuch, dem Steward die Waffe zu entreißen, löste sich ein Schuss. Das Projektil drang durch eines der Seitenfenster. Alles, was nicht niet- und nagelfest war, wurde durch das zerborstene Fenster gesogen. Die Triebwerke heulten auf, und das Flugzeug sackte über den linken Flügel ab.

Menschen schrien hysterisch durcheinander, die Stewardess verlor das Gleichgewicht und fiel mit dem Gesicht voran in Richards Schoß. Der bestellte aus lauter Verzweiflung einen Tomatensaft, in der Hoffnung, so die peinliche Situation überspielen zu können. Sie scheuerte ihm eine und brüllte ihn an, er habe vergessen, die Quarantänepapiere für den Kater auszufüllen.

Fassungslos beobachtete Richard, wie sich Fritz einen Fallschirm auf den Rücken schnallte. Ein rosafarbener Elefant lugte aus der Toilettentür. Beim Anblick von drei Nazis, die im Stehschritt den Hans-Albers-Klassiker *Flieger, grüß mir die Sonne* sangen, prustete er laut »Trörö«.

Richard schreckte hoch.

»Alles gut, du hast geträumt.« Angela zog die Verdunkelung des Fensters zu und bettete Richards Kopf sanft an ihre Schulter.

Er dachte noch darüber nach, wie wohl die Reaktion des Sicherheitsbeamten ausfallen würde, wenn dieser in seinem Handgepäck das Skelett einer Katze auf dem Monitor des Röntgengerätes entdecken würde, als der Kater sich auf den Rücken drehte und sein Schnurren sich erneut mit dem monotonen Dröhnen der Turbinen vermischte. Alles war gut, *Lucky Luke* war nichts passiert. Er ritt in den Sonnenuntergang, und der Rauch seiner

Zigarette verwandelte sich in Schäfchenwolken, die Richard zu zählen begann.

HOME SWEET HOME ALBERTA, KANADA

39.

Angela arrangierte die Hochzeitsfeier auf der Farm ihrer Schwiegereltern als ein ungezwungenes Barbecue. Richard kam sich vor wie in einer Hollywood-Kulisse. Cateringfahrzeuge sausten kreuz und quer über die Farm, als ihm in der flimmernden Mittagshitze des herrlichen Spätsommertages ein Helikopter auffiel, der in geringer Höhe direkt auf die Farm zuhielt. Die *Sikorsky* landete nur einige Meter entfernt von der Veranda, auf der Richard mit einer Zigarette im Mundwinkel und einem Becher Kaffee in der Hand in einem Schaukelstuhl genüsslich vor und zurück wippte.

Die Seitentür flog auf, zwei kräftige Kerle in schwarzen Anzügen, weißen Hemden, schwarzen Krawatten und Sonnenbrillen sprangen heraus. Die Blues Brothers waren das definitiv nicht. Dafür fehlten ihnen die Hüte, da war sich Richard sicher. Ihnen folgte ein stark untersetzter Mann mit Glatze, der an die sechzig Jahre alt sein musste.

»Mr Boyle?«

»Ja.«

Der Mann kam ohne Umschweife und ohne Richard die Hand zu reichen, zum Thema.

»Ich sehe, Sie stecken mitten in den Vorbereitungen eines großen Festes. Ihre Hochzeitsfeier?«

»Ja, was kann ich für Sie tun, Mister ...?«

»Nennen Sie mich einfach Dimitri. Namen sind so vergänglich. Ihren allerdings werde ich so schnell nicht vergessen. Sie haben uns ganz schön eingeheizt in Dänemark. Wir mussten hohe Verluste an Mensch und Material hinnehmen. Sie schulden mir was.«

»Was wollen Sie?«

»Sie haben etwas, das ich gern hätte.«

»Verschwinden Sie, ehe ich Ihnen noch mehr Verluste zufüge.«

»Mr Boyle, reißen Sie Ihr großes Maul nicht so weit auf. Hier kann Sie niemand schützen. Heute nicht und auch nicht in Zukunft. Sie nicht und Ihre Familie nicht. Glauben Sie mir, ich werde bekommen, wofür ich bezahlt habe.«

Dimitri Orlow machte eine Kopfbewegung über den Hof und deutete auf die Jungs, die gerade dabei waren, mit Roger, dem dreijährigen Retriever, zu balgen.

Richard erhob sich aus seinem Schaukelstuhl und ging die Verandastufen hinunter auf Orlow zu. Hinter ihm trat Jeremia, sein Bruder, aus der Tür und stellte sich neben Richard.

»Gibt es hier ein Problem?«, fragte er und zielte mit einer doppelläufigen Schrotflinte auf die drei Männer.

»Nein, Jeremia, die Herren sind nur hier, um etwas abzuholen.«

»Wenn Sie mir die Unterlagen dann bitte übergeben würden? Ich verspreche Ihnen, dass wir ein für alle Mal aus Ihrem Leben verschwinden, ohne dass hier jemandem ein Haar gekrümmt wird.«

»Und wenn nicht?«, fragte Richard.

»Müssen Sie mich töten.«

»Kein Problem.«

»Davor habe ich keine Angst. Allah ist groß und wird mich für meine Taten belohnen. Auf mich wartet das Paradies, auf Sie die Hölle, wenn Sie dabei zusehen müssen, wie meine Leute ein Familienmitglied nach dem anderen töten.«

Einen Moment herrschte gespannte Ruhe.

»Brüderchen, ich schlage vor, du gibst den Herren, was sie möchten.«

»Okay.« Jeremia war schon immer der Vernünftigere der beiden Brüder. Manchmal hörte Richard sogar auf dessen Rat.

»Sie bleiben da stehen!« Richard ging zu einem der Fahrzeugwracks, die in der Scheune standen und darauf warteten, von ihm restauriert zu werden. Er schloss den Kofferraum eines alten Buick auf und holte Judith Mulligans Aktentasche heraus, ging zurück zum Haus und warf sie Orlow vor die Füße.

Nun hielt Orlow in den Händen, wofür Tausende von Menschen gestorben waren. Eine Abschrift des Originals der Ladeliste der *Lusitania*, die Präsident Wilson vor hundert Jahren für derart brisant befunden hatte, dass er sie in den Archiven für immer verschwinden lassen und nur noch den Präsidenten der Vereinigten Staaten von

Amerika zugänglich machen wollte.

Judith Mulligan hatte Kopien der Papiere im Nachlass ihres Urgroßvaters gefunden. Die Idee stammte von Mulligan dem Zweiten persönlich. Thomas Bennet hatte auf seiner Überfahrt nach England nicht nur die Formel und den Versuchsaufbau in seiner Aktenmappe dabei. Tief unten im Laderaum der *Lusitania* befanden sich die für die Herstellung des Giftgases benötigten Chemikalien. Die Briten kauften nicht den fertigen Kampfstoff ein, sondern ließen sich die Grundstoffe und die Formel zur Herstellung anliefern. Beides galt nicht als Konterbande und verstieß somit nicht gegen die Ausfuhrbestimmungen der US-Regierung für Waffenexporte. So konnten amerikanische Unternehmen und Banken ganz legal ihren Geschäften nachkommen.

Warum Judith diese Liste bei sich trug, darüber konnte Richard nur spekulieren. Wahrscheinlich war, dass die Bestände der Nazis, denen sie in Dänemark hinterherjagten, lediglich dazu dienten, zu beweisen, dass das Zeug seine Wirkung tat. Was fehlte, waren das Rezeptbuch und die Zutatenliste für den tödlichen Cocktail.

Einer der »Lakaien« nahm die Tasche, warf einen Blick auf den Inhalt und nickte. Orlow gab das Zeichen zum Aufbruch, ohne ein weiteres Wort an Richard und dessen Bruder zu richten.

Die beiden sahen schweigend dem Helikopter nach, als dieser von einem Moment auf den anderen wie ein Stein vom Himmel fiel.

Als sie das grollende Donnern der beim Aufschlag am Boden explodierenden Maschine hörten, kamen die Jungs aus der Scheune gerannt. »Was war das denn?«, rief Jackson.

»Die proben für das Feuerwerk heute Abend. Geht rein, es soll eine Überraschung sein«, antwortete Richard.

»Was war das?«, fragte Jeremy.

»Glaub mir, das willst du nicht wissen.«

»Doch, will ich.«

»Wahrscheinlich haben sie das Kästchen aufgemacht, das in der Tasche war. Ich hatte extra einen Totenkopf draufgeklebt.«

»Dieser verdammte Scheißkerl hat es schon wieder getan«, brüllte Norton durchs Telefon.

»Sie kennen doch seine Devise«, verteidigte Cunningham Richard: »Wer das Abenteuer sucht, der wird es finden.«

»Aber doch verdammt noch mal nicht immer auf unsere Kosten.«

»Beruhigen Sie sich! Haben Sie die Zeitung heute Morgen gelesen?«

»Wieso?«

»Er hat Ihnen eine Menge Arbeit erspart.«

»Wieso?«

»Gestern haben die USA und Russland im Syrienkonflikt den Schulterschluss gewagt, und Assad hat zugestimmt, seine Chemiewaffenbestände unter Aufsicht der UN vernichten zu lassen.«

»Ach so. Sie meinen, das war Richard?«

»Wer weiß?«

- ENDE -

FORSETAS LEXIKON

Unter diesem [Link](#) finden Ihr alle Inhalte zu Menschen, Orten und Wissenswertem zum Roman. Warum? Die meisten Personen und die Handlung sind frei erfunden. Allerdings wurde viele Zeit auf die Recherche verwendet, um den Handlungsrahmen so authentisch wie möglich aufzuziehen. So gibt es einige historische Figuren, die im Lexikon vorgestellt werden, technische Erläuterungen, Links zu Artikeln in Wikipedia, sowie Bilder und Texte zu Orten, die der Autor auf seinen Recherchereisen regelmäßig aktualisiert oder ergänzt, um eure Fantasie anzukurbeln.

[VORWORT](#)

[PROLOG](#)

[PIER 54, NEW YORK CITY](#)

[1. MAI 1915](#)

[HARBOØRE, DÄNISCHE NORDSEEKÜSTE](#)

[4. NOVEMBER 1916](#)

[NORDSEE WESTLICH VON DÄNEMARK](#)

[4. JULI 2013](#)

[FORSCHUNGSSCHIFF KELDYSH](#)

[ESBJERG](#)

[HDMS HVIDBJOERNEN](#)

[SKAGEN](#)

[LØKKEN](#)

[IN DER NÄHE VON HVIDE SANDE](#)

[LØKKEN](#)

[AALBORG](#)

[KELDYSH](#)

[TVERSTED](#)

[KELDYSH](#)

[FR EDERIKSHAVN](#)

[FORT BANGSBO](#)

[HOME SWEET HOME ALBERTA, KANADA](#)

[FORSETAS LEXIKON](#)

[Impressum neobooks](#)

Impressum

Texte © Copyright by

Carsten Dohme Gustav-Heinemann-Str. 24 28215 Bremen redaktion@gecko-publishing.de

Bildmaterialien © Copyright by

Carsten Dohme

Alle Rechte vorbehalten.

<http://www.neobooks.com/ebooks/carsten-dohme-forsetas-2022-ebook-neobooks-AX6gpM80KmOBmOCfloy9>